



BAND 18

STUDIEN DES AACHENER KOMPETENZZENTRUMS
FÜR WISSENSCHAFTSGESCHICHTE



Klaus Freitag, Dominik Groß (Hrsg.)

ZURÜCK IN DIE ZUKUNFT

Die Bedeutung von Diskursen über „Zukunft“
in der Wissenschaftsgeschichte

kassel
university



press

**Studien des Aachener Kompetenzzentrums
für Wissenschaftsgeschichte**

Band 18

Herausgegeben von
Dominik Groß

Klaus Freitag, Dominik Groß (Hrsg.)

Zurück in die Zukunft

Die Bedeutung von Diskursen über
„Zukunft“ in der Wissenschaftsgeschichte

Schriftleitung: Julia Nebe

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN print: 978-3-86219-888-7

ISBN online: 978-3-86219-889-4

DOI: <http://dx.medra.org/10.19211/KUP9783862198894>

URN: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0002-38890>

© 2017, kassel university press GmbH, Kassel
www.upress.uni-kassel.de

Umschlaggestaltung: Jörg Batschi Grafik Design, Kassel
Printed in Germany

Inhalt

KLAUS FREITAG UND DOMINIK GROB „Zukunft“ als wissenschaftliche Denkkategorie	7
SIMONE PAGANINI Kulturschock und Zukunftsbewältigung im antiken Israel. Was ist, wenn die Zukunft nicht besser wird?	15
MARCUS HELLWING Von den Pflichten eines zukünftigen Monarchen – Ciceros „De officiis“ zwischen Voraussicht und Schadensbegrenzung	27
TOBIAS WINNERLING „Vale, et me habe in memoria.“ Gelehrte Strategien des Sich-Fortschreibens im 18. Jahrhundert	51
SVEN BRAJER Kurt Eisner und sein ethisches Sozialismuskonzept am Ende der Wilhelminischen Ära	63
GOTTFRIED SCHNÖDL Das Ereignis, „wenn man sich im Bett umdreht“ – Zur Zukunft des Subjekts bei Alain Badiou und Robert Musil	75
DIRK SCHUSTER Das Postulat vom baldigen Ende der Religion. Die DDR-Religionssoziologie über eine Zukunft ohne Gott	91
HANS JÖRG SCHMIDT Der Zukunft immer einen Schritt voraus? Zum futurologischen, technikgeschichtlichen und (zeit-)historischen Quellenwert des Jahrbuchs „Das Neue Universum“ (1880-2002)	103
ANNE D. PEITER Atomkrieg und Literatur oder: die Unverdaulichkeit der Zukunft. Überlegungen zur „Futorologie des Essens“ in science-fiktionalen und wissenschaftlichen Texten	125
ARMIN HEINEN Schicksal – Zukunft – und das Leben als Spiel. Was die Geschichtswissenschaft über die Zukunft auszusagen vermag	137

PETRA MISSOMELIUS	
Von Umbrüchen und Kontinuitäten: Medien, Zukunft und Bildung	157
MATHIAS SCHMIDT	
„(...) die Zukunft werde dem Radium ein Zeitalter völliger Krankheitslosigkeit danken“. Radium als medizinisches Wundermittel im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts	167
Kurzbiographien der Autorinnen und Autoren	195
Korrespondenzadressen der Autorinnen und Autoren	199

„Zukunft“ als wissenschaftliche Denkkategorie

Klaus Freitag und Dominik Groß

Im November 2015 organisierte das Aachener Kompetenzzentrum für Wissenschaftsgeschichte (AKWG), großzügig unterstützt vom Förderverein der RWTH (proRWTH), einen Workshop ganz im Zeichen der Zukunft. Initiator und Tagungsleiter war Klaus Freitag, als Co-Gastgeber fungierte Dominik Groß. „Zukunft“ wurde dabei nicht als anthropologische Konstante, sondern vielmehr als eine mit dem gesellschaftlichen und kulturellen Umfeld eng verknüpfte und dynamische Denkweise verstanden.¹ Folglich lag der Fokus nicht allein auf der Frage, ob und wie Wissenschaften und Gesellschaften mit Zukunftskonzepten und Zukunftsvorstellungen umgegangen sind, sondern diese richtete sich auch darauf, die unterschiedlichen Schnittstellen – und darauf kam es den Veranstaltern vor allem an – ausfindig zu machen, die „Zukunft“ als Denkkategorie mit Gesellschaft und Wissenschaft verbinden. Ziel des vorliegenden Sammelbandes, der im Wesentlichen die schriftlichen Beiträge der 9. Tagung des „Aachener Kompetenzzentrums für Wissenschaftsgeschichte“ (AKWG) präsentiert, ist es demnach, diese Fragen aus wissenschaftsgeschichtlicher und historischer Perspektive mit dem Thema „Zukunft“ durchaus in unterschiedlichen Diskursen zu verbinden.

Der Historiker Lucian Hölscher hat in seinem wegweisenden Buch „Die Entdeckung der Zukunft“ aus dem Jahr 1999 gezeigt, dass Zukunft als Begriff für einen separierten einheitlichen geschichtlichen Zeitraum eine vergleichsweise moderne Erscheinung sei.² Dieses Denken über Zeit und Zukunft habe somit nicht der Erfahrungs- und Vorstellungswelt der Menschen in Antike und Mittelalter entsprochen. Dabei wird niemand bestreiten, dass man sich auch in der Antike und im Mittelalter intensiv mit dem, was wir gemeinhin als Zukunft bezeichnen, beschäftigt hat. G. Minois etwa hat die Antizipation des Zukünftigen durch den antiken Menschen als festen Bestandteil der allgewärtigen Suche nach Selbstvergewisserung und Sicherheit herausgestellt.³ Ständig galt es, Ängste zu verarbeiten und den Mut und das Selbstbewusstsein zu entwickeln, konkrete künftige Handlungen vorzubereiten und dann auch durchzuführen. Dies vorausgesetzt, mag es nicht verwundern, dass in antiken Gesellschaften dem Orakelwesen in all’ seinen unterschiedlichen Ausprägungen eine immense Bedeutung zukam. Menschliche Erfahrungsräume (als vergegenwärtigte Vergangenheit) und Erwartungshorizonte (als vergegenwärtigte Zukunft) – um hier die zentrale Begrifflichkeit von Reinhart Koselleck zu verwenden⁴ – waren in der Antike und im Mittelalter vielfach noch nicht getrennt, sondern überlagerten sich gegenseitig. Erwartungen speisten sich im Kern aus den Erfahrungen der Vorfahren und deren Vorgaben. Die Vorstellung von einer offenen und gestaltbaren Zukunft war auch in „politicis“ den antiken Griechen und Römern fremd.

¹ Dazu Graf/Herzog (2016); Seefried (2015); Andersson (2012).

² Hölscher (1999), S. 9.

³ Minois (1998).

⁴ Koselleck (1979a); Koselleck (1979b).

Dies gilt es künftighin stärker zu berücksichtigen und deshalb ist es ein wichtiges Anliegen, das wir in den Diskussionen im Rahmen des Workshops und den anschließend zusammengetragenen Aufsätzen verfolgten, nämlich die „Vormoderne“ – um hier einmal diesen höchst problematischen Begriff⁵ zu verwenden – zu berücksichtigen und nicht ganz aus den Augen zu verlieren. Unserer Ansicht nach wirken die beiden Beiträge von Simone Paganini zur Bedeutung der Prophetie in Israel und der Aufsatz von Marcus Hellwing zu den politischen Erwartungen des M. Tullius Cicero nach dem Tod des G. Julius Caesar im Spiegel der Schrift „De officiis“ keineswegs wie ein Fremdkörper. Während der Aufsatz von Hellwing ganz eindeutig die Thesen von Koselleck und Hölscher zu bestätigen scheint, deutet sich in den Beitrag zum antiken Israel an, dass „Zukunft als Konzept“ keineswegs erst seit der Moderne eine Rolle spielte.

Bedauerlicherweise fehlt in dem vorliegenden Band ein Beitrag zu den Zukunftskonzepten im antiken Griechenland. Tatsächlich gibt es gerade in dem angesprochenen Forschungsfeld noch viel zu tun. Allzu lange hat man sich mit Blick auf Zeit- und Zukunftskonzepte in der griechischen Antike mit vergleichsweise einfachen Lösungen zufriedengegeben. Bemerkenswert ist jedenfalls, dass, wenn man dem Althistoriker Christian Meier folgen will, ein gewisser „Fortschrittsgedanke“ in der Antike vorhanden und im Rahmen einer auf das Praktische konzentrierten Fortschrittserfahrung angelegt war, die vor allem die Atmosphäre in Athen im 5. Jahrhundert v. Chr. prägte.⁶ Erst in jüngster Zeit sind neuere und differenzierende Abhandlungen erschienen, die eine neue Sicht auf die Problemstellung erlauben.

Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte entfernten sich als europäisches Phänomen erst in der sogenannten Sattelzeit im 18. und 19. Jahrhundert voneinander. Bei genauem Hinsehen gerät dann vor allem die „gegenwärtige Zukunft“ und eben nicht die „zukünftige Gegenwart“ wie bislang in den Blick. Seit dem 19. Jahrhundert kam Zukunftskonzepten eine zentrale Relevanz in politischen Fragen zu, und auch für die Wissenschaften und die sich entwickelnden Wissenschaftsbetriebe und -institutionen wurde mit dem Begriff „Zukunft“ ein fester Orientierungsrahmen vorgegeben. Vor allem die Naturwissenschaften, aber auch die sich langsam ausdifferenzierenden Geistes- und Sozialwissenschaften waren geprägt von einem ungebrochenen Fortschrittsglauben, den Säkularisierungsvorgänge in unterschiedlicher Intensität und Intervallen noch weiter verstärkten. Der Begriff „Zukunft“ erlangte nicht zuletzt im 20. Jahrhundert in den westlichen Industriegesellschaften eine zentrale Bedeutung. Dieser Prozess wurde von Ideologien und Weltanschauungen sowie Paradigmen und Fortschrittsglauben geprägt. Im Zuge dessen formierte sich auch eine neue Wissenschaftsdisziplin – die Zukunftsforschung, die im weiteren Verlauf eine Entwicklung mit vielen Brüchen und Wendungen nahm.

Seit Anfang der 1970er Jahre des letzten Jahrhunderts – so ein gängiges Urteil – tut sich nicht nur die Geschichtswissenschaft mit dem überkommenen Konzept „Zukunft“ schwer. Dies gilt auch für die eher systematisch-empirisch angelegten Disziplinen wie Soziologie, Psychologie, Politikwissenschaft und die Wirtschaftswissenschaften. Damit entfernen sich auch diese Fachrichtungen immer weiter vom Grundgedanken, dass ein Ziel

⁵ Ridder/Patzold (2013).

⁶ Meier (1978).

ihrer Forschung selbstverständlich darin besteht, „Zukunft“ zu begründen und Beiträge dazu zu leisten, um diese zu gestalten.

Die Natur- und Ingenieurwissenschaften und auch die Medizin waren lange Zeit uneingeschränkt vom Gedanken getragen, dass sie zum gesellschaftlichen Fortschritt beitragen und demnach Wege in eine bessere Zukunft eröffnen. Aber auch dort ist man in den letzten Jahrzehnten, auch angesichts von Ereignissen wie den immer wiederkehrenden Wirtschaftskrisen, technikbedingten Katastrophen und den Reaktorunglücken von Tschernobyl und Fukushima, sensibler für die Risiken geworden, die mit dem Einsatz von technischen Verfahren verbunden sind. Weithin hat sich ein Bewusstsein dafür etabliert, dass bei allen wissenschaftlichen und technologischen Fortschrittmöglichkeiten sichere Aussagen über die „Zukunft“ nicht möglich sind.

Diese Einsichten und Grundüberzeugungen wiederum haben weitreichende Auswirkungen auf das Selbstverständnis von Wissenschaftlern, ihrer Fachdisziplinen und ihre Wirkung in der Öffentlichkeit. Dies zeigt sich nicht zuletzt auch darin, dass Experten für Zukunftsfragen – diesen Eindruck gewinnt man angesichts aktueller Diskussionen in der Öffentlichkeit – nicht mehr genuin aus dem wissenschaftlichen Bereich kommen, sondern vor allem aus Unternehmensagenturen und vergleichbaren Institutionen. Man wird gespannt sein, ob es gelingt, diesen vielerorts als höchst problematisch einzuschätzenden Entwicklungen dadurch entgegenzusteuern, indem man die Wissenschaftslandschaft erneut mit Instituten für „Zukunftsfragen“ sowie Professuren für Zukunftsforschung versieht und dementsprechende Studiengänge einrichtet.

Angesichts der Tatsache, dass der vorliegende Band sich nicht nur auf das 19. bis 21. Jahrhundert konzentriert, sondern einen weiten zeitlichen Bogen von dem antiken Israel bis in die Gegenwart spannt, ist den Herausgebern bewusst, dass es sich beim vorliegenden Band um kaum mehr als einen exemplarischen Anstoß zur vertieften Behandlung der komplexen Thematik handeln kann, zumal die verschiedenen Aufsätze von einer Methoden- und Themenvielfalt geprägt sind, wie ein allgemeiner Überblick über die diskutierten Themen und vorgetragenen Thesen deutlich zeigt. An dieser Stelle danken wir besonders Patrick Bergmans für die Verfassung des Tagungsberichts.⁷

Simone Paganini (Aachen) thematisiert „Zukunft“ als Erwartungshaltung in der Antike allgemein und speziell im Reich Israel. Prophetie und Zukunftsprojektionen seien nicht nur – wie häufig geschehen – als Propagandamittel einzuordnen, sondern auch als Sozialkritik in Krisenzeiten aufzufassen. Die Propheten versuchten sich dabei durch eine rückwärtsgewandte Zukunftsperspektive, also die Bestätigung des Vorhergesagten durch das Eintreten von Ereignissen in der Gegenwart, zu legitimieren. Im Laufe von drei Krisen entwickelten sich aus der Zukunftsangst der Bevölkerung erst eschatologische Hoffnungen. Deren Ausbleiben führte zu einer Erwartung der Apokalypse und schließlich zu der Erkenntnis, Zukunft lasse sich ausschließlich aktiv gestalten.

⁷ Tagungsbericht: Zurück in die Zukunft? Die Bedeutung von Diskursen über „Zukunft“ in der Wissenschaftsgeschichte. Eine Tagung im Rahmen des 9. Aachener Tages der Wissenschaftsgeschichte, 27.11.2015 Aachen, H-Soz-Kult vom 04.03.2016, online abrufbar unter: www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-6428 (gesehen: 27.10.2017).

In seiner Interpretation der „De officiis“ versucht Marcus Hellwing (Erfurt) Ciceros Zukunftsperspektive nach den Iden des März 44 v. Chr. und der Ermordung des Caesars zu beleuchten. Cicero habe damals aus seiner Sicht zumindest die Zeichen erkannt und aus ihnen auf Roms Zukunft als „monarchisch“ geführten Staat geschlossen. Prägend dafür sei nicht nur seine Anlehnung an den jungen Octavian, sondern auch sein Einsatz für die Beibehaltung von Caesars Verordnungen und dessen „Dignitas“ gewesen. Cicero habe nun über die „De Officiis“ einen Weg gesucht, Octavian auf seine Zukunft vorzubereiten und ihn vor Fehlern zu bewahren. Indem er auf Caesars jungen Erben als Retter des römischen Staates setzte, erfüllte sich Ciceros Zukunftsvorstellung, Freiheit und Überleben des Staates nur in der Rückkehr zur „res publica“ zu gewährleisten. Hellwing hat damit eine gute Grundlage dafür geschaffen, auf der Basis seiner Ausführungen eine tiefgehende Analyse zum Thema Zukunftsvorstellungen in der römischen Antike durchzuführen.⁸

Eine ganz andere Zukunftsperspektive thematisiert Tobias Winnerling (Düsseldorf) mit seinem Blick auf „Konservierungsstrategien“ in Gelehrtenkreisen der frühen Neuzeit. Er legt dar, dass einige von ihnen regelrecht Strategien entworfen haben, wie es möglich werden solle, dass die Erinnerung an sie auch in späteren Generationen bewahrt bleibt. Hierzu hätten die Gelehrten – erläutert am Beispiel einiger niederländischer Akademiker um 1700 – ihren eigenen Nachruhm dadurch zu bewahren gesucht, dass sie zumeist unveröffentlichte Werke ihrer Vorgänger oder Sammlungen lesenswerter Autoren publizierten. Eine weitere Strategie sei es gewesen, Person und Leistung des Vorgängers positiv herauszustellen und dadurch zugleich den eigenen Status und Ruhm als Nachfolger zu unterstreichen. Dabei ging es also nicht nur um Bewahrung von Erinnerung; Ziel war es vielmehr, sich ewigen Nachruhm zu sichern.

Die Zukunftsvision von Kurt Eisner und deren Grundlagen stehen im Fokus des Aufsatzes von Sven Brajer (Dresden). Eisner folgte demnach den Ideen des Neukantianismus wie des Pazifismus und arbeitete anhand deren Leit motive – angespornt von seiner anti-dynastischen, anti-militaristischen und anti-preußischen Einstellung – an einer Revision der bürgerlichen Geschichtsschreibung. Gleichzeitig trieb ihn seine Kooperation mit den alten Eliten in eine ambivalente Position zwischen den politischen Fronten. So verwirklichte der kurzzeitige Ministerpräsident des Freistaates Bayern zwar Reformen unter sozialistischen Gesichtspunkten, vermied aber eine Verstaatlichung der Industrie. Die Suche Eisners nach einem neuen Morgen in einer Zeit des Zusammenbruchs der alten Gesellschaftsstrukturen beendete dann sein Tod im Jahr 1919.

Über den Verfall alter Strukturen und den Umgang mit Technik referierte Gottfried Schnödl (Lüneburg) und nahm dabei die beiden Philosophen Ernst Kapp und Oswald Spengler in den Blick. Beide hätten neue Wege beschritten, indem sie die Technik der Natur und den Menschen anglichen. Werkzeuge (Organon) bzw. die Technik hätten letztlich nicht mehr die Aufgabe das Leben zu erleichtern, sondern nur zu erhalten, und produzierten auf diese Weise keine Zukunftsentwicklungen mehr. Statt Fortschritt durch Technik und den damit einhergehenden kausalen Zusammenhängen rückte bei Kapp und Spengler die eigenmächtige Entwicklung in den Vordergrund. Zeichen dieser Zeit sei somit

⁸ Vgl. dazu Wolkenhauer (2011).

auch der Bruch mit großen Werken in der Wissenschaft gewesen (zu denen ihre Arbeiten ironischer Weise selbst zählten), hin zu einer Ausdifferenzierung und zu Einzelfällen.

Dirk Schuster wendet sich einem interessanten wissenschaftsgeschichtlichen Thema zu, indem er die Bedeutung und Entwicklung der DDR-Religionssoziologie untersucht und dabei im Besonderen die Problematik in den Blick nimmt, dass politisch zumindest gewollt bzw. den allgemeinen Gesetzmäßigkeiten des Marxismus-Leninismus folgend man in der DDR auch über die Bedeutung einer Zukunft ohne Gott nachdachte. Man betrachtete dabei die zukünftige Entwicklung nicht nur als ein Verschwinden von Religion, sondern gleichzeitig wurde der Sozialismus marxistischer Prägung als weltanschauliches Äquivalent verstanden, welches „Religion“ und vor allem deren gesellschaftliche Funktion ersetzen kann. Im Zentrum steht in einer Art Vorstudie dabei der zwischen 1964 und 1969 an der Universität Jena existierende Lehrstuhl für ‚wissenschaftlichen Atheismus‘ unter der Leitung von Olof Klohr. Nach einer Erläuterung des Begriffs Atheismus in der DDR und Überlegungen zum Verhältnis zwischen Naturwissenschaft und Religion in der Religionssoziologie der DDR wird darauf hingewiesen, dass Erscheinungen wie die Entkirchlichung der DDR-Bevölkerung nicht als eine bloße Abwendung von Religion zu betrachten sei, sondern als aktive Entscheidung, sich unter dem Eindruck der atheistischen Weltanschauung dem Sozialismus ganzheitlich zu zuwenden.

Hans Jörg Schmidt (Heidelberg) nimmt einen bislang vernachlässigten Quellenbestand in den Blick und untersucht den futurologischen, technikgeschichtlichen und historischen Quellenwert des Jahrbuchs „Das Neue Universum“. Der erste Band des Jahrbuches wurde im Jahre 1880 veröffentlicht, es folgten insgesamt 119 Bände bis zur Einstellung des Jahrbuches im Jahre 2002. Gelesen wurde das reich bebilderte und illustrierte Werk – darauf weist Schmidt explizit hin – wohl in erster Linie von männlichen Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Mit einer geschätzten Auflage von 40.000 bis 70.000 fanden die Bände eine ansehnliche Verbreitung. Eine historische Analyse des Jahrbuches, so der Verfasser, bietet die Möglichkeit, historischen Wandel von technisch-wissenschaftlich fundierten Zukunftsvorstellungen über eine längere Zeitspanne nachzuvollziehen. Der Autor zeigt eindrücklich, wie sich Anspruch und Konzeption des Jahrbuchs im Verlauf der Zeiten veränderten und wie stark neue gesellschaftliche Entwicklungen und Problemstellungen sich dann in Inhalt und Gestaltung widerspiegeln.

In ihrem Aufsatz zur „Unverdaulichen Zukunft“ setzt sich Anne D. Peiter mit ausgewählten fiktionalen und nicht fiktionalen Texten zum Thema Atomkrieg auseinander. Nach einer allgemeinen Einführung in die „Futurologie des Essens“ und zu den Kriterien der Auswahl ihrer Texte untersucht sie paradigmatisch, wie Autoren über die künftige Essensbeschaffung und Essensverteilung nach dem Atomkrieg nachdenken. Zu den einflussreichsten Autoren, die sich mit futurologischen Fragen beschäftigten und dabei der Nahrungsmittelversorgung Bedeutung beimaßen, gehörte Hermann Kahn. Das 1960 erschienene Buch des eminenten Militärstrategen, Mitglied der RAND Corporation und Autor des 1960 erschienen „On thermonuclear war“ steht im Vordergrund ihrer Untersuchung, die im Kern literaturwissenschaftlich angelegt ist, aber an einigen Stellen weit darüber hinausreicht, wenn z.B. ersichtlich ist, dass die Vorstellung von Kahn entscheidenden Einfluss auf strategischen Pläne der US-Regierung hatte.

Dem Aufsatz des Aachener Neuzeithistorikers Armin Heinen kommt grundsätzliche methodische Bedeutung zu: Heinen zufolge ist die Geschichtswissenschaft, wenngleich sie nicht die Zukunft vorhersehen könne, in der Lage, unterschiedliche Wege der Zukunftsvorsorge und Varianten von „Zukünften“ zu beschreiben. Bereits früh sei dabei ein Bewusstsein von Morgen entstanden, welches gefährdet und nicht nur als eine Verlängerung des Jetzt, sondern auch als dessen Verbesserung gedacht war. Heute seien drei Zugänge zur „Zukunft“ möglich: als Begriff, als Diskurs oder als Kultur des Umgangs. Die vielen verschiedenen Ansätze, mit der Zukunft umzugehen, seien vor allem ein Zeichen für die Schwierigkeit einer Auseinandersetzung mit ihr. Fest stehe, dass historische Perspektiven immer mehrere unterschiedliche Vorstellungen von Zukunft zulassen, die häufig von den gängigen und naheliegenden Prognosen abweichen. Geschichte als Wissenschaft könne dazu beitragen, sich auf die Zukunft vorzubereiten.

Petra Missomelius (Innsbruck) nimmt in ihrem Aufsatz in grundsätzlicher Weise die Genese des Verhältnisses zwischen Bildung auf der einen und Medien auf der anderen Seite in den Blick. Dabei stellt sie heraus, dass das Zusammenwirken von Bildung und Medien häufig mit einer positiven Erwartung verbunden, zugleich aber immer auch von Medienphobie und Technikpositivismus begleitet wurden, so dass man in den jeweils neuen Medien – vom Buchdruck bis zu den digitalen Medien – je nach Standpunkt entweder Apokalypse oder Errettung sah. Die Frage nach der Beherrschbarkeit dieser Medien sei immer begleitet gewesen von Zukunftsängsten, die aber letztlich von Strategien der Beherrschung und anderen Problemlösungen abgelöst wurden. Die technische Entwicklung verursachte weder einen Verfall noch eine Revolution auf diesem Gebiet, sondern sei geprägt von vielen Fehlprognosen. Einen deutlichen Schlusspunkt setzte sie mit dem Hinweis, dass das Zeitalter der digitalen Medien einen neuen Akt in dieser Auseinandersetzung eröffnet, zumal die alten Medienbegriffe in der Welt der Digitalisierung nicht mehr recht greifen.

Mit der Frage nach Einsatz, Wirkung und Ruf von Radium im 20. Jahrhundert beschäftigt sich Mathias Schmidt (Aachen). Das Radium beflügelte nach seiner Entdeckung rasch die Phantasie und Zukunftsvisionen unterschiedlicher Wissenschaften. Unzählige Wirkungen schrieb man diesem Mittel der Zukunft zu, von der Schöpfung neuer Lebewesen bis zur Heilung von Krebs oder Lepra. Die Meinung der Medizin über die zukünftige Verwendbarkeit sei gespalten ausgefallen und bedingt gewesen durch die Frage, ob und wie das Mittel dem eigenen Fach zu mehr Prestige verhelfe. Dem entgegen griff die Industrie recht schnell nach dem Zukunftsmittel ‚Radium‘ und verarbeitete es in den verschiedensten Produkten, selbst dann noch, als die Wunderwirkung des Radiums schon widerlegt war. Dieses Beispiel belegt – so das Fazit –, wie erwartungsvolle Zukunftsperspektiven sich in der Bandbreite von Verwendbarkeit bis Nützlichkeit entwickeln können, die dann vor allem durch Werbung in die Öffentlichkeit augenfällig werden.

Die Durchführung der Tagung und die Realisierung des nun vorliegenden Tagungsbandes wären ohne viele helfende Hände nicht möglich gewesen. Besonders verbunden sind wir den Referentinnen und Referenten sowie Autorinnen und Autoren, die sich auf unsere Idee, über historische Bedeutung von Zukunftskonzepten in Gesellschaften und Wissenschaften nachzudenken, eingelassen haben. Wir danken für ihre erhebliche finanzielle und sonstige Unter-

stützung der Gesellschaft proRWTH, der Freunde und Förderer unserer Universität angehören. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Lehrstuhls für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin und des Lehrstuhls für Alte Geschichte, besonders Christoph Michels, Patrick Bergmans, Christoph London und Anna-Maria Treeck, haben sich als verlässliche Helfer in allen organisatorischen Fragen erwiesen.

Literatur

1. Andersson (2012): Jenny Andersson, The Great Future Debate and the Struggle for the World, *American Historical Review* 117 (2012), S. 1411-1430.
2. Graf (2008): Rüdiger Graf, Die Zukunft der Weimarer Republik, Krisen und Zukunftsaneignungen in Deutschland 1918-1933, München 2008.
3. Graf/Herzog (2016): Rüdiger Graf, Benjamin Herzog. Von der Geschichte der Zukunftsvorstellungen zur Geschichte ihrer Generierung. Probleme und Herausforderungen des Zukunftsbezugs im 20. Jahrhundert, *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft* 42 (2016), S. 497-515.
4. Hölscher (1999): Lucian Hölscher, Die Entdeckung der Zukunft, Frankfurt a.M. 1999.
5. Koselleck (1979a): Reinhart Koselleck, „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“. Zwei historische Kategorien, in: Reinhart Koselleck (Hrsg.), *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a.M. 1979, S. 349-375.
6. Koselleck (1979b): Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft der frühen Neuzeit*, in: Reinhart Koselleck (Hrsg.), *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a.M. 1979, S. 17-37.
7. Meier (1978): Christian Meier, Ein antikes Äquivalent des Fortschrittsgedankens: Das „Könnens-Bewußtsein“ des 5. Jahrhunderts v. Chr., *Historische Zeitschrift* 226 (1978), S. 265-316.
8. Minois (1998): Georges Minois, *Geschichte der Zukunft. Orakel, Prophezeiungen, Utopien, Prognosen*, Düsseldorf/Zürich 1998.
9. Ridder/Patzold (2013): Klaus Ridder, Steffen Patzold (Hrsg.), *Die Aktualität der Vormoderne. Epochenentwürfe zwischen Alterität und Kontinuität*, Berlin 2013 (= *Europa im Mittelalter*, 23).
10. Seefried (2015): Elke Seefried, *Zukünfte, Aufstieg und Krise der Zukunftsforschung 1945-1980*, Berlin 2015 (= *Quellen und Darstellungen zu Zeitgeschichte*, 106).
11. Wolkenhauer (2011): Anja Wolkenhauer, *Sonne und Mond, Kalender und Uhr. Studien zur Darstellung und poetischen Reflexion der Zeitordnung in der römischen Literatur*, Berlin/New York 2011.

Kulturschock und Zukunftsbewältigung im antiken Israel. Was ist, wenn die Zukunft nicht besser wird?

Simone Paganini¹

1. Einleitung

Als die Assyryer das Nordreich Israels eroberten und im Jahr 722 dessen Hauptstadt Samaria zerstörten, reagierten Gelehrte aus dem Nachbarreich Juda mit dem Verfassen bzw. mit der redaktionellen Überarbeitung ganz unterschiedlicher Schriften, die Zukunftsvisionen entwarfen. Ein ähnliches Vorgehen kann auch nach der Eroberung Judas seitens des Babylonischen Reiches (6. Jh. v. Chr.) und auch – wenngleich in diesem Fall die „Eroberung“ nicht so sehr eine militärische, sondern vielmehr eine kulturelle war – nach dem Siegeszug Alexanders des Großen beobachtet werden. Diese Zukunftsvorstellungen wiesen zunächst auf ein Gericht hin und beschreiben eine bedrohliche Zukunft. Gewisse Gelehrtenkreise versuchten hingegen eine positive Vision zu vermitteln. Innerhalb dieses Diskurses entwickelte sich ab der hellenistischen Zeit eine andere Vorstellung, welche die Zukunft mit apokalyptischen und eschatologischen Zügen beschrieb. Obwohl die Gattungen unterschiedlich sind, ist das Ziel der jeweiligen Texte, weniger den Blick auf eine mögliche Gestaltung einer fremden Zukunft zu richten, als vielmehr die eigene Gegenwart zu interpretieren und die damalige Gesellschaft zu gestalten.

Die Pragmatik dieser Texte zeigt außerdem, dass die Bewältigung der Zukunft immer wieder ganz ähnliche Vorgänge aufweist. Gerade die Analyse dieser Vorgänge erlaubt auch, Parallelen zu unserer modernen Welt zu ziehen.

In einem ersten Schritt soll das Phänomen der altorientalischen Prophetie und die besondere Bedeutung dieser Gattungsform, im Zusammenhang mit der Möglichkeit die Zukunft vorauszusehen, kurz erläutert werden.² Nur dank ihrer Verschriftlichung ist die prophetische Gattung heutiger Forschung zugänglich. Die prophetischen, wenn nicht zukunfts voraussagenden, dann zumindest zukunftsorientierten Texte entstanden nicht als paradigmatische literarische Darstellungen in einem neutralen ahistorischen Zusammenhang, sondern sind vielmehr Ausdruck einer „Krisen-Literatur“. Diese sollte zunächst Widerstand während der jeweiligen historischen Entstehungssituation leisten, um in der Tat eine Art „Zukunftserwartung“ nicht nur zu rechtfertigen, sondern auch vorzubereiten. Erst als klar wurde, dass die zukünftige Realität den Erwartungen nicht entsprach und eine erfüllende Gestaltung der Zukunft nicht gewährleistet werden konnte, entstand eine andere Gattung, die in der neuzeitlichen Forschung³ als „Apokalyptik“ bezeichnet wird. Deren Texte beschreiben in einer meist symbolischen und metaphorischen Sprache eine Zukunftsvision, die nicht unbedingt das Ende der Welt und der Geschichte voraussieht

¹ Der Autor ist Research Associate am Institut for Old Testament of the University of Pretoria (SA).

² Natürlich kann an dieser Stelle die Forschungslage nur angedeutet werden. Informativ und mit weiteren bibliographischen Angaben ist diesbezüglich Staubli (2010), S. 229-235.

³ Erstmals taucht diese Begrifflichkeit beim evangelischen Theologen Gottfried C. F. Lücke (1791-1855) in der Einleitung zu seiner Kommentierung der Johannesoffenbarung. Vgl. dazu Lücke (1832), S. VIII.

und ankündigt, sondern viel häufiger der Bewältigung der jeweiligen Gegenwartssituation dienlich war. In einem kurzen Ausblick wird abschließend versucht, die Zukunftsvorstellung und die Strategie der Zukunftsbewältigung in der antiken israelitischen Welt zu aktualisieren.

2. Propheten und die Vision einer möglichen Zukunft?

In der modernen Forschung hängt die Analyse der Prophetie sehr stark mit der Untersuchung des Kontexts zusammen. Prophetie ist demnach kein Phänomen, das lediglich innerhalb der israelitischen Welt typisch war, sie ist auch ein wesentliches Merkmal der altorientalischen Gesellschaften.⁴ Die qualitative Unterscheidung zwischen der hochgehaltenen prophetischen und der häufig als heidnisch gebrandmarkten divinatorischen Tätigkeit (Orakelverfahren, Hieroskopie, Astrologie und andere mantische Methoden des Gottesbescheids)⁵ ist als Folge eines ideologisch geführten wissenschaftlichen Diskurses zu verstehen und daher nicht mehr wirklich zielführend. Prophetie war in der altorientalischen Kulturwelt, in der Israel selbstverständlich keine Ausnahme bildet, nichts Außergewöhnliches. Sehr wahrscheinlich wurde sie schlicht als eine von vielen divinatorischen Methoden angesehen.⁶ Auseinandersetzungen zwischen „wahren“ Propheten, „falschen“ Propheten und anderen Spezialisten der Divination waren ebenfalls nichts Besonderes. Vor allem die Polemik gegen die „falschen Propheten“ im biblischen Buch des Propheten Jeremia scheint diese

⁴ Es steht der Forschung heute eine umfassende Sammlung von altorientalischen Texten zur Verfügung. Die altorientalischen Texten gehören hauptsächlich zu zwei Kategorien: Prophetenorakel und Hinweise auf Propheten in anderen Textarten. Alle Quellen sind in Dietrich (1986) vollständig gesammelt und übersetzt. Die Begrifflichkeit, die dabei verwendet wird, die Texte zu bestimmen, ist allerdings unterschiedlich. Die akkadischen Wörter „raggimu/raggintu“ meinen „Verkünder/Verkünderin“, „machchû/machchûtu, muchchûm/muchchûtum“ hingegen bezeichnen ein „Ekstatiker/Ekstatikerin“. Mit „âpilum/âpiltum“ „Antworte(r)/Antworte(rin)“ kommt schließlich eine Bezeichnung ins Spiel, welche dem hebräischen Wort für „Prophet“ bzw. „Prophetin“ „nāvi“ am ehesten entspricht. Die größte Sammlung von prophetischen Dokumenten stammt aus dem Stadtstaat Mari aus der altbabylonischen Periode (18. Jh. v. Chr.). Sie umfasst circa 50 Briefe, in denen Prophetenworte zitiert werden. Die prophetische Aktivität der altbabylonischen Zeit war aber nicht auf Mari beschränkt. Die Maribriefe berichten nämlich auch von prophetischen Auftritten in Aleppo und Babylon. Die zweitgrößte Sammlung der altorientalischen Prophetie stammt aus den assyrischen Staatsarchiven von Ninive. Die Mehrheit dieser assyrischen Propheten besteht aus der Wiedergabe von Worten der Göttin Ishtar, welche vor allem als Fürsprecherin für den König und sein Land eine wichtige Rolle ausübt. Einige Einzeltexte bezeugen die Existenz der Prophetie auch im westsemitischen Raum. Trotz dieser relativ hohen Anzahl an literarischen Belegen, muss man bedenken, dass die Zeugnisse relativ zufällig und äußerst uneinheitlich sind. Die geographische und chronologische Verteilung dieses Materials legt dennoch nahe, dass das Phänomen der Prophetie im Laufe der Geschichte des Alten Orients eine feste und kontinuierliche Tradition besaß, die keineswegs auf die israelitische Gesellschaft beschränkt war. Zu den altorientalischen Quellen und deren Parallelen in der hebräischen Bibel siehe ausführlich Scharf (2014).

⁵ Zu den unterschiedlichen Arten der Divination siehe sehr ausführlich Cryer (1994) und Jeffers (1996).

⁶ So ganz deutlich z.B. im sogenannten „Ämtergesetz“ von Dtn 18, wo es deutlich zwischen Prophetie und allen anderen magischen Praktiken unterschieden wird. Dazu mit weiterführender Literatur Paganini (2017), 68-97.

These zu untermauern.⁷ Nicht nur Methoden und Ergebnisse, sondern auch die gesellschaftliche Funktion der Prophetie war dieselbe, wie die der anderen divinatorischen Praktiken. In ihrer Rolle als Übermittler göttlicher Worte hatten auch die Propheten vor allem die Aufgabe, die übernatürliche Unterstützung der Herrschaft des Königs zu untermauern und diese gegebenenfalls mit einem Gottesbescheid zu verteidigen.⁸

Die Bezeichnung „Prophet“ deutet demnach nicht (nur) auf die Stellung der Person innerhalb des Kommunikationsprozesses mit einer Gottheit hin, sondern verweist (vor allem) auf eine gewisse gesellschaftliche Rolle und Funktion.⁹ Der Prophet in der assyrischen und babylonischen Gesellschaft führt eine – sakrale und politische – Aufgabe aus und unterscheidet sich daher von anderen Mitgliedern der staatlichen Gemeinschaft. Die Prophetenrolle ist allerdings zu verschiedenen Zeiten vielgestaltig. Es ist daher nicht möglich, einen bestimmten sozialen Hintergrund, ein bestimmtes Verhalten oder eine spezifische Ausdrucksweise als exklusives Kennzeichen der altorientalischen Prophetie zu definieren.¹⁰ Ein Prophet ist vor allem durch seine Fähigkeit definiert, als Sprachrohr von Gottheiten tätig zu sein. Er kann in dieser Funktion anerkannt und gewürdigt, aber auch missverstanden und an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden.¹¹

Die Übermittlung einer göttlichen Botschaft ist in der Tat die wichtigste Funktion der Prophetie. Der durchaus vorhandene, wenngleich nicht prominente, vorhersagende Aspekt

⁷ Zuletzt hat dazu in dieser Richtung Wessels (2012), S. 137-156, Stellung genommen.

⁸ Zur Kommunikation des Königs mit der Götterwelt siehe Pongratz-Leisten (1999). Es geht dabei natürlich nicht nur um positive Bestätigung, sondern auch um die Verdeutlichung von Mängeln in der Ausführung der Herrschaft.

⁹ Mit einer prophetischen Rolle im biblischen Sinn hat die Mantik (Orakeldeuter) nichts zu tun. Mantische Handlungen sind durch die Fähigkeit, göttliche Botschaften aus Naturzeichen zu gewinnen, gekennzeichnet (zum Beispiel aus dem Lauf der Gestirne, dem Vogelflug, der Geburt ungewöhnlich gestalteter Tiere, aber auch aus der Beobachtung von Innereien von Opfertieren oder von Ölmustern (im Wasser usw.). Die Mantik kann Vorzeichen interpretieren, von denen man glaubt, sie seien von den Göttern den Menschen zur Verfügung gestellt, um Auskunft über die künftige Welt zu geben. Der Prophet ist auch zu unterscheiden von einem Schamanen, der im normalen Fall Orakel in einem „Trance-Zustand“ ausspricht. Er verlässt seinen Körper, um in eine geistliche oder spirituelle Welt zu reisen und kann anschließend von den Erlebnissen dieser Reise berichten, die möglicherweise interpretationsbedürftige Auskünfte für die Gestaltung der Alltagswelt geben können. Der Text von Dtn 18 gibt innerhalb der hebräischen Bibel am ausführlichsten Informationen über die unterschiedlichen Formen der Divination. Dazu summarisch Römer (2009), S. 311-327 und systematischer in Paganini (2017).

¹⁰ Britt (2013), S. 24-26.

¹¹ Ein Grund für dieses gesellschaftliche Randdasein dürfte aber vor allem darin liegen, dass sie eben nicht in der Zukunft gelesen haben (deren Unverbindlichkeit niemanden wirklich hätte (auf)stören können), sondern sich ganz konkret auf ihre jeweilige Gegenwart bezogen. Im Namen Gottes deckten diese sogenannten Gerichtspropheten soziale Missstände auf, legten ihren Finger auf die Schuld des Volkes bzw. seiner Führer, riefen zur Umkehr und drohten dem verstockten Israel Unheil an. In dieser ihrer Eigenart aber sind sie ein Proprium des Volkes Israel. Ihr prophetisches Wort war in der jeweiligen Zeit einerseits ungeheuer konkret, andererseits aber derart paradigmatisch und beispielhaft, dass es auch in anderen Situationen immer neue Gültigkeit erhalten konnte. Siehe dazu Paganini/Paganini (2012), S. 182-186.

dieser Funktion ist hingegen deutlich untergeordnet.¹² Das auf die Zukunft ausgerichtete Verständnis des Wortes „Prophetie“ in der Alltagssprache ist jedoch nicht ganz willkürlich. Die literarischen Prophetengestalten – vor allem innerhalb der hebräischen Bibel – sind häufig auf die Zukunft hin ausgerichtet. Im gesamten Alten Orient sind aber die Prophetenworte keine exakten Beschreibungen künftiger Ereignisse, sondern vielmehr Zeugnis einer göttlich-menschlichen Kommunikation, die die Gegenwart interpretierend, die Zukunft gestalten will.¹³ Auch in der biblischen Prophetie ist die dargestellte Zukunft fast immer bereits Vergangenheit. Die Texte – auch diejenigen, die Orakeln ähneln – sind meistens nach den Ereignissen geschrieben worden, auf die sie sich beziehen. Die Nachfrage nach der Zukunft ist außerdem dem frommen Juden mehrfach innerhalb des Gesetzes untersagt.

3. Propheten zwischen „history“ und „story“

Die Prophetie war im gesamten Alten Orient eine wichtige gesellschaftliche Institution¹⁴, die im Laufe der Geschichte große Veränderungen erlebt hat. Die Tatsache, dass die biblischen Texte keine historischen Berichte sein wollen, erschwert die Forschung über ihre konkrete Ausgestaltung. Da in den biblischen Texten die Namen der Propheten und die Zeit ihres Auftretens in den meisten Fällen genau angegeben sind, scheint zwar die Datierung der prophetischen Texte in einer günstigen Lage zu sein, die historisch-kritische Forschung hat im Laufe der vergangenen 150 Jahre aber erhebliche Bedenken an der Verlässlichkeit dieser Angaben gemeldet. Noch problematischer gestaltet sich der Versuch, die reale Biographie eines Propheten zu rekonstruieren: die moderne Literaturkritik hat nämlich hinter den Prophetenerzählungen und den Prophetenbüchern unzählige anonyme Autoren ermitteln können, von denen man aber weder den Namen, noch die historisch-soziale Einbettung, noch eine konsensfähige Datierung definitiv aufklären kann.

Die Geschichte der Prophetie lässt sich – so wie die gesamte Literaturgeschichte der hebräischen Bibel¹⁵ – am besten durch die nationalen Katastrophen der beiden Reiche

¹² Dass diese Auffassung aber ganz und gar nicht korrekt ist, lässt sich in den Schriften der hebräischen Bibel unmissverständlich bezeugen. Innerhalb der sogenannten prophetischen Bücher beschäftigen sich nur die wenigsten Texte mit zukünftigen Ereignissen und selbst dort, wo in unserem heutigen Wortverständnis „prophezeit“ wird, handelt es sich stets um musterhafte Vorstellungen. Dem gegenüber steht ein großer Korpus an Prophetenerzählungen, die trotz ihrer Buntheit und Vielfalt in erster Linie eines wollen: für Gott Zeugnis ablegen. Der häufigste biblische Ausdruck für Israels Propheten lässt dann auch von Zeitreisen nichts erkennen und bedeutet viel mehr „berufener Rufer“ und auch seine Wiedergabe in der griechischen Übersetzung mit „prophétēs“ meint dem Sinn nach einen Sprecher Gottes vor dem Volk.

¹³ In der Forschung spricht man diesbezüglich vor allem von Prophetie „ex eventu“. Die Texte sind zwar so gestaltet, dass sie formal eine zukünftige Vision entwerfen, inhaltlich sind die vorausgesehenen Ereignisse aber in der Vergangenheit des Autors anzusiedeln. Es handelt sich allerdings nicht nur um einen literarischen Trick, sondern um eine verbreitete Gattung, die auf dieser Weise gestaltet wird.

¹⁴ In Deut 18 wird in einem Gesetzestext, der die künftigen „Ämter“ der israelitischen Gesellschaft definieren will, der Prophet neben Priester, Richter und König genannt. Vgl. Markl (2011), S. 51-68.

¹⁵ Die wichtigste dieser Krisen fand in der sogenannten Exilzeit statt, als Jerusalem im Jahr 587 v. Chr. vom Großreich der Babylonier zerstört wurde. Der für den Kult zentrale Tempel wurde verwüstet, die Stadt verbrannt und die jüdische Oberschicht mit ihren Priestern und Gebildeten nach Babylon verschleppt.

Israel und Juda in Perioden einteilen. Diese Schicksalsschläge werden literarisch aufgearbeitet und vielfach als Erfüllung vorausgehender prophetischer Strafansagen verstanden. Die zwei Hauptkrisen waren zweifelsohne die Eroberung des Nordreichs Israel durch die Assyrer (722 v. Chr.), in deren Zusammenhang die Schriftprophetie entstand, und die Eroberung Judas und Jerusalems durch die Babylonier (587 v. Chr.), welche vor allem die jüdische Schrift-Prophetie massiv beeinflusste.

Mit dem – wohl literarischen¹⁶ – Beginn des Königtums im 10. Jh. v. Chr. finden sich in den Texten der hebräischen Bibel auch die ersten literarischen Berichte über das Auftreten von Propheten, die in Krisensituationen den König beratschlagen (1Sam 28,6.15 oder 2Sam 7). So wie die ersten Könige sind auch die Gestalten von Elija oder Elisha zunächst einmal musterhafte Persönlichkeiten, die kaum historische Valenz haben. Die Beschreibung ihrer Tätigkeit würde höchstens Auskunft über das Verständnis der Prophetie in der Zeit, als die Texte verfasst wurden, geben. Darüber herrscht innerhalb der Forschungsgemeinschaft allerdings auch kein verbreiteter Konsens. Die Berichte über die ersten 200 Jahre Monarchie in Israel und Juda sind mit aller Wahrscheinlichkeit einige Jahrhunderte später niedergeschrieben worden.

Ein ähnliches Problem kann man auch im Fall der ersten Zeugnisse einer schriftlichen Prophetie als Folge des Untergangs des Nordreiches Israels durch die assyrische Eroberung erkennen. Die Propheten werden zwar namentlich genannt und durch die Angabe der Regierungszeit der jeweiligen Könige situieren sie ihre Botschaft in einem klaren historischen Zusammenhang, dennoch lassen sich die ursprünglichen Prophetensprüche nur schwer identifizieren (z.B. bei Amos, Micha oder Hosea). Die ältesten literarischen Schichten dieser Schriften dürften die mündlichen, eine Strafe Gottes ankündigenden, Ausrufe dieser (historischen) Gestalten wiedergeben.¹⁷

Nach dem Untergang des Nordreichs wurden diese Sammlungen in Juda (Südreich) und Jerusalem nicht nur aufbewahrt, sondern auch gelesen, interpretiert und schließlich fortgeschrieben und aktualisiert, um deren Relevanz auch in anderen veränderten histo-

Genau dieser Gruppe der Gebildeten ist nach dem aktuellen Stand der Forschung die schriftliche Fixierung der in dieser Zeit entstandenen biblischen Werke zu verdanken. Um die Katastrophe vom Verlust der politischen und kulturellen Souveränität auf religiöser Ebene verarbeiten zu können, konstruierten diese ehemaligen Hofbeamten eine Geschichtsdarstellung. Sie gebrauchten dabei ein sehr einfaches und in seiner Klarheit überzeugendes Deutungsmuster: da die dem Volk Israel von Gott aufgegebenen und im Buch Deuteronomium zusammengefassten Gesetze nicht eingehalten worden sind, hat Gott zur Strafe die nationale Tragödie des Exils herbeigeführt. Neben dieser negativen Erklärung wollte man aber auch eine Hoffnung für die Zukunft aufzeigen und so bemühte man sich in der den biblischen Schriften vorangestellten Konfrontation mit den Göttern und Mythen der Eroberer den Beweis zu führen, dass der eigene Gott, der Gott Israels, stärker sei als die Götzen der siegreichen Großmacht. Das ist zum Beispiel der Fall in der Erzählung der Erschaffung der Welt, in der Sonne, Mond und Sterne – die Hauptgottheiten Babylons – als Geschöpfe des israelitischen Gottes dargestellt werden.

¹⁶ Die Diskussion über die Historizität von Gestalten wie König David oder Salomo würde an dieser Stelle zu weit führen. Die aktuelle literarische und archäologische Forschung geht davon aus, dass die Ursprünge des Königtums, wie sie in den beiden Büchern Samuels beschrieben werden, die Folge von einer späteren (8. Jh. v. Chr.?) literarischen Schaffung sind. Vgl. dazu u.a. Frevel (2008), S. 625-626.

¹⁷ Stark umstritten ist jedoch, welche Textpassagen zur ältesten Schicht gehören. Je nachdem ergibt sich ein völlig verschiedenes Bild von der ursprünglichen mündlichen Verkündigung der einzelnen Propheten.

rischen Situationen zu verdeutlichen. In Aufnahme und in Auseinandersetzung mit diesem Erbe bekam die – schriftliche und mündliche – Prophetie im Südreich einen großen Aufschwung. In manchen prophetischen Kreisen des Südreiches wurde sehr wahrscheinlich nach einem Weg gesucht, wie Jerusalem dem Schicksal, das Israel getroffen hatte, entkommen könnte. Teile der ursprünglichen Sammlungen, die heute in den Büchern der prophetischen Gestalten Jesaja, Micha, Zefanja, aber auch Jeremia und Nahum zu finden sind, stammen aus dieser Zeit. Mit der Niederlage des assyrischen Reiches und der konsequenten Rettung Jerusalems (Ende des 8. Jh.) entwickelte sich eine sehr starke theologische und prophetische Strömung, die der Hauptstadt Juda eine Art Unbesiegbarkeit aufgrund der Gegenwart des Tempels attestierte.¹⁸

Der Wechsel, der sich zwischen den beiden Weltmächten der Antike Assyrien und Babylon anbahnte, wurde innerhalb der jüdischen Prophetie diskutiert und hinterfragt. Die Eroberung Jerusalems, die Deportation eines großen Teils der Bevölkerung nach Babylon, das reale Ende des davidischen Königtums und die Zerstörung des Tempels wurden schließlich als die Erfüllung aller prophetischen Strafansagen verstanden. Die soziale, immer wieder aktualisierte Botschaft der älteren Propheten wurde demnach uminterpretiert, deren Schriften gesammelt, bearbeitet, verteilt und studiert. Die babylonische Eroberung führte schließlich ab 587 v. Chr. zu einer jahrzehntelangen Exilierung der wichtigsten und einflussreichsten jüdischen Bevölkerungsteile nach Babylon und zur Flucht eines weiteren Teils der Bevölkerung nach Ägypten. Als ein knappes halbes Jahrhundert später die Perser das babylonische Reich eroberten und die Herrschaft über Judäa übernahmen, erwiesen sie sich als erstaunlich tolerant. Das führte dazu, dass Propheten dieser Zeit (Haggai, Sacharja, aber auch im zweiten Teil des Buches Jesaja) die persischen Könige als legitim anerkannten.¹⁹

Manche Propheten setzten sich für die Wiedererrichtung des Tempels in Jerusalem ein und verbanden das – historisch schließlich erfolgreiche – Unternehmen mit hohen Erwartungen an eine „wunderbare“ Zukunft.²⁰ Diese Hoffnungen erfüllten sich allerdings nicht und somit wurde diese Vorstellung jenseits der Geschichte – „am Ende aller Tage“ (Mi 4,1; Jes 2,2) – prognostiziert. Sowohl die politische Situation als auch die soziale Umstrukturierung während der persischen Herrschaft waren dafür entscheidend. Und dennoch wird an keiner Stelle der prophetischen Sammlung in der hebräischen Bibel das Ende des persischen Reiches angekündigt oder gar reflektiert. Ein Grund ist mit Sicherheit, dass nach der Wiedererrichtung des Tempels, während der Neugründung der jüdischen Gesellschaft unter den Bedingungen der realen und gelebten Geschichte, keine vollständige

¹⁸ Natürlich ist die Entwicklung der „Zionstheologie“ ein komplexes literarisches Phänomen. In seinen Hauptzügen ist sie dennoch auf die vermeintliche Sicherheit innerhalb der Jerusalemer intellektuellen Oberschicht zurückzuführen. Vgl. dazu Paganini/Giercke-Ungermann (2013).

¹⁹ Jes 45 bezeichnet sogar den persischen König Kyrus als „Messias“.

²⁰ Die eschatologische Vision einer Welt, wo Frieden verbreitet ist und sowohl bei Menschen aber auch bei Tieren Harmonie und Eintracht herrschen werden, wird ausdrücklich formuliert. Der Text aus dem elften Kapitel des Buches Jesaja (6-8) ist dabei paradigmatisch: „Dann wohnt der Wolf beim Lamm, der Panther liegt beim Böcklein. Kalb und Löwe weiden zusammen, ein kleiner Knabe kann sie hüten. Kuh und Bärin freunden sich an, ihre Jungen liegen beieinander. Der Löwe frisst Stroh wie das Rind. Der Säugling spielt vor dem Schlupfloch der Natter, das Kind streckt seine Hand in die Höhle der Schlange.“

Realisierung einer vollkommenen Gesellschaft Gottes vorstellbar war. Zusammen mit dem Umbruch in der Geschichte Israels und des Alten Vorderen Orients in der Folge des Eroberungsfeldzugs Alexanders des Großen, ist dieser ein Grund für die Entstehung einer anderen Form der prophetischen Verkündigung, die heute unter der Bezeichnung Apokalyptik bekannt ist.

Mit Alexander und seinen Nachfolgern entstand eine hellenistische Verschmelzungskultur mit erstaunlichen kulturellen und technischen Fortschritten, die auch im Judentum Reaktionen hervorriefen. Manchmal fand die Entwicklung Zustimmung, in der großen Mehrheit der Texte, die in der hebräischen Bibel überliefert wurden, ist allerdings eine ablehnende Position zentral und verbreitet. Mit dem Danielbuch, dessen Entstehung in die Verfolgungszeit unter dem hellenistischen König Antiochus 4. Epiphanes fällt, beginnt der Übergang von der Prophetie zur Apokalyptik. Diese ist eine literarische Gattung, die sich u.a. gerade mit der Fragestellung auseinandersetzt: Wie kann man die Zukunft gestalten, wenn sich die positive prophetische Botschaft nicht bewahrheitet hatte? Natürlich, so wie für die Prophetie handelte es sich auch im Fall der Apokalyptik um eine literarische Gattung, deren Historizität sich schwer belegen lässt. Auf der literarischen Ebene geht es aber ganz deutlich nicht so sehr um die Rekonstruktion von historischen Ereignissen, sondern vielmehr um die Botschaft, die derartige Texte liefern.

4. Prophetie und die Apokalyptik

Der Begriff „Apokalypse“ wird häufig mit einer globalen Krisenzeit, mit Schreckensbildern vom Zivilisationsuntergang und Endgerichtserwartung in Verbindung gebracht. Die ursprüngliche Bedeutung des griechischen Wortes legt hingegen nahe, dass mit dieser zunächst literarischen Gattung Zukunfts- und Endzeiterwartungen zusammengefasst werden. Es geht dabei nicht so sehr um präzise literarisch ausformulierte Sprüche, die eine Zukunftsvorstellung präsentieren, sondern vielmehr um einen literarischen Versuch, sich auf die künftige Zeiten vorzubereiten. Dieser geht davon aus, dass (gläubige) Menschen die Situation ihrer konkreten Welt als unerträglich empfinden und daher ihre als unheilvoll empfundene Situation zu überwinden versuchen. Jedoch führt die – meistens vorgegebene – Unüberwindbarkeit der jeweiligen historischen Situation dazu, dass die gesamte Geschichte als heillos, gottlos und de facto verloren angesehen wird. Die Welt ist in einer nicht lösbaren Unheilsituation gefangen und diese Einstellung wirkt sich auch auf die Zukunftserwartung aus. Das Geschichtsverständnis ist dabei relativ eindeutig: sowohl am Beginn als auch am Ende der Geschichte herrscht eine Situation des Friedens und des Heils. Dieses Heil, das auch eine gewisse Zukunftssicherheit vermittelt, wird aber im Verlauf der Geschichte immer stärker bedroht und die gegenwärtige Situation der Apokalyptiker wird als äußerst bedrohlich und prekär empfunden. Jede Ordnung ist verloren gegangen und es fehlt jeder Ansatzpunkt, um sich der Zukunft zu stellen und diese zu bestehen. Die Zukunft kann nicht mehr gestaltet werden und die prophetische Vision wird somit hinfällig, da die Interpretation der Gegenwart zu keinen vernünftigen Plänen mehr führen kann. Der Abschnitt der Geschichte, der zu Ende geht, kann in der Folge lediglich katastrophal enden. In diesem Zusammenhang entwickelte sich auch die Vorstellung der endzeitlichen Drangsalen und Schreckenserfahrungen, die allerdings keine

definitive Phase, sondern nur ein Durchgangsstadium auf dem Weg zur endgültigen Lösung darstellen.²¹

Die Hoffnung auf das heilvolle Eingreifen Gottes zugunsten der Frommen trägt dazu bei, dass die apokalyptische Eschatologie ihre Kraft vor allem in Zeiten von Unterdrückungs- und Verfolgungserfahrung entfaltet. Genauso wie die Prophetie hat auch die Apokalyptik nicht nur eine religiöse, sondern vor allem eine soziale und politische Funktion. Die Vorstellung einer Zukunft, die nach Gewalt und Zerstörung als Heilvision zugänglich gemacht wird, dient dazu, die eigene Gruppierung angesichts eines gedachten universalen Endgerichtes nicht nur zu definieren, sondern auch dazu, die Angehörigen der apokalyptischen Gemeinschaft zu motivieren, dem Assimilationsdruck und der religionskritischen Einstellung ihrer Umwelt konsequent standzuhalten.

Die Apokalyptik ist – viel stärker als die Prophetie – ein Krisenphänomen. Der Ursprung der schriftlichen Apokalyptik besteht in der Tat in einer Reaktion auf gesellschaftliche, religiöse, soziale und politische Umbrüche. Die Geschichtskonzeption der Apokalyptik verstärkt somit die Funktion, die offene Frage der Gesellschaft nach der für relevant und definitiv gehaltenen Gerechtigkeit Gottes zu beantworten. Die Gruppe der Autoren dieser Texte versteht sich dabei als Idealbild der Gesellschaft und will sich – angesichts der als defizitär und krisenhaft erlebten Gegenwart – stabilisieren, indem identitätsstiftende Zukunftsvorstellungen entworfen werden.

So wie es keine homogene und klar definierbare prophetische Bewegung gab, ist auch eine konturierte und einheitliche apokalyptische Bewegung schwer auszumachen. Es handelte sich auch in diesem Fall um Diskurse, die von unterschiedlichen Zirkeln und Gruppen weiterverfolgt wurden, die zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten agierten. Das eigentliche gemeinsame Element war die Vorstellung einer ähnlichen Vision für die Zeit nach der Krise. Eine Zeit, die man aktiv bereits in der Vorbereitung vor dieser Krise gestalten könnte. Dass die meisten apokalyptischen Texte Schreckensvisionen und unglaubliche Kämpfe zwischen Gut und Böse vor dem Hintergrund eines deterministischen und meistens dualistischen Weltbilds darstellen, zeigt die konkrete Schwierigkeit, positive und realisierbare Konzepte für die Gestaltung dieser zukünftigen Zeit zu entwerfen.

5. Ausblick

Wenn die Zukunft, welche die Prophetie eigentlich als Vision darlegt, nicht eintrifft, ändert sich die Vision nicht, sie wird vielmehr mit anderen Mitteln mitgeteilt. In diesem Sinne ist die Apokalyptik eine direkte Fortsetzung der prophetischen Gesellschaftskritik mittels der Verwendung von ganz anderen literarischen Kategorien. Während die Prophetie das Verfallen der Gesellschaft androht, gleichzeitig aber auch – neben der Gerichtsbotschaft – eine Heilsvorstellung für die Zukunft kennt, wird im Rahmen der apokalyptischen Vorstellungswelt, als Folge eines vom angegebenen „rechten Weg“ abweichenden Verhaltens, eine zukünftige

²¹ Neben dieser grundsätzlich positiven Geschichtsdeutung kennt man auch eine vermehrt negative apokalyptische Idee einer Welt, die – ausgehend von einem ursprünglichen Idealzustand – unaufhaltsam auf ihr Ende zuläuft. Dieses Ende mündet aber nicht in einer möglichen Heilszeit. Die Pragmatik dieses Konzeptes besteht darin, Reformdruck zur Abwehr einer als möglich oder wahrscheinlich erachteten Krise zu erzeugen. Vgl. dazu Tilly (2012), S. 20-35.

Bestrafung erwartet. Diese hat ganz konkrete Folgen für die Gegenwart der eigenen Gruppe: normalerweise eine zukünftige ewige Verdammnis bzw. ein gegenwärtiger Ausschluss aus der Gemeinschaft.²²

Prophetie ist ein Versuch, die Grenze der Zeit aufzuheben, indem konkrete Ereignisse der Geschichte in die Vergangenheit schriftlich rückprojiziert werden, einerseits um die Gegenwart zu interpretieren und andererseits eine mögliche Zukunft zu gestalten.

Das Nachdenken über die Zukunft bleibt jedoch nicht der Prophetie vorbehalten, die Kultkritik und vor allem die soziale kritische Einstellung gegenüber den jeweiligen Herrschern spiegeln sich auch im Phänomen der Apokalyptik wider. Dort werden die Grenzen der Zeit umso mehr gesprengt, indem die Zukunft eschatologische Züge annimmt. Man denkt an ein Gericht, das endlich zu einer Gesellschaft führen wird, welche den göttlichen Vorgaben entsprechen wird. Man wünscht sich neue Herrscher, die nach bestimmten Regeln ein neues Zeitalter einführen und leiten werden. Man nennt die unterschiedlichen Elemente der Gesellschaft dennoch nicht direkt beim Namen, sondern verwendet Bilder, die häufig nur für Initiierte verständlich sind. Vor allem stellt man sich unterschiedliche Zukünfte vor, die man beeinflussen und gestalten kann.²³

In der Tat werden unterschiedliche Diskurse geführt, die – „mutatis mutandis“ – vielmehr mit modernen soziologischen und politologischen Analysen als mit antiken Zukunftsvorstellungen verglichen werden können. Es geht nie – auch in der Apokalyptik nicht – um den Versuch, Ereignisse vorauszusehen, sondern stets um die Tendenz, Vergangenes zu deuten, um Gegenwart und Zukunft besser gestalten zu können.

In weiten Teilen der kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Diskurse der Gegenwart zeigt sich eine durchgehende Verweltlichung dieser zunächst zutiefst jüdischen Konzepte, welche durch das Christentum in die westliche Gesellschaft Eingang gefunden haben. Die prophetische Erneuerung der Gesellschaft und das apokalyptische Ende der Welt werden heutzutage selbstverständlich – und möglicherweise zu Recht – der Anordnung Gottes entzogen und in die Verfügungsgewalt der Menschheit gestellt. Diese Rezeption des prophetischen Denkens und des Apokalypse-Begriffs – samt der mit ihm verbundenen literarischen Motive – verwendet trotz ihres areligiösen Gebrauchs Kategorien und Vorstellungen, welche vor allem aus der jüdisch- und christlich-religiösen Tradition stammen.

Auf diese Weise – um zu unserem Thema zurückzukehren – wird die Zukunft als ein Erwartungszeitraum wahrgenommen, der nicht nur positive Möglichkeiten, sondern auch Ängste und vor allem ganz unterschiedliche Bestrebungen für seine Gestaltung mit sich bringt.

Der gegenwärtige gesellschaftliche Fortschrittsglaube, die wirtschaftliche Globalisierung, aber auch die verbreitete Fortschrittsskepsis und die Betrachtung einer mehr oder weniger fernen Vergangenheit als Zustand der idealen Ordnung lassen sich durchaus in die Kategorien der traditionellen apokalyptischen Vorstellungswelt einordnen.

Pessimistische bis hoffnungslose Gegenwartswahrnehmung zusammen mit dem Ausdruck der Bedrohung unserer gewohnten Gesellschaft bzw. deren Werte sind selbstverständlich nicht ahistorisch. Globale Katastrophen – von Umweltproblemen, Hungersnöten,

²² Tilly (2012), S. 116-134.

²³ Britt (2013), S. 33-35.

Seuchen, Kriegen, Terrorismus bis zur Flüchtlingsproblematik – werden zwar als „apokalyptisch“ wahrgenommen, können aber dennoch nicht in einen gesamten Sinnzusammenhang eingefügt werden. Die heutige Weltgeschichte kann lediglich als fortwährender Rückschritt und somit als krisenhafter endgültiger Endpunkt angesehen werden. Vor dieser pessimistischen verweltlichten Sicht halten die prophetische und die jüdische apokalyptische Vision hingegen an ihrer Heilskomponente fest. Die Erwartung eines Endes dieser Welt ist nämlich kein finaler Untergang, sondern ein Wendepunkt und ein Übergang in eine neue, grundsätzlich als positiv empfundene Welt. Diese Wahrnehmung der Zukunft will dennoch keineswegs die Perspektive in eine andere, bessere Existenz verschieben, sie diene dazu – und im Prinzip kann sie immer noch dazu dienen –, gegenwärtige Ängste aufgrund einer als bedrückend empfundenen Gegenwartssituation zu beseitigen und einen identitäts- und sinnstiftenden Entwurf einer hoffnungsvollen Zukunft zu gestalten.

Literatur

1. Britt (2013): Brian Britt, „Die Zukünfte der biblischen Prophetie“, in: Daniel Weidner, Stefan Willer (Hrsg.), *Prophetie und Prognostik. Verfügungen über Zukunft in Wissenschaften, Religionen und Künsten*, München 2013, S. 23-35.
2. Cryer (1994): Cryer Frederick, *Divination in Ancient Israel and in Its Near eastern Environment. A Socio-Historical Investigation*, Sheffield 1994.
3. Frevel (2008): Christian Frevel, *Grundriss der Geschichte Israels*, in: Erich Zenger, Heinz-Josef Fabry, Georg Braulik (Hrsg.), *Einleitung in das Alte Testament*, 6. durchgesehene und erweiterte Aufl., Stuttgart 2008, S. 587-731.
4. Jeffers (1996): Ann Jeffers, *Magic and Divination in Ancient Palestine and Syria*, Leiden 1996 (= *Ancient Near East – Studies in the History of the Ancient Near East*, 8).
5. Kaiser (1986): Otto Kaiser (Hrsg.), *Deutungen der Zukunft in Briefen. Orakel und Omina*, Gütersloh 1986 (= *Texte aus der Umwelt des Alten Testaments*, 2).
6. Lücke (1832): Gottfried Christian Friedrich Lücke, *Commentar über die Schriften des Evangelisten Johannes. Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung Johannis und in die gesammte apokalyptische Litteratur*, Band 1-2, Bonn 1832.
7. Markl (2011): Dominik Markl, *Moses Prophetenrolle in Dtn 5; 18; 34. Strukturelle Wendepunkte von rechtshermeneutischem Gewicht*, in: Georg Fischer, Dominik Markl, Simone Paganini (Hrsg.), *Deuteronomium – Tora für eine neue Generation*, Wiesbaden 2011 (= *Beihefte zur Zeitschrift für altorientalische und biblische Rechtsgeschichte*, 17), S. 51-68.
8. Paganini (2017): Simone Paganini, *Ein Gesetz zur Schutz der korrekten Kulthandlungen. Zauberei, Magie und andere verbotene Praktiken in Dtn 18,8-14*, in: Jens Kamlah, Rolf Schäfer, Markus Witte (Hrsg.), *Zauber und Magie im antiken Palästina und seiner Umwelt*, Wiesbaden 2017 (= *Abhandlungen des Deutschen Palästina-Vereins*, 46), S. 68-97.
9. Paganini/Giercke-Ungermann (2013): Simone Paganini, Annett Giercke-Ungermann, *Zion/Zionstheologie*, <https://www.bibelwissenschaft.de/stichwort/35418/> (gesehen: 27.10.2017).
10. Paganini/Paganini (2012): Simone Paganini, Claudia Paganini, *Was glaubten die Menschen zur Zeit Jesu? Eine Einführung in das Alte Testament*, Kevelaer 2012 (= *Topos Taschenbücher*, 808).
11. Pongratz-Leisten (1999): Beate Pongratz-Leisten, *Herrschaftswissen in Mesopotamien: Formen der Kommunikation zwischen Gott und König im 2. und 1. Jahrtausend v. Chr.*, Helsinki 1999 (= *State Archives of Assyria Studies*, 10).
12. Römer (2009): Thomas Römer, *Das Verbot magischer und mantischer Praktiken im Buch Deuteronomium (Dtn 18,9-13)*, in: Thomas Naumann, Regine Hunziker-Rodewald (Hrsg.), *Diasynchron. Beiträge zur Exegese, Theologie und Rezeption der Hebräischen Bibel. Walter Dietrich zum 65. Geburtstag*, Stuttgart 2009, S. 311-327.
13. Schart (2014): Aaron Schart, *Prophetie (AT)*, <https://www.bibel-wissenschaft.de/stichwort/31372/> (gesehen: 27.10.2017).
14. Staubli (2010): Thomas Staubli, *Begleiter durch das Erste Testament*, Ostfildern 2010.
15. Tilly (2012): Michael Tilly, *Apokalyptik*, Stuttgart/Basel 2012.
16. Wessels (2012): Wilhelm J. Wessels, *True and false prophets: who is to decide? A perspective from Jeremiah 23:9-40*, *Journal for Semitics* 21 (2012), S. 137-156.

Von den Pflichten eines zukünftigen Monarchen – Ciceros „De officiis“ zwischen Voraussicht und Schadensbegrenzung

Marcus Hellwing

1. Einführung

Dietmar Kienast schreibt in seiner Augustus-Biographie den Schriften und Reden Ciceros eine große Bedeutung für die Herausbildung und Ideologie des monarchischen Principats zu und spielt dabei vor allem auf „De oratore“ und „De re publica“ an.¹ Allerdings bremsst Kienast seine Aussage direkt wieder aus, indem er weiterhin vermerkt, dass Cicero das neue politische System, das unter dem Erben Caesars etabliert wurde, wohl kaum gebilligt hätte.² Beide der oben genannten Werke wurden bereits in den 50er Jahren v. Chr. publiziert, in einer Zeit, in der in Rom an Octavian – den späteren Kaiser Augustus – noch gar nicht zu denken war. Seine Schrift über das pflichtgemäße Handeln – „De officiis“ – hingegen schrieb Cicero erst Ende 44 v. Chr., als Octavian bereits die politische Bühne Roms betreten und tatkräftig auf sich aufmerksam gemacht hatte. Der Großneffe Caesars war im Todesjahr des Diktators gerade einmal 19 Jahre alt, hatte aber bereits an Kriegszügen Caesars teilgenommen, war in das Priesterkollegium der Pontifices aufgenommen worden und wurde zum Studium nach Apollonia geschickt.³

Der nun folgende Beitrag wird zeigen, welche Gedanken sich Cicero zur Zukunft Roms gemacht und wie er versucht hat, die politischen Akteure – und dabei vor allem seinen anfänglichen „Verbündeten“ Gaius Iulius Caesar Octavianus⁴ – nach Möglichkeit noch so zu beeinflussen, dass ein römischer Staat nach den Idealen der Republik erhalten bleiben könne. Dieser sollte auch dann bewahrt bleiben, wenn es nicht mehr unter dem politischen System der alten „res publica“ möglich wäre. Zu diesem Zweck wird vor allem sein letztes philosophisches Traktat „De officiis“ in einer kritischen Zusammenschau der weiteren Quellen – dabei vor allem seiner Briefe und Reden, welche er parallel zum Werk über die Pflichten verfasste – nach der Fragestellung untersucht werden, aus welchen Gründen und mit welchen Mitteln Cicero versuchte, den immer mächtiger werdenden Octavian in eine republikfreundliche Richtung zu bewegen. Und obwohl sich spätestens seit der Dictatur Caesars die Wandlung der oligarchisch regierten römischen Republik hin zu einer Monarchie immer deutlicher abzuzeichnen schien, muss allerdings auch bemerkt werden, dass der senatorische Widerstand, der im Attentat an den Iden des März 44

¹ Zur philosophischen Bedeutung von „De oratore“ vgl. Wisse (2002), S. 389-397.

² Kienast (2009), S. 213.

³ Vgl. hierzu Vell. 2,59,3f. oder Suet. Aug. 8,1f.

⁴ Wolfgang Schuller bezeichnet Cicero geradezu als „väterliche(n) Freund des jungen Caesar“, „nach dessen Ratschlägen dieser zu handeln versprochen hatte.“ Schuller (2013), S. 218. Jochen Bleicken merkt an, dass man Octavian geradezu als Ciceros Schüler sehen könne, der allerdings nicht gerade gehorsam gegenüber seinem Lehrer war. Vgl. Bleicken (2010), S. 96f. Octavians zweideutiger Ausspruch beim wohl letzten Zusammentreffen mit Cicero im Sommer 43 v. Chr. – „Sieh da, der letzte meiner Freunde!“ – lässt zumindest ansatzweise auf ein zuvor gutes Verhältnis zwischen den beiden schließen. App. Civ. 3,382.

gipfelte, darauf beruhte, dass eine andere Staatsform als die „res publica“ für die Oberschicht Roms wohl kaum vorstellbar war.⁵ Auch für Cicero, der sich nach der Aufdeckung der Catilinarischen Verschwörung in seinem Konsulat 63 v. Chr. selbst als Retter der Republik darstellte⁶ und auch nach dem Tode Caesars als Vertreter des republikanischen Gedankens schlechthin galt,⁷ ist eine solche Haltung durchaus vorstellbar. Wieso diese Vorstellung vom republiktreuen Cicero jedoch kaum haltbar ist, soll im Folgenden untersucht werden.

Zu diesem Zweck wird der Fokus der Betrachtung zuerst auf die Intention Ciceros philosophischen *Euvres* im Allgemeinen, dann auf seine Schrift „De officiis“ im Speziellen, weiterhin auf die gesellschaftlichen und politischen Hintergründe der Zeit und in einem weiteren Schritt auf die wechselseitigen Beziehungen zwischen Cicero und Octavian gelegt werden. Dabei ist es sehr wichtig zu zeigen, dass Caesars Politik auch noch nach seinem Tod eine wichtige Rolle für die politischen Geschehnisse in Rom spielte und auch den Kontakt zwischen seinem Erben und dessen „väterlichen Freund“ mitbestimmte. Weiterhin werden die Bemerkungen Ciceros in der Korrespondenz zwischen ihm und seinen (politischen) Freunden Beachtung finden, um abschließend ein Fazit darüber ziehen zu können, inwieweit Cicero versuchte, mithilfe der Schrift über das pflichtgemäße Handeln die Struktur der „res publica“ für die Zukunft zu retten, und sei es auch in abgewandelter Form unter einer monarchischen Herrschaft. Dabei werden immer wieder entsprechende Stellen aus „De officiis“ herangezogen, die offensichtlich auf die Situation in der untergehenden Republik Bezug nehmen, und in den Kontext der Geschehnisse und der Schriften Ciceros gesetzt. Ebenso sind die Philippischen Reden, welche der Konsul des Jahres 63 v. Chr. vor dem Senat und gegen Marcus Antonius während der Zeit der Abfassung von „De officiis“ hielt, von großer Bedeutung für die Interpretation dieser Schrift, da diese Reden offensichtlich Gedanken aus der philosophischen Schrift aufgreifen.

Bereits der große Theodor Mommsen brandmarkte Cicero: „Als Staatsmann ohne Einsicht, Ansicht und Absicht, hat er nacheinander als Demokrat, als Aristokrat und als Werkzeug der Monarchen figuriert und ist nie mehr gewesen als ein kurzsichtiger Egoist.“⁸ Freilich kann man Cicero wiederholt vorwerfen, dass er ein Opportunist war, jedoch war sein Handeln immer darauf ausgerichtet, das Wohl des Staates – geradezu patriotisch – zu wahren und dafür zu kämpfen.⁹ Dass Mommsens Ansicht nur in geringen Teilen zuzustimmen, in der Mehrheit der Fälle jedoch zu widersprechen ist, wird die folgende Untersuchung aufzeigen. Cicero war alles andere als kurzsichtig, sondern einzig auf den

⁵ Jehne (1987), S. 447.

⁶ Der Anspruch Ciceros wurde geradezu als titelgebender Anspruch in der deutschen Übersetzung der Biographie Francisco Pina Polos aufgegriffen: Rom, das bin ich. Marcus Tullius Cicero. Ein Leben.

⁷ Kritisch bemerkt Cicero in seiner Zweiten Philippica, dass man sich in Rom erzähle, dass Brutus nach dem Mord an Caesar seinen blutigen Dolch in die Höhe hielt, Cicero – der an der Tat gar nicht beteiligt war – beim Namen rief und diesem zur wiedergewonnenen Freiheit gratulierte. Cic. Phil. 2,28: „Caesare interfecto“, inquit, „statim cruentum alte extollens Brutus pugionem Ciceronem nominatim exclamavit atque ei recuperatam libertatem est gratulatus“. Bereits in der 1. Philippica spricht Cicero dies an: Cic. Phil. 1,30. Diese Szene greift auch Cassius Dio auf. Vgl. dazu Dio. 46,22,4.

⁸ Mommsen (2010), S. 619. Mommsens Kritik an den philosophischen Schriften Ciceros fiel ebenso pragmatisch aus. Vgl. bitte ebd., S. 623.

⁹ Schuller (2013), S. 226; Pina Polo (2010), S. 347.

Erhalt des römischen Staates – nicht zwangsweise der oligarchisch regierten Republik – bedacht.

Als theoretische Grundlagen des Beitrages werden vor allem Lucian Hölschers Gedanken zur historischen Zukunftsforschung herangezogen. Hölscher unterscheidet darin spezifisch „semantische Strukturen“, „die Motive des individuellen und kollektiven Handelns“, „die mentale Innenausstattung vergangener Gesellschaften“ sowie „Zukunftsentwürfe als politische Handlungen“ und weitere,¹⁰ die für die zu führende Betrachtung von Bedeutung sind. Da der lateinische Begriff der „futura“ in den Schriften Ciceros kaum Erwähnung findet, bedarf es einer genaueren Betrachtung weiterer Formulierungen und Intentionen, die auf einen Zukunftsentwurf verweisen, diesen jedoch nicht explizit beziehungsweise wörtlich als „zukünftig“ ausdrücken.

2. Intentionen des philosophischen Werkes

Die Interdependenzen zwischen der politischen Lage in Rom und Ciceros privater Situation scheint maßgeblichen Einfluss auf die Intension des philosophischen Werkes des Konsuls des Jahres 63 v. Chr. zu haben. Ciceros gleichnamiger Sohn Marcus, der seit 45 v. Chr. zum Philosophiestudium in Athen weilte und dem der Konsular seine Schrift über die Pflichten widmete, war zur Zeit der Niederschrift ca. 20 Jahre alt.¹¹ Diesen plante er bereits im April 44 v. Chr. zu besuchen, denn „es wäre angebracht, wenn ich einmal hinkäme, um Cicero (sc. Cicero Junior) ins Gewissen zu reden.“¹² Die Reise schien Cicero Senior allerdings nicht besonders dringlich gewesen zu sein, da er sie erst am 17. Juli antrat, aber bereits am 31. August, ohne überhaupt nach Griechenland übergesetzt zu haben, zurück in Rom war.¹³ Die Wichtigkeit der Reise und somit des Entferns von Rom, um den Sohn zu sehen und sich von den Fortschritten des Studiums zu überzeugen, scheint demnach nicht sonderlich groß gewesen zu sein. Die Entwicklung der politischen Lage und Ciceros anfängliche Hoffnung auf die Rückkehr zur „alten Ordnung“ und die Aufgabe des

¹⁰ Hölscher (2004), S. 402-409.

¹¹ Die Erwähnungen in den Briefen an Atticus belegen eine Abfassungszweit von Mitte Oktober bis Anfang Dezember 44 v. Chr. Die erste Erwähnung der Arbeit findet sich in Cic. Att. 15,13,6. Wilfried Stroh nimmt an, dass ein wesentlicher Grund seinen Sohn als Widmungsträger von „De officiis“ zu machen daran lag, diesen „zu belehren und an die Grundsätze seines Vaters zu erinnern“, da der junge Cicero während des Studiums „freilich gern auch dem attischen Wein zusprach.“ Weiterhin: Gelzer (2014), S. 324; Long (1995), S. 219.

¹² Cic. Att. 14,13,4. „Iam ilia Consilia privata sunt, quod sentio valde esse utile ad confirmationem Ciceronis me illuc venire.“ Vgl. hier Scholz (2011), S. 342. Zu diesem Zweck bat er bereits Caesar um eine freie Gesandtschaft und nahm nach dessen Tode am 3. Juni 44 v. Chr. eine von seinem ehemaligen Schwiegersohn Dolabella und Caesar-Nachfolger im Konsulat 44 angebotene Legatenstelle in Syrien an. Cic. Att. 15,14,4. Dazu auch: Plut. Cic. 43. und App. Civ. 3,25f.

¹³ Am 25. Juli schreibt er an Atticus, dass er bisher eher bequem als schnell gereist sei. Cic. Att. 16,6,1. „ego adhuc (pervenī enim Vibonem ad Siccā) magis commode quam strenue navigavi.“ Zur Reise auch: Cic. Phil. 1,7-9.

Strebens Marc Antons nach der Alleinherrschaft beeinflussten Ciceros Entscheidung für die Rückkehr in die Hauptstadt stark.¹⁴

Für die im Folgenden zu führende Untersuchung hat das annähernd gleiche Alter des jungen Tullius und Octavians erst einmal keine große Aussagekraft, abgesehen davon, dass Letzterer damit der von Cicero womöglich angepeilten Zielgruppe des Werkes zuzurechnen ist. Den jungen römischen Männern wollte der Autor mit seinem philosophischen Œuvre etwas zukommen lassen, das sie in ihrem derzeitigen Lebensabschnitt auf den rechten Weg und zu einer pflichtgemäßen Lebensführung anleiten solle. Dabei hatte er freilich vor allem die Jugend der römischen Oberschicht im Blick, die in der nächsten Generation die Geschicke des Staates lenken sollten.¹⁵ Cicero strebte folglich eine richtungsweisende Einflussnahme auf die potentiellen Politiker der nächsten Generationen an, die dann in seinem Sinne ideale Staatsmänner darstellen sollten. Er sah es als großen Dienst am Staate, die Jugend zu bilden, da man diese, „zumal bei dem sittlichen Zustand unserer Zeit, da sie derart auf die abschüssige Bahn geraten ist,“ sonst nicht anders zügeln könne.¹⁶ Der Konsular kritisiert demnach erst die aktuellen Zeiten und legt das Hauptaugenmerk und die Intention seiner Arbeit auf die Zukunft. In seiner Schrift über die Wahrsagung vom Anfang des Jahres 44 v. Chr. hofft er gewissermaßen noch die „res publica“, wie sie vor fast 500 Jahren gegründet wurde, erhalten zu können, erkennt aber gleichzeitig den stetigen Verfall dieser politischen Ordnung. Sein Zukunftsentwurf scheint also dadurch bestimmt zu sein, diesen Verfall durch Bildung der gesamten Jugend der Oberschicht entgegenzuwirken, wenn nicht gar zu verhindern.¹⁷ Ciceros letzte philosophische Schrift über die Pflichten ist dafür durchaus als wichtiges Mittel zu sehen. In der Erkenntnis des Prozesses des Verfalls spiegelt sich demnach Ciceros Handlungsmotiv in Bezug auf die Zukunft und auf die Vorstellungen von dieser wider. Wie Günter Dux bemerkte, sind Zukunftsentwürfe oft dadurch bedingt, dass das, was jenseits liegt, unsicher ist. Aufgrund dieser Unsicherheit muss Vorsorge für eine positive Zukunft getroffen werden.¹⁸ Dass es in der kritischen Lage – „tempore extinctus“ – des Gemeinwesens eines gewissen Weitblickes – „prudentia“ – bedarf, bemerkte Cicero bereits 46 v. Chr. im Proömium seiner rhetorischen Schrift „Brutus“.¹⁹

¹⁴ Cicero selbst gibt in der 1. Philippica an, dass er sich aufgrund der gemäßigten Politik des Antonius und eines Manifestes der Caesarmörder Brutus und Cassius für die Rückkehr entschied. Siehe Cic. Phil. 1,8. Der Biograph Plutarch hingegen weiß zu berichten, dass es daran lag, dass Cicero davon ausging, dass Antonius sich zum Alleinherrscher aufschwingen wollte. Weiterhin schreibt er, dass auch die designierten Konsulen für das Jahr 43 v. Chr., Aulus Hirtius und Gaius Pansa, Cicero vom Abbruch der Reise überzeugt haben sollen. Plut. Cic. 43.

¹⁵ Vor allem Cic. off. 1,4-7. Zur Jugend der römischen Oberschicht siehe auch Bringmann (1971), S. 230. Allgemein dazu Scholz (2011).

¹⁶ Cic. div. 2,4. „Quod enim munus rei publicae adferre maius meliusve possumus, quam si docemus atque erudimus iuventutem, his praesertim moribus atque temporibus, quibus ita prolapsa est, ut omnium opibus refrenanda ac coercenda sit?“ Bereits Anfang des Jahres 44 v. Chr. verweist Cicero darauf, dass sein gesamtes philosophisches Werk diesem Zweck gewidmet sei. Dass auch „De officiis“ diesem Zweck gewidmet war, beschreibt auch Bringmann (2010), S. 265. Zur allgemeinen Bildungsabsicht Ciceros siehe bitte Wassmann (1996), S. 61-64 und S. 68.

¹⁷ Wassmann (1996), S. 268f.

¹⁸ Dux (1989), S. 191f; vgl. auch Hölscher (2004), S. 404f.

¹⁹ Cic. Brut. 2.

Hermann Strasburgers prägnant formulierte These, „Ciceros philosophisches Spätwerk als Aufruf gegen die Herrschaft Caesars“ zu lesen – seiner Auffassung nach vor allem im „Brutus“ sowie in „De officiis“²⁰ –, lässt sich kaum aufrechterhalten. Die Bezüge Ciceros auf Caesar im „Brutus“ zeigen neben etwas kritischen Tönen auch eindeutig positive Aspekte an der Person Caesar auf. So lässt er etwa Atticus sagen, dass Caesar von fast allen Rednern das feinste Latein spreche und dies durch die vielseitige Lektüre wissenschaftlicher und anspruchsvoller Schriften sowie durch unermüdliches Studium und Gründlichkeit erlangte.²¹ Genau derartig positive Seiten, die auch ein Caesar innehatte, bezweckte Cicero durch sein philosophisches Werk der Jugend Roms zu vermitteln.

3. Gesellschaftlicher und politischer Hintergrund

Seit der Zeit der Gracchen – in der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts – zeichnete sich zunehmend die Krise der römischen Republik ab und endete dann in der von Ronald Syme so benannten „Roman Revolution“ und der Etablierung des Principats unter Augustus.²² Ciceros Zweifel an der Zukunft der Republik sind in den gut eineinhalb Jahren zwischen Caesars und seinem eigenen Tod durchaus deutlich erkennbar. Jochen Bleicken zeigte in seinen „Gedanken zum Untergang der römischen Republik“ den Zwiespalt auf, der sich erkennbar in Ciceros Korrespondenz niederschlägt. In einem Brief an Marcus Brutus (Mitte Juli 43) schreibt Cicero, er wisse nicht, was für eine Art Staat sie nach einem Sieg über Antonius haben werden, der auch nach dem Mutinensischen Krieg Anfang 43 weiterhin Militäraktionen in Italien durchführte. Bei einer Niederlage werde es, nach Ciceros Auffassung, allerdings gar keinen Staat mehr geben.²³

Der Brief wurde in einer Zeit verfasst, in der Octavian noch als vermeintlicher Verbündeter der senatorisch-republikanischen Gruppierung gegen Marcus Antonius angehörte. Cicero als deren Vorkämpfer scheint dort immer noch die Idee einer römischen

²⁰ Strasburger (1999), S. 1. Seltsamerweise findet „De officiis“ nach der Erwähnung in der Hinführung zum Thema in den Ausführungen Strasburgers kaum Beachtung. Gelzer (2014), S. 326-329 nahm an, dass „De officiis“ wohl dazu gedacht war, „seinen (sc. Cicero) unversöhnlichen Caesarhaß zu übermachen (...)“. Aktuell dazu Schuller (2013), S. 202f.

²¹ Cic. Brut. 252: „Caesare et ipse ita iudico et de hoc huius generis acerrumo existimatore saepissime audio, illum omnium fere oratorum Latine loqui elegantissime (...) sed quamquam id quoque credo fuisse, tamen, ut esset perfecta illa bene loquendi laus, multis litteris et iis quidem reconditis et exquisitis summoque studio et diligentia est consecutus.“ Dass Caesar sehr an Literatur interessiert war, stellte Cicero auch in einem Brief an Atticus vom 19. Dezember 45 fest. Zwar empfand er ihn bei einem Besuch als unsympathischen Gast, da er sehr viele Soldaten mitbrachte, aber dadurch, dass kein ernstes Wort fiel, aber viel über Literatur gesprochen wurde – „semel satis est. *απουδαιον οὐδὲν* in sermone, *φιλόλογα* multa“ – genügte es Cicero. Cic. Att. 13,57,2. Dass Caesar hohe Literatur (etwa Cicero) las, zeigt er gleich zu Beginn seiner Beschreibung des Gallischen Krieges, indem er etwa auf die fehlende „humanitas“ der Völker verweist, je weiter weg sie von Rom siedeln; ein Begriff, den Cicero erst für die hohe römische Bildung ins Lateinische einführte. Caes. Gall. 1,1.

²² Syme (2002), S. 16f.

²³ Bleicken (1995), S. 5; vgl. hierzu in Bezug auf Cic. ad Brut. 16,10: „nullum enim bellum civile fuit in nostra re publica omnium quae memoria mea fuerunt, in quo bello non, utrumque pars vicisset, tamen aliqua forma esset futura rei publicae. hoc bello victores quam rem publicam simul habituri non facile adfirmarim, victis certe nulla umquam erit.“

„res publica“ zu haben, die sich mithilfe des militärischen Kommandos des Caesar-Erben für die Zukunft erhalten ließe. Was Cicero meint, wenn er von der „forma futura rei publicae“ spricht, für den Fall, dass man gegen Antonius gewinnen würde, ist nur schwer zu sagen. Wie bereits in seiner dritten Philippischen Rede vom 20. Dezember 44 v. Chr. spricht Cicero auch gegenüber Trebonius im Februar 43 von der Niedertracht des Antonius und dass er seine Hoffnungen auf den Knaben Caesar setze, da sich die Veteranen seines Adoptivvaters sowie zwei Legionen des Antonius ihm unterstellten.²⁴ Eine genaue Vorstellung einer wie auch immer gearteten Zeitaufteilung lässt sich in diesen Aussprüchen allerdings nur schwer ausmachen. Aber folgt man den Überlegungen Lucian Hölschers, so verweisen allein die Verwendungen von sprachlichen Formen/semantischen Strukturen, wie die hier gezeigten Beispiele, auf die Darstellung einer futurischen Zeitstruktur der Gedanken Ciceros.²⁵ Das wohl gebräuchlichste Model einer zeitlichen Einteilung des Jahres in der späten Republik ist wohl das in Marcus Terentius Varros Schrift „De re rustica“ wiedergegebene, welches sich am Zyklus von Saat und Ernte orientierte, also immer auf ein absehbares Ende und einen Neuanfang arbeitete.²⁶ In seinem Rhetoriklehrbuch „Brutus“ gibt Cicero jedoch selbst an, dass er sich auch an anderen Modellen orientiere.²⁷

Das Konzept des römischen Staates unter Caesar basierte im Wesentlichen noch auf republikanischen Traditionen und Amtsbefugnissen, erweitert durch bestimmte Sondervollmachten.²⁸ Dass es nach den Iden des März zu kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen der Senatspartei und Caesars Feldherren, Marcus Antonius, kommen musste, war beinahe unausweichlich. Dieser hatte sich als Konsul des Jahres 44 für das Folgejahr die Statthalterschaft über die gallischen Provinzen und somit auch den Oberbefehl über die dort stationierten, caesartreuen Legionen, übereignen lassen. Allerdings agierte er auch militärisch bereits während seines Konsulats oft am Rande der Legalität, wenn nicht gar weit an den staatlichen Vorgaben vorbei.²⁹ Cicero weist in „De officiis“ darauf hin, dass er sich unter der Herrschaft eines einzelnen nicht der Resignation hingebe, sondern sich für den Schutz der „res publica“ eingesetzt habe.³⁰

²⁴ Cic. ad Fam. 10,27(28),3: „(...) consules egregii, praeclarus D. Brutus, egregius puer Caesar, de quo spero equidem reliqua, hoc vero certum habeto, nisi ille veteranos celeriter conscripsisset legionesque duae de exercitu Antonii ad eius se auctoritatem contulissent atque is oppositus esset terror Antonio, nihil Antonium sceleris, nihil crudelitatis praeteritum fuisse.“ In der dritten Philippica sagt Cicero, dass man „dank der Niedertracht des Antonius“ – „scelere Antoni“ – gar keinen Staat mehr hätte, wenn es Octavian nicht gäbe. Cic. Phil. 3,5.

²⁵ Hölscher (2004), S. 402f.

²⁶ Varro, rust. 1,27-39. In Bezug auf ihn auch der gut 280 Jahre später schreibende Censorinus, Cens. 17,15.

²⁷ Cic. Brut. 72.

²⁸ Dazu wohl noch am Ausführlichsten Jehne (1987). Zu den Sondervollmachten und deren Hintergründen besonders Jehne (1987), S. 186-190. Weiterhin Morstein-Marx (2009), S. 135-139.

²⁹ Halfmann (2011), S. 78f. Antonius agierte bereits Mitte 44 zunehmend mit illegalen Mitteln in Rom. Ortmann (1988), S. 87. In Cic. Phil. 3,3 bezeichnet Cicero die militärischen Aktionen des Antonius als „privatis consiliis“ – private Initiativen – und fordert Maßnahmen des Staates dagegen. Allerdings spricht er am Ende von Phil. 3,3 ebenso von den privaten Initiativen des jungen Caesars, der diese allerdings zum Wohle des Staates einzusetzen gedenkt. Dazu auch Cic. Att. 16,9(8).

³⁰ Cic. off. 2,2.

Im ersten Buch der „*De officiis*“ beschreibt Cicero, dass es ein bestimmtes, verpflichtendes Maß an Rache gegenüber ungerechtem Handeln geben muss.³¹ Dass sich Octavian bereits aus privater Initiative und privaten Geldern ein Veteranenheer aufbaute, wie er es später selbst gleich zu Beginn seines Tatenberichts vermerkte,³² spielt sowohl für die Argumentation Ciceros vor dem Senat als auch in „*De officiis*“ eine große Rolle. Während er vor dem Senat versucht, eine politische Legitimation für die Aktionen Octavians zu erreichen, bringt er in dem Werk über die Pflichten eine moralische Rechtfertigung. Bereits im Dezember 44, zeitlich also auch gut ein halbes Jahr vor dem Brief an Brutus, wusste Cicero scheinbar kaum mehr zu beschreiben, in was für einer Gesellschaftsform die Römer nun lebten. Wenn sie schon vor Ausbruch des Bürgerkrieges zwischen Caesar und Pompeius Anfang der 40er Jahre auf ihn gehört hätten und vor allem dem Rat gefolgt wären, den er nun in „*De officiis*“ publiziert, würden sie wohl noch in einer annehmbaren „*res publica*“ leben.³³ Cicero scheint sich selbst als Ratgeber zu sehen, mit dessen Hilfe man eine positive Zukunft erreichen könne. Wenn man nicht auf ihn höre, sei der Staat geradezu dem Untergang geweiht. Diese Ansicht schien durch die aktuellen Verhältnisse in Rom durchaus bestätigt zu werden. Um folglich, ausgehend von der Situation Ende 44, wieder einen funktionierenden Staat aufbauen zu können, solle man sich nach den Vorgaben Ciceros richten. Cicero selbst war es, der für die Zeit nach dem Konsulat des Marcus Antonius einen Plan für eine zukünftige Politik, in Form von militärischen Aktionen gegen Marc Anton, formulierte.³⁴

4. Cicero und Octavian

In einem Brief an Atticus vom 4. November 44 bemerkt Cicero, dass Octavian gleich zwei Briefe an einem Tag an ihn gerichtet hat. Dies zeigt deutlich, welchen Einfluss Octavian auf Cicero versuchte auszuüben. In den Schreiben bat der junge Caesar den Konsular darum, gleich nach Rom zu kommen, damit er im Einvernehmen mit dem Senat handeln könne. Er selbst hatte noch kein senatorisches Amt inne und konnte deshalb nicht auf rechtlich legalem Weg ohne einen verbündeten Senator vor dem Gremium agieren. Cicero antwortete ihm allerdings, dass eine Senatssitzung nicht vor dem 1. Januar 43 stattfinden

³¹ Cic. off. 1,34. „*Est enim ulciscendi et puniendi modus.*“ Inwieweit der Krieg als ein geeignetes Mittel dazu in „*De officiis*“ dargestellt wird, erörterte Helga Botermann. Richtig bemerkt sie, dass sich der dortige Abschnitt zum Bürgerkrieg zwischen Caesar und Pompeius nicht in den Gedankengang Ciceros fügen lässt. Botermann (1987), S. 28.

³² R. Gest. div. Aug. 1,1. Die Bedeutung der *Res Gestae* in Zusammenhang mit dem von Cicero in den 3. Philippica geforderten Imperium für Octavian betont auch Kienast (2009), S. 32f. Vgl. auch Bellen (1985), S. 169-173.

³³ Cic. off. 1,35. „*In quo si mihi esset obtemperatum, si non optimam, at aliquam rem publicam, quae nunc nulla est, haberemus.*“

³⁴ Syme (2002), S. 162. Besonders in der 3. Philippica vom 20. Dezember 44, in der er darauf hinweist, dass die Zeit drängt. Siehe dazu u.a. Cic. Phil. 3,1-3.

könne.³⁵ Welche Absichten Octavian verfolgte, wird bereits Anfang November 44 deutlich. Zu dieser Zeit berichtet Cicero Atticus, dass Octavian um eine Unterredung mit ihm bat, um mit seinem Einverständnis handeln zu können, er ihm aber auch seine konkreten Absichten verdeutlichte: „Er hat Großes vor.“³⁶ Dass er dazu die Meinung Ciceros einholen will, zeigt auch nachdrücklich das Gewicht Ciceros innerhalb der politischen Elite Roms. Dieser laviert in besagtem Atticus-Brief allerdings etwas, da er offenbar Octavian aufgrund seines jungen Alters als auch aufgrund dessen Namens – „vide nomen, vide aetatem“ – nicht recht traut. Dass Cicero seine Ansichten zu Octavian bald darauf änderte, zeigen nicht zuletzt seine Forderungen nach schnellstmöglichen militärischen Aktionen gegen Antonius, noch vor dem neuen Amtsjahr, in seiner Dritten Philippischen Rede vom 20. Dezember 44. In dieser sieht sich Cicero selbst als Ratgeber und Mahner des jungen Caesar, bei dessen Plänen zur Wiederherstellung der Freiheit des römischen Volkes er mitgewirkt habe und weiter wirken werde.³⁷ Folglich gab er selbst zu, dass er, um auf eine sichere Zukunft hinzuarbeiten, Einfluss auf Octavian genommen hat und auch weiter nehmen werde. Auch der Augustusbiograph Nikolaos von Damaskus beschreibt, dass Octavian Ende des Jahres 44 v. Chr. als alleiniger Rächer seines Vaters übriggeblieben wäre, da Antonius diese Haltung aufgegeben habe und die Amnestie der Caesarmörder befürworte. Aus diesem Grund schlossen sich wohl viele Senatoren Octavian an, aber auch nicht wenige – u.a. der Ersatzkonsul Dolabella – gingen auf die Seite des Antonius über.³⁸

Die Vermutung, dass der junge Octavian die Schriften Ciceros gelesen hat – einige seiner Reden hat er wohl auch aus dessen Mund gehört – ist durchaus nicht abwegig, dies ist sogar mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit anzunehmen.³⁹ Inwieweit die Rezeption der ciceronischen Schriften und Reden bereits vor dem Jahr 44 stattfand, lässt sich hingegen nur schwer sagen. Wenn es an dem wäre, so würde dies im Umkehrschluss nahelegen, dass Octavian auch bereits früh die Möglichkeit zur Lektüre der Schriften Ciceros hatte.

Dass Octavian im Konsulat Ciceros 63 v. Chr. geboren ist, hat laut Plutarch großen Einfluss auf die Verbindung zwischen den beiden gehabt.⁴⁰ Folgt man den Ausführungen des Biographen, so soll der junge Gaius Octavius dem älteren Cicero bereits seit frühester Kindheit bekannt gewesen sein – er soll dem Staatsmann sogar im Traum erschienen sein:

³⁵ Cic. Att. 16,10. Dass eine Senatssitzung erst am 1. Januar 43 v. Chr. stattfinden könne, dachte Cicero bereits Ende August, vor dem Abbruch seiner Griechenlandreise. Bereits am 2. September 44 v. Chr. hielt er allerdings seine 1. Philippica vor dem Senat. Die Terminplanung ist folglich durch deutliche Schwankungen gekennzeichnet. Doch nach einer von Antonius einberufenen Sitzung am 1. Juni 44 lief alles anders. Cic. Phil. 1,6. „Ecce enim Kalendis Iuniis, quibus ut adessemus, edixerat, mutata omnia: nihil per senatum, multa et magna per populum et absente populo et invito.“

³⁶ Cic. Att. 16,9. „Magno molitur“, vgl. dazu Fedeli (1973), S. 413.

³⁷ Cic. Phil. 3,19. „an ea, quae pertinent ad libertatem populi Romani recipendam? quorum consiliorum Caesari me auctorem et hortatorem et esse et fuisse fateor.“

³⁸ Nik. Dam. XXVIII (110).

³⁹ Kienast (2009), S. 213. Immerhin verkehrte Octavian laut Cicero bereits im Mai 44 ehrerbietig und freundschaftlich mit ihm: Cic. Att. 14,12,1. „nobiscum hic perhonorifice et peramice Octavius.“

⁴⁰ Plut. Cic. 44,7. „καὶ γὰρ ἰκ τῆς αὐτοῦ γεγονιναι βυμβεβήχει Κίχελωνος πατιδοντος.“

„Als aber dieser Knabe vor ihn (sc. Cicero) trat, habe er die rechte Hand ausgestreckt und gesagt: ‚Ihr Römer, wenn dieser euer Führer wird, so wird er euch das Ende der Bürgerkriege bringen.‘“⁴¹

Allerdings relativiert Plutarch diese Traumszene insofern, indem er sagt, dies seien vorgeschobene Gründe; vielmehr wäre es der Hass gegen Antonius gewesen, der Cicero zu einer politischen Verbindung mit Octavian gedrängt habe. Unabhängig davon, welche Intention der Biograph Anfang des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts mit der Wiedergabe dieses Traumes verfolgte, zeigt die Tatsache, dass eine solche Szene überhaupt tradiert wurde, dass in der Rückschau Cicero eine Zukunft der „res publica“ mit Octavian an der Spitze des Staates vor Augen gehabt haben sollte. Inwieweit dies literarische Fiktion ist, lässt sich nicht sagen. Plutarch gibt weiterhin an, dass direkt nach Ciceros Rückkehr von seiner geplanten Griechenlandreise am 31. August 44 der Stiefvater Octavians, Philippus, zusammen mit der Mutter Attia sowie sein Schwager Marcellus zu ihm kamen. Diese versuchten, dem Caesarerben mithilfe Ciceros Beredsamkeit und seines politischen Ansehens Einfluss und Gehör in Rom zu verschaffen.⁴²

Freilich brachte Octavian durch seinen leiblichen Vater keinen vergleichbar großen Namen wie Ciceros Sohn Marcus mit;⁴³ dennoch war der Ruf des Gaius Octavius ein guter, sodass auch Cicero bereits sowohl vor dem Zusammentreffen mit Octavian als auch später vor dem Senat in der dritten Philippica auf dessen Vorbildlichkeit verwies.⁴⁴ Eine Rückschau auf bedeutende, vorbildliche Familienmitglieder war Teil der Vermittlung des „mos maiorum“ – der Sitten der Ahnen – und somit wichtig für die Erziehung der römischen Jugend zu guten Staatsbürgern. In „De officiis“ spricht Cicero die „dignitas“ – Würde – des ersten Konsuls aus der gens der Octavier – Gnaeus Octavius (Konsul 165 v. Chr.) – an, dem es zur Ehre gereichte, dass er ein herrliches und würdevolles Haus auf dem Palatin hatte erbauen lassen.⁴⁵ Und das Haus des späteren Kaisers Augustus wurde – womöglich in eben dieser Tradition – auch auf dem Palatin errichtet.⁴⁶ Dass die „dignitas“ auch für Caesar und

⁴¹ Plut. Cic. 44,4f. „ὥς δ' οὗτος ἦν προσιών κατ' αὐτόν, ἐκτείνειν τὴν δεξιὰν καὶ εἰπεῖν· „ὦ Ῥωμαῖοι, πέρας ὑμῖν ἐμφυλίων πολέμων οὗτος ἡγεμὼν γενόμενος.“ In Ciceros Korrespondenz wird Octavian erstmals im April 44 bemerkt: Att. 14,5,3. Die explizite Erwähnung des „adventus Octavi“ zeigt, dass der Caesar-Erbe sowohl Cicero als auch Atticus bereits zuvor bekannt sein musste, da Cicero keine weiteren Erläuterungen, wie etwa „nepos Caesaris“, anbringt.

⁴² Plut. Cic. 44,1. Dies widerspricht jedoch etwas der Ansicht Ciceros, der am 10. Juni 44 an Atticus schreibt, dass Octavians Stiefvater meint, dass man ihm nicht trauen könne, Cicero jedoch versuchen wolle, Octavian für seine Sache zu gewinnen. Cic. Att. 15,15. Grund für diese Kontaktaufnahme könnte die Intention Octavians gewesen sein, sich um die Stelle eines Volkstribunen zu bewerben. Vgl. dazu Suet. Aug. 10,2 und vgl. zum weiteren Verlauf Ehrenwirth (1971), S. 79-83.

⁴³ Plut. Cic. 44,6. „τὴν δὲ πατρός μιν Ὀχταοντίον τὰν οὐχ ἄγαν ἐπιφανών.“

⁴⁴ Suet. Aug. 3,2. „ut epistolae M. Ciceronis exstent quibus Quintum fratrem eodem tempore parum secunda fama proconsulatum Asiae administrantem, hortatur et monet, imitetur in promerendis sociis vicinum suum Octavium.“ Und Cic. Phil. 3, 15; vgl. hierzu auch Malitz (2004), S. 384-386.

⁴⁵ Cic. off. 1,138. Zum Geschlecht der Octavier bis Octavian siehe auch Suet. Aug. 1-4 und Nik. Dam. II (3).

⁴⁶ Syme (2002), S. 380. Bleicken (2010), S. 420 stellt heraus, dass der spätere Augustus in seinem Haus „seine ländliche Herkunft nicht verleugnete“ und „auch den Lebensstil seiner Vorfahren“ nicht veränderte. Kienast (2009), S. 93ff. hingegen merkt nur an, dass das Haus des Augustus auf dem Palatin deshalb dort erbaut wurde, da es so eine größere Nähe zur Hütte des mythologischen Stadtgründers Romulus hatte.

zum Erhalt des Staates von großer Wichtigkeit war, betont dieser selbst immer wieder in seinen Darstellungen des Bürgerkrieges.⁴⁷

Diese Würde scheint allerdings nicht die einzige Tugend gewesen zu sein, die der junge Caesar von seinen männlichen Vorfahren übernahm. Auch Octavians Stiefvater Lucius Philippus hatte „multus lepos“ – viel Anmut. Und umso mehr Anmut/Feinheit hatte Gaius Caesar, wie Cicero weiterhin ausführt. Wiederum stellt Cicero einen direkten Bezug zur Familie Octavians her. Freilich ist das Aufführen verschiedener bekannter Exempla aus der griechischen und römischen Geschichte ein wichtiger Teil der Erziehung römischer Kinder zum pflichtgemäßen Handeln. Aber die Bezüge zu Caesar und der Familie Octavians in Ciceros Spätwerk sind allein dadurch bemerkenswert, als dass sie gerade im politischen Wirrwarr nach den Iden des März in Rom Erwähnung finden. Der Autor spricht etwa dem „L. Crassus und L. Philippus viel Charme, noch gewinnenderen und mehr gewollten C. Caesar“,⁴⁸ zu. Wenn Cicero gute Staatsmänner erziehen will und anhand der Beispiele aus der gens der Octavier und Iulier in seinen Reden aus dem Jahr 44 und auch in „De officiis“ eben diese vorbildlichen Persönlichkeiten in eine eindeutige Beziehung zu Octavian setzt, zeigt dies deutlich den Einfluss, den er direkt auf den jungen Caesar nehmen wollte.

Eine weitere Beziehung zur damaligen politischen Situation lässt sich im zweiten Buch in den Abschnitten 55 und 56 erkennen. In diesen äußert sich Cicero über die Bedeutung der Aufwendungen von Privatvermögen für öffentliche Zwecke – nicht für das Abhalten von Spielen und Tierhetzen, sondern zum Wohle der Bürger.⁴⁹ Und eben dies legt wieder einen indirekten Verweis auf Octavian nahe. Dass er das Heer, welches er unter seinem Oberbefehl in den Dienst der „Republikaner“ stellte, aus seinem Privatvermögen finanzierte, war wohl jedem politisch aktiven Mann in Rom bekannt! Im August 44 zeigt ein ehemaliger Freund Caesars, Matus, Lob an Octavians Intention, nach der Annahme seines Erbes Spiele abzuhalten, von denen sich dieser wohl erhoffte, das (stadt-)römische Volk für sich zu gewinnen, bzw. beim Volk Hoffnungen auf eine friedliche Zukunft zu wecken. Dieser Matus schrieb an Cicero, dass er die Spiele zu Caesars Ehren geleitet habe, da er es als persönliche Pflicht – „privatum officium“ – sah, zum Andenken an Caesar und nicht zum Bestand des Staates – „status rei publicae“ – dies auszuführen. Weiterhin schreibt er, dass der junge Caesar zu besten Hoffnungen berechtige.⁵⁰ Derartige Hoffnungen, als ein auf die Zukunft gerichteter Wunsch auf eine Besserung der derzeitigen Verhältnisse, beschreibt Cicero selbst und auch in der späteren antiken Historiographie, die von dieser Zeit berichtet, werden diese aufgegriffen.⁵¹

⁴⁷ Caes. Civ. 1,8f; vgl. dazu auch Balsdon (1960), S. 45.

⁴⁸ Cic. off. 1,108. „Erat in L. Crasso, in L. Philippo multus lepos, maior etiam magisque de industria in C. Caesare, L. filio“; die Bedeutung der Auflistung verschiedener Beispiele aus der griechischen und römischen Geschichte an dieser Stelle verdeutlicht Langlands (2011), S. 108.

⁴⁹ Cic. off. 2,55f.

⁵⁰ Cic. ad Fam. 11,30,6. „At ludos, quos Caesaris victoriae Caesar adolescens fecit, curavi.“ At id ad privatum officium, non ad statum rei publicae pertinet; quod tamen munus et hominis amicissimi memoriae atque honoribus praestare etiam mortui debui et optima spei adolescenti ac dignissimo Caesare petenti negare non potui.“

⁵¹ In Cic. Att. 15,3(2),3 (18. Mai 44) lobt Cicero jedoch die gute Vorbereitung der Spiele des Octavian – „ludorum eius apparatus“ –, die er auf eigene Kosten ausrichtete. Vgl. dazu auch Dio. 45,6,3f.: „καὶ δημηγορήσας ὅσα ἤρωσσε, ταύτην τε εὐθὺς ἐκτίσειν σφίσιν ὑπέσχετο καὶ ἄλλα αὐτοῦς πολλὰ προσεπήλπισε.“ Dazu Ortmann (1988), S. 96f. Cicero selbst war beim Abhalten der Ludi Victoriae Caesaris

Die wohl eindeutigste Ausführung, die in „De officiis“ offensichtlich auf den jungen Octavian verweist, findet sich im zweiten Buch. Dort schreibt Cicero:

„Denn wenn einer schon zu Beginn seiner Jugend die Grundlegung für die Berühmtheit seines Namens mitbringt – entweder als Erbe von seinem Vater, was dir, mein Cicero (sc. Cicero Junior), nach meinem Dafürhalten in den Schoß gefallen ist, oder als Geschenk eines Zufalls und des Schicksals –, so richten sich auf diesen die Augen aller, und es richtet sich auf ihn die Neugier, was er tut und wie er sein Leben gestaltet.“⁵²

Auch wenn Cicero hier wieder direkt seinen Sohn anspricht und er damit wohl Recht hat, dass die „celebritatis nominis“ seines Vaters ihm zu Gute kommen kann, so trifft dies zur Zeit der Abfassung von „De officiis“ wohl eher auf Octavian zu. In einem Brief von Ende Januar 43 an den Caesar-Mörder Decimus Iunius Brutus benannte Cicero Octavian als „Caesar meus“ – meinen Caesar.⁵³ In „De officiis“, wie auch in verschiedenen Briefen nennt Cicero seinen Sohn in einem ähnlichen Duktus „mi Cicero“.⁵⁴ Dies erweckt den Anschein, dass er durch die Betitelung Octavians als „Caesar meus“ eine familiäre Beziehung zum jungen Caesar suggerieren wollte. Eben dies untermauert weiterhin die Annahme, dass eigentlich der junge Caesar derjenige ist, den Cicero direkt mit seiner Schrift über die Pflichten ansprechen wollte. Denn Octavian hatte seinen berühmten Namen – Gaius Iulius Caesar – nun einmal sowohl geerbt als auch mehr oder minder durch den Zufall bzw. das Schicksal erhalten. Dass sich auf ihn die Augen aller richten, lässt sich für den Cicero-Spross wohl kaum feststellen.⁵⁵ Vielmehr war der studierende Cicero Junior nicht gerade ein Vorzeigesohn und -student. Deshalb wollte Cicero, unter dem Vorwand, ein Legat in Griechenland anzutreten, nach Athen reisen, um dort seinem Sohn ins Gewissen zu reden.⁵⁶ Von diesem eigentlichen Grund erfuhr nur sein bester Freund Atticus. Cicero wollte anscheinend nicht, dass sich die Augen der Öffentlichkeit auf seinen Sohn richten. Dass dies jedoch mehr auf Octavian zutrifft, bestätigte Cicero selbst in seinem Brief an Atticus Ende April 44. Schon zu dieser Zeit verkehrten der Caesar-Erbe und der Konsular freundschaftlich –

jedoch nicht in Rom, da er ab 17. Juli zu seiner Griechenlandreise aufbrach. Siehe zur Chronologie Ehrenwirth (1971), S. 59-79. Zu dieser Zeit arbeitete Cicero wohl noch einige Korrekturen in sein Werk über den Ruhm – „de gloria“ – ein. Fedeli (1973), S. 409f.

⁵² Cic. off. 2,44.

⁵³ Cic. ad Fam. 11,9(8),2. Dass Cicero es vorerst vermied, Octavian mit Caesar anzureden, sieht Hugo Willrich unter dem Aspekt, dass Cicero insofern höchste Bedenken hatte, dass dieser Name dem jungen „Heren“ ganz unverblümt Tod und Verderben drohten. Vgl. dazu Willrich (1944), S. 255.

⁵⁴ Cic. off. 1,2. In einem Brief an Atticus vom 11. Juni 44 bezeichnet er seinen Sohn lediglich als „Cicero“. Cic. Att. 15,16. Seinen Bruder Quintus bezeichnet Cicero allerdings als „meus Cicero“. Cic. ad Fam. 16,22,1.

⁵⁵ Der junge Cicero stellt zwischen Juli und Oktober 44 lediglich fest, dass es Gerüchte über dessen Jugendsünden gäbe und dass Tiro guten Namen herausposaunen solle. Cic. ad Fam. 16,26,2.

⁵⁶ Cic. Att. 14,13,4. „iam illa consilia privata sunt, quod sentio valde esse utile ad confirmationem Ciceronis me illuc venire.“

peramice – miteinander!⁵⁷ Der leibliche Sohn bleibt außen vor. Um nichts Negatives gegen diesen an die Öffentlichkeit zu tragen, ist es eher unwahrscheinlich, dass die harsche Kritik am Verhalten des jungen Marcus Cicero, die er in seinem Brief an Atticus andeutete, mit in „De officiis“ aufgegriffen wurde. Die Griechenlandreise wurde abgebrochen, um an der Politik in der Stadt teilhaben zu können.⁵⁸ Womöglich war es nun wichtiger, einem gleichaltrigen jungen Mann in Rom mit philosophischen Gedanken ins Gewissen zu reden, als einem Sohn, der fernab des caput mundi politisch unbedeutend war.

5. Bezüge auf Caesar

Bereits kurz nach dem Auftauchen Octavians in Italien und noch lange vor dem Beginn der Arbeiten an „De officiis“ bemerkte Cicero am 24. Mai in einem Brief an Atticus, dass er sich die Herrschaft Caesars im Alter durchaus hätte gefallen lassen können und es mit seiner Begeisterung für die Iden des März vorbei sei. „Du sagst, Du wüsstest nicht, was unsere Freunde tun sollten. Diese Ratlosigkeit regt mich schon lange auf. Somit wirkt der Trost mit den Iden des März allmählich albern.“⁵⁹

Und dass er in der ersten Philippischen Rede den Weiterbestand der von Caesar erlassenen Gesetze forderte und den Mord am Diktator als „Brandmal ewiger Schande“ bezeichnete, zeigt eine nicht gänzlich negative Haltung gegenüber Caesar.⁶⁰ Die Gesetzgebung Caesars war ein wichtiger Punkt, den Cicero bereits in der ersten Philippischen Rede ansprach. Allein um die Ruhe im Staat zu bewahren, solle sie beibehalten werden. Kurz vor dem 2. September 44, an dem er die Philippica vor dem Senat hielt, schrieb ihm sein Freund Mätius, der ebenso ein Freund Caesars war, dass er selbst durch dessen Gesetzgebung Einbußen an seinem Vermögen erlitten habe, aber auch vielen Bürgern ihre Existenz gerettet wurde. Er kritisiert dabei auch die Leute, die nach den Iden des März über den Tod Caesars jubelten, und bringt diese Kritik auch in seiner Zweiten Philippica an, die wahrscheinlich als Flugschrift in Rom verteilt wurde.⁶¹

Das Hauptargument der zahlreichen Vertreter der These, dass Cicero selbst zum Tyrannenmord aufrief, besteht vor allem darin, dass er ausführliche Überlegungen zum Tyran-

⁵⁷ Cic. Att. 14,12,2. An dieser Stelle gibt Cicero auch an, dass er Octavian, ebenso wie dessen Stiefvater Philippus, nicht Caesar nennen werde. „quem quidem sui Caesarem salutabant; Philippus non, itaque ne nos quidem.“ Dass der Blick der Öffentlichkeit weiterhin stark auf Octavian gerichtet war, schreibt Cicero etwa auch im Brief an Cornificius vom 10. Oktober 44: Cic. ad Fam. 12,21,2.

⁵⁸ Siehe dazu Cic. Phil. 1,7-9.

⁵⁹ Cic. Att. 15,6(4),2f. „quod scribis te nescire quid nostris faciendum sit, iam pridem me illa ἀπορία sollicitat. itaque stulta iam Idium Martiarum est consolatio. (...) ut nostrae aetati, quoniam interfecto domino liberi non sumus, non fuerit dominus ille fugiendus.“

⁶⁰ Zur Bezeichnung des Mordes als „Brandmal ewiger Schande“: Cic. Phil. 1,32. „Haec inusta est a te, a te, inquam, mortuo Caesari nota ad ignominiam sempiternam.“

⁶¹ Dass Cicero nichts gegen das Aufrechterhalten der Gesetze Caesars hat, schrieb er bereits am 22. April 44 an Atticus. Cic. Att. 14,12,1 „multa illis Caesar neque me invito, etsi Latinitas erat non ferenda, verum tame“. Zum Weiterbestand der caesarischen Gesetzgebung Cic. Phil. 1,23f. Die Ausführungen des Mätius in Cic. ad Fam. 11,30,2-7. In der Zweiten Philippica macht Cicero Antonius ausdrücklich klar, dass sowohl die Tat des Mordes an Caesar und ebenso alleine der Wunsch seines Todes ein Verbrechen seien. Cic. Phil. 2,29.

nenmord im dritten Buch der „De officiis“ aufführt.⁶² Der Tyrann Caesar war aber bereits tot und die Mörder brauchten wohl kaum noch eine nachträgliche Rechtfertigung für ihre Tat gegen den Diktator, zumal ein Krieg gegen Marcus Antonius unausweichlich war und sie wohl eher in den Vorbereitungen für diesen eingebunden waren. Eher scheint es, als würde der Mord an Caesar durch die Ausführungen Ciceros eine herbe Kritik erfahren. Cicero wägt ab, ob es ehrenhaft ist, einen Freund zu töten, wenn dieser ein Tyrann sei. Er kommt zu dem Schluss, dass es unehrenhaft sei. Dass der Caesar-Mörder Brutus ein sehr guter Freund des Diktators war, ist hinreichend bekannt, nicht zuletzt durch dessen bei Sueton überlieferten letzten Worte: „Auch du, mein Sohn.“⁶³ Es ist eher unwahrscheinlich, dass sich die Täter nach den Iden des März noch ausführliche Gedanken über moralische Aspekte ihrer Tat machten. Am 7. Juni 44 schrieb Cicero an seinen Freund Atticus, dass er Brutus und Cassius getroffen und mit ihnen die Situation und die weiteren Handlungsoptionen diskutiert habe. Dass es ihm bei diesem Treffen darauf ankam, die zukünftige Politik in den Blick zu nehmen, wird vor allem durch seinen Kommentar deutlich: „Ich äußerte, man müsse die Vergangenheit ruhen lassen, stimmte aber immerhin zu.“⁶⁴ Nikolaos von Damaskus merkte an, dass die Senatoren um Cicero eher darauf aus waren, die Feindschaft zwischen Octavian und Antonius anzustacheln. Octavian war sich dessen wohl bewusst, erkannte aber auch, dass er den Schutz der Gruppe um Cicero bedurfte.⁶⁵ Wieso sollte er also diesen Plan verhindern, indem er gegen den einzigen, die beiden verbindenden Punkt hetzen bzw. den Mord an diesem rechtfertigen sollte?

Freilich ist in Ciceros Schriften immer wieder eine gewisse Polemik erkennbar. Bereits im ersten Buch über das pflichtgemäße Handeln vermerkt Cicero, dass die Herrschaft Caesars das Gemeinwesen verletzt habe. Allerdings spricht er direkt darauf dessen größte Seele und glänzendste Begabung – beides jeweils im Superlativ(!) – an.⁶⁶ Wieso aber sollte er eine solche Polemik noch gegen einen Politiker richten, der zur Zeit der Abfassung von „De officiis“ bereits tot war? Ihn als eine Art Negativbeispiel einzubringen erscheint zwar auf den ersten Blick sinnvoll zu sein, jedoch ist dies nach der Lektüre des Werkes vom pflichtgemäßen Handeln nicht zu erkennen; im Gegenteil! In gewisser Weise ist sogar der Einfluss der Überlegungen von „De officiis“ in der Komposition der ersten Philippiken erkennbar.⁶⁷ Die Relativierung seiner negativen Eigenschaften soll vielmehr zeigen, dass die Grundlagen für eine gute Herrschaft auch bei Caesar gegeben waren. Nicht dessen Herrschaft an sich war negativ, sondern vielmehr seine Willensschwäche. Es galt also diese Punkte einem jungen Politiker, wie den Caesar-Erben, aufzuzeigen.

⁶² Cic. off. 3,19. Hugo Willrich sah im Mord an Caesar, womöglich aus einer deutschnationalen Sicht heraus, noch die durch die Philosophie und Rhetorik seit Jahrhunderten tradierte Pflicht zum Tyrannenmord. Willrich (1944), S. 245.

⁶³ Suet. Iul. 82. „καὶ σὺ τέκνον.“

⁶⁴ Cic. Att. 15,11,2. „ego negabam oportere praeterita, adsentiebar tamen.“

⁶⁵ Nik. Dam. XXVIII (111).

⁶⁶ Cic. off. 1,26. „(...) maximis animis splendidissimisque ingeniis (...)“

⁶⁷ Long (1995), S. 220f. Douglas Kries führt an, dass gerade die Tatsache, dass Caesars Herrschaft und Tod als aktuelle politische Ereignisse in den Text aufgenommen wurden, diesen für die Zielgruppe lesenswerter machen sollten. Kries (2003), S. 379; dies bemerkte auch Gelzer (2014), S. 325.

Das Taktieren in Bezug auf den in der Öffentlichkeit wirksamen Habitus Octavians, ab der zweiten Hälfte des Jahres 44, wird besonders durch dessen Erwähnungen in der Korrespondenz Ciceros deutlich. Mit der förmlichen Annahme des Testaments Caesars im Mai und der damit verbundenen Adoption nahm Octavian auch den Namen Caesars an und nannte sich seitdem selbst nur noch Gaius Iulius Caesar. Das Tragen des Beinamens Octavianus, der auf die Adoption hingewiesen hätte, vermied er.⁶⁸ Während ihn Cicero bei seiner ersten Erwähnung an Atticus – noch vor der Adoption – im Brief als Octavius bezeichnete, bezeichnete er den Caesarerben in der weiteren Korrespondenz ausschließlich mit dem Beinamen Octavianus oder sogar nur als „adulescens“ – jungen Mann.⁶⁹ Offenbar findet die Bezeichnung Octavians als Gaius Caesar erst in der dritten Philippica Einzug in den Sprachgebrauch Ciceros. Allerdings charakterisiert er ihn auch in dieser Rede vor dem Senat wieder als „adulescens“, „vielmehr fast noch ein Knabe“ – „puer“.⁷⁰ Wie bereits gezeigt, kam es Cicero darauf an, auf junge Leute Einfluss zu nehmen, um so den Staat zu sichern. Wenn es Cicero darum gegangen wäre, junge Römer von den Machenschaften Caesars fernzuhalten, wäre durchaus Kritik an seinem Neffen Quintus zu erwarten. Dieser nahm bereits im April 49 v. Chr., kurz nach dem Anlegen der „toga virilis“, Kontakt zu Caesar auf, um sich durch das Annähern an den Feldherrn eine gewisse Unabhängigkeit von seiner Familie und besonders von seinem Onkel, der über lange Jahre seine Erziehung leitete, zu erwirken. Marcus Cicero Junior hingegen folgte auch zu Beginn des Bürgerkrieges zwischen Caesar und Pompeius seinem Vater auf Seiten der Pompeianer.⁷¹ Einen Tadel des jungen Quintus Cicero sucht man jedoch vergebens. Demnach scheint es nicht verwerflich zu sein, dem getöteten Tyrannen gefolgt zu sein.

Octavian war seit seinem Erscheinen in Italien als politischer Faktor nicht mehr zu ignorieren. Was aber zeigt uns nun, dass Cicero „De officiis“ geschrieben hat, um explizit Einfluss auf ihn zu nehmen? Dass Ciceros philosophische Schriften im Allgemeinen und „De officiis“ im Speziellen dazu dienen sollten, den idealen „homo politicus“ zu formen, steht in der Forschung außer Frage.⁷² Wieso aber könnte gerade der Erbe des Diktators Caesar, der aus privater Initiative, ohne ein vom Senat verliehenes Kommando, militärisch in Italien agierte, ein solch idealer Staatsmann sein?⁷³

Dass sich Cicero auch mit einer Alleinherrschaft abfinden könnte, solange der Staat erhalten bleibt, wird bereits in seiner Rede „Pro Marcello“ aus dem Jahr 46 v. Chr. deutlich. Immerhin war Caesars Herrschaft in gewissen Formen durch republikanische Ämter und

⁶⁸ Vor allem Cassius Dio weist auf dieses ungewöhnliche Verfahren hin. Dio, 46,47,5-8. Siehe dazu auch App. Civ. 3,38. Vgl. dazu auch Syme (2002), S. 114f. und Bleicken (2010), S. 64f.

⁶⁹ Cic. Att. 16,15,3 (Anfang Dezember 44) „(...) cum me hortaretur ut adulescentem totamque causam manumque veteranorum complecterer (...)“. Noch am 4. November bezeichnete er ihn in seinem Brief an Atticus als Octavian. Cic. Att. 16,10.

⁷⁰ Cic. Phil. 3,3. „C. Caesar adulescens, paene potius puer (...)“. Der Name Caesars brachte Octavian auch Kritik ein – vor allem von Seiten des Antonius. Siehe dazu auch Bellen (1985), S. 161f.

⁷¹ Scholz (2011), S. 336-338.

⁷² Vgl. Bringmann (1971), S. 229f.; Bringmann (2010), S. 264f.; Pina Polo (2011), S. 327f.; Schuller (2013), S. 202; Cic. off. 1,85.

⁷³ Noch im Mai 44 schreibt Cicero, dass aus Octavian kein guter Bürger werden könne, da er von zu vielen Leuten umschwärmt werde. Cic. Att. 14,12,2: „quem nego posse bonum civem. ita multi circumstant qui quidem nostris mortem minitantur.“ Bleicken (2010), S. 46.

Vollmachten institutionalisiert.⁷⁴ Freilich kann man diese Rede, die er vor Caesar für die Begnadigung des Marcus Claudius Marcellus hielt, teilweise als sehr polemisch gegenüber dem Diktator lesen.⁷⁵ Dennoch sind die Feststellungen, die der Rhetor darin anführt, als der politischen Situation entsprechend zu erkennen. Ciceros Intention, durch die Rede Caesar deutlich vor Augen zu führen, dass (nur) durch ihn und seine Macht die Wiederherstellung des Staates möglich ist, überwiegt jedoch offensichtlich.⁷⁶ In der Marcellus-Rede wird ein Tugend-Kanon aufgebaut, der sich vor allem in Caesars Handlungen gegenüber unterworfenen Völkern, aber auch innenpolitisch widerspiegelt, bestehend aus „clementia“ (Milde), „mansuetudo“ (Sanftmut), „iustitia“ (Gerechtigkeit), „moderatio“ (Selbstbeherrschung) und „sapientia“ (Weisheit).⁷⁷ Im Kontext des Umganges mit Feinden und anderen Völkern bringt Cicero im ersten Buch der „De officiis“ ebenso die „clementia“ und „mansuetudo“ zur Sprache.⁷⁸ Und auch in den weiteren Ausführungen zu derartigen politischen Handlungen, wie sie zuvor auch Caesar laut der Marcellus-Rede beging, finden sich im ersten Buch Verweise auf „sapientia“ (1,83), „iustitia“ (1,86) und „(in)moderatio“ (1,90). Wieso hat Cicero in seinem Werk von den Pflichten diese Tugenden im selben Kontext erläutert, wie er es gut zwei Jahre zuvor in „Pro Marcello“ gegenüber Caesar tat? Auch in seinen Ausführungen zum Ehrenhaften und Schicklichen in „De officiis“ 1,98 führt Cicero ähnliche Aspekte und Worte mit an, um auf den Einfluss externer Umstände zu verweisen.⁷⁹

In der Marcellus-Rede bringt er einen weiteren Punkt an, den er auch in „De officiis“ aufgreift. Durch diesen wird wiederum ein Bezug zu Octavian erkennbar. Cicero betont in der Rede immer wieder die militärischen Erfolge Caesars, die mit denen anderer Feldherren und anderer Völker nicht zu vergleichen seien.⁸⁰ Die Szene, die er im zweiten Buch über die Pflichten, kurz nach seinen Ausführungen zur Bedeutung des Namens, anspricht, lässt sich zum Zeitpunkt des Erscheinens der Schrift nur schwer mit seinem eigenen Sohn in Verbindung bringen: „Die vortrefflichste Empfehlung zum Ruhm hat ein junger Mann dann, wenn er etwa durch Leistungen im Krieg erworben werden kann.“⁸¹

⁷⁴ Jehne (1987), S. 15.

⁷⁵ So sieht es vor allem Schuller (2013), S. 161-163. Bereits Gelzer stellte fest, dass Cicero nach der Rückkehr aus dem Exil und der Ablehnung der Nobilität gegenüber ihm als „homo novus“ sehr empfänglich für die politischen Gesinnungen des Caesars und des Pompeius war. Gelzer (1960), S. 123.

⁷⁶ Pina Polo (2011), S. 300f.; Bringmann (2010), S. 229.

⁷⁷ Cic. Marcell. 8f. Auch ist zu sagen, dass besonders die „iustitia“ eine der Kardinaltugenden ist, die für eine gerechte Kriegsführung wichtig waren. Botemann (1987), S. 9.

⁷⁸ Cic. off. 1,88.

⁷⁹ Cic. off. 1,98. „nobis autem cum a natura constantiae, moderationis, temperantiae, verecundiae partes datae sint (...)“ Dazu auch Langlands (2011), S. 106f.

⁸⁰ Cic. Marcell. 5. „Soleo saepe ante oculos ponere, idque libenter crebris usurpare sermonibus, omnis nostrorum imperatorum, omnis exterarum gentium potentissimorumque populorum, omnis clarissimorum regum res gestas, cum tuis nec contentionum magnitudine nec numero procliorum nec varietate regionum nec celeritate conficiendi nec dissimilitudine bellorum posse conferri; nec vero disiunctissimas terras citius passibus cuiusquam potuisse peragrari, quam tuis non dicam cursibus, sed victoriis lustratae sunt.“

⁸¹ Cic. off. 2,45. „Prima est igitur adulescenti commendatio ad gloriam, si qua ex bellicis rebus comparari potest, in qua multi apud maiores nostros extiterunt [...]“. Noch im „Brutus“ beschreibt Cicero am Beispiel Caesars, dass neben dem militärischen Ruhm, auch die Rhetorik zum Wohle des Volkes eingesetzt werden kann. Cic. Brut. 254f.

Zwar spricht er von den militärischen Kenntnissen, die der junge Cicero unter Pompeius erworben hat. Im Vergleich zur Situation im Dezember 44 treffen die Ausführungen doch eher auf den jungen Caesar zu.⁸² Es gibt wohl auch kaum einen größeren Feldherren als Caesar, an dem sich ein junger Römer orientieren könne. Das Befehligen eines Reitereschwadrons – als „*praefectus alae*“ – war in der römischen Republik für einen jungen Senatorensohn nichts Außergewöhnliches. Gleiches lässt sich auch über Octavian sagen, der unter Caesar für den bevorstehenden Partherfeldzug zum Reiterführer erhoben worden war.⁸³ Erst nach dem Tod seines Vaters erwarb sich der junge Cicero größere militärische Ehren, die für spätere Autoren für erwähnenswert erachtet wurden.⁸⁴ Es ist Octavian, der mit der Annahme des Erbes und dem Aufstellen eines Heeres auch in die militärischen Fußstapfen Caesars trat. In der aktuellen Politik ist er es also, der sich durch Leistungen im Krieg die Empfehlung zum Ruhm erwerben muss. Cicero selbst ist in seiner gesamten Karriere weniger als erfolgreicher Feldherr denn als Politiker in der Hauptstadt des Reiches wahrgenommen worden.⁸⁵ Vielmehr sind in der Situation im Dezember die Fähigkeiten des Caesar-Erben gefragt, der bereits zahlreiche Truppen seines Adoptivvaters für sich gewinnen konnte, um mit Hilfe derer den Staat gegen Antonius zu beschützen, bzw. ihn ganz und gar zu retten.⁸⁶ Folglich benötigt der Senat – in der Auffassung Ciceros – sowohl das militärische Potenzial Octavians als auch dessen Fähigkeiten als Heerführer, weshalb es geradezu unabdingbar sei, ihm hinlängliche Vollmachten – „*auctoritas*“ – zu erteilen, die ihm ein auch rechtlich fundiertes Vorgehen gegen Antonius im Sinne des Staates ermöglichen. Dies sollte nicht durch einen Rechtsbruch geschehen. Ein weiterer indirekter Verweis

⁸² Immerhin sind zwischen dem Dienst des jungen Cicero im Reitereschwadron des Pompeius im Jahr 49 v. Chr. bis zur Abfassung von „*De officiis*“ bereits über fünf Jahre vergangen. Vgl. dazu auch Scholz (2011), S. 338f.

⁸³ Bleicken (2010), S. 37. Jürgen Malitz bezeichnet Octavian im Jahr 44 als politisch „frühreif“. Malitz (2004), S. 383f.

⁸⁴ So etwa bei App. Civ. 4,220f. oder Plut. Cic. 49.

⁸⁵ Cicero selbst hatte als Konsol 63 v. Chr. und während seiner Statthalterschaft in Kilikien 51/50 v. Chr. ein militärisches Kommando – „*imperium*“ – inne. Schuller (2013), S. 130. Ab September 51 war er in kleinere Scharmützel verwickelt, die er aber erfolgreich abwickelte, weshalb er vom Heer als Imperator – siegreicher Feldherr – ausgerufen wurde. Er selbst scherzte allerdings eher über seinen Imperatorentitel. In Cic. ad Fam. 2,10,3 (14. November 51) vergleicht er sich ironischer Weise mit Alexander dem Großen. In Cic. ad Fam. 9,15(25),1 (Februar/März 50) gedenkt er – wieder mit ironischem Unterton – wie Phryrus handeln zu wollen, also einen Sieg zu erlangen, der ihn bzw. sein Heer selbst extrem schwächen würde. Ende Mai 50 schreibt Cicero an Atticus (Cic. Att. 6,3,3), dass seine Taten in Kilikien zwar einen Triumph rechtfertigen würden, er sich darum aber nicht reißen würde „(...) *res gestae dignae triumpho; de quo ipso nihil cupide agemus* (...)“. In „*De officiis*“ beschreibt er, wie der Senat den Feldherren Fabricius den Phryrus durch einen Überläufer vergiften ließ und dafür ein Lob vom Senat bekam. Dies geschah ohne eine militärische Aktion. Cic. off. 3,86. „*Hunc Fabricius reducendum curavit ad Pyrrhum idque eius factum laudatum a senatu est.*“ Dazu auch Gelzer (2014), S. 209-212.

⁸⁶ Cic. Phil. 3,5. „*Qua peste privato consilio rem publicam (neque enim fieri potuit aliter) Caesar liberavit. Qui nisi in hac re publica natus esset, rem publicam scelere Antoni nullam haberemus. Sic enim perspicio, sic iudico, nisi unus adulescens illius furentis impetus crudelissimosque conatus cohibuisset, rem publicam funditus interituram fuisse. Cui quidem hodierno die, patres conscripti (nunc enim primum ita convenimus, ut illius beneficio possemus ea, quae sentiremus, libere dicere) tribuenda est auctoritas, ut rem publicam non modo a se susceptam, sed etiam a nobis commendatam possit defendere.*“

auf Caesar findet sich im dritten Buch von den Pflichten: „Wer alles Rechte und Ehrenvolle geringschätzt, nur um Macht zu erlangen, tut nicht dasselbe wie der, der sogar als Schwiegervater den haben wollte, durch dessen Verwegenheit er selbst mächtig sein konnte?“⁸⁷ Anstatt direkt von Caesar zu sprechen, verweist Cicero auf dessen Schwiegervater, welcher immer ein Euripides-Zitat im Munde geführt haben soll: „Denn wenn man das Recht um der Macht willen verletzen muss, dann muss man es eben verletzen; in anderen Dingen zeige man Verantwortungsgefühl.“⁸⁸

Eine Anspielung auf die vermeintliche Königsherrschaft Caesars ist an dieser Stelle offensichtlich. Jedoch ist diese nicht losgelöst von weiteren Beispielen monarchischer Herrschaften zu sehen. Bereits im ersten Buch der „De officiis“ nennt Cicero die Verwegenheit („temeritas“) Caesars sowie dessen Irrtum („error“), die dazu führten, dass er das Recht aus dem Streben nach Ehren, Kommandos, Macht und Ruhm umstürzte.⁸⁹ Indem Cicero im dritten Buch verschiedene Exempla aus der griechischen und römischen Geschichte anbringt, anhand derer zwischen dem Nutzen und der Ehrenhaftigkeit des „regnum“ abgewogen wird, mildert er die Kritik an Caesar aus dem ersten Buch wieder ab. Dazu zeigt er nicht nur Negativbeispiele auf.⁹⁰ Wie oben bereits gezeigt, sprach Cicero Kritik an der Wandlung des Amtes des Diktators gegenüber Antonius aus, der es zu einem „Brandmal ewiger Schande“ machte. Zuvor sagte er selbst noch in der ersten Philippica, dass Caesars „dictatura perpetua“ bereits die Ausmaße einer Königsherrschaft angenommen habe.⁹¹ Sowohl die spätere Relativierung in der Philippischen Rede als auch das Abwägen in „De officiis“ zeigten, dass Cicero einer Monarchie durchaus positive Aspekte abgewinnen konnte, wenn sie sich an das Recht hielte und wenn sie dem Staat einen Nutzen brächte. Er scheint viel eher eine Analyse der Bezeichnungen vorzunehmen. Eine Diktatur mit fast königlichen Vollmachten kann, weil sie ein staatliches Amt ist, gut sein, solange sie nicht als Königsherrschaft bezeichnet wird. Und bereits ein Jahr zuvor, im Sommer 45 v. Chr., stellte Cicero in seinem Werk „Vom höchsten Gut und größtem Übel“ fest: „Der Weise wird mit größerem Rechte König genannt als Tarquinius, der weder sich selbst noch seine Landsleute beherrschen konnte. Mit größerem Rechte als Sulla wird er auch Lehrmeister des Volkes genannt, das ist ja der Diktator.“⁹²

⁸⁷ Cic. off. 3,82. „qui omnia recta et honesta neglegunt, dummodo potentiam consequantur, nonne idem faciunt, quod is, qui etiam socerum habere voluit eum, cuius ipse audacia potens esset.“

⁸⁸ Cic. off. 3,82. Cicero gibt das griechische Zitat im Lateinischen wieder: „nam si violandum est ius, [regnandi] gratia violandum est: aliis rebus pietatem colas.“

⁸⁹ Cic. off. 1,26. „Est autem in hoc genere molestum, quod in maximis animis splendidissimisque ingeniis plerumque existunt honoris, imperii, potentiae, gloriae cupiditates.“

⁹⁰ So z.B. Romulus oder Odysseus in Cic. off. 3,84-98.

⁹¹ Cic. Phil. 1,3f. „Dictaturam, quae iam vim regiae potestatis obsederat, funditus ex re publica sustulit; de qua re ne sententias quidem diximus. Scriptum senatus consultum, quod fieri vellet, attulit; quo recitato, auctoritatem eius summo studio secuti sumus eique amplissimis verbis per senatus consultum gratias egimus. (4) Lux quaedam videbatur oblata non modo regno, quod pertuleramus, sed etiam regni timore sublato, magnumque pignus ab eo rei publicae datum, se liberam civitatem esse velle, cum dictatoris nomen, quod saepe iustum fuisset, propter perpetuae dictaturae recentem memoriam funditus ex re publica sustulisset.“

⁹² Cic. fin. 3,75. „Rectius enim appellabitur rex quam Tarquinius, qui nec se nec suos regere potuit, rectius magister populi (is enim est dictator) quam Sulla.“ Dazu auch Wassmann (1996), S. 269-273.

Während Cicero im oben angeführten Zitat eine Anspielung auf den Schwiegervater Caesars vornimmt, so gibt Sueton in seiner *Caesar-Vita* an, dass Cicero in „*De officiis*“ mit diesem Zitat wohl Caesar selbst meinte.⁹³ Unabhängig davon liegt die Kritik Ciceros dabei wohl nicht gänzlich in der Erörterung möglichen Abwägens zwischen Gutem, Schlechtem und Nützlichem. Der Verweis auf den Schwiegervater an sich – in 3,81 beschreibt er mit Marius („*illum Marium*“) einen weiteren, auf den er seine folgenden Ausführungen aufbaut – bezieht sich deshalb anscheinend auf einen der Schwiegerväter Caesars. Dieser ging mindestens drei politische Ehen mit den weiblichen Nachkommen der großen Politiker Cinna, Sulla und Lucius Calpurnius Piso Caesoninus ein.⁹⁴ Es ist durchaus vorstellbar, dass Cicero damit auch einen Verweis auf die Bedeutung politischer Ehen implizierte. Wenn der Schwiegervater ein großer Politiker war oder ist, dann färbt dessen Bekanntheit auch auf den Schwiegersohn ab.

6. Fazit

Cicero widmete sein philosophisches Gesamtwerk der Bildung der römischen Jugend, um somit einen beständigen Staat für die Zukunft zu bewahren. Im Vergleich zu seinen anderen Schriften ist „*De officiis*“ nicht in Dialogform, sondern als direkte Instruktion von Cicero selbst an eine einzelne Person angelegt. Diese Person – sein Sohn – ist zur Zeit der Abfassung im selben Alter und Lebensabschnitt wie Octavian, der sich in Rom zunehmend politisches Gewicht verschaffte und bereits einen Monat nach den Iden des März mit Cicero in Kontakt stand. Da er zum Zweck des Erringens von Einfluss die Hilfe Ciceros suchte, liegt es nahe, dass Cicero ihn nach seinen eigenen Vorstellungen beeinflussen wollte. Dass er den Caesar-Erben, der sich im Jahr 44 v. Chr. auch immer mehr militärisches Potenzial verschaffte, mit Äußerungen gegen seinen Adoptivvater kritisieren oder gar verärgern wollte, ist unwahrscheinlich. Im Jahr 45 trug Cicero den Gedanken mit sich herum, eine Denkschrift für Caesar zu schreiben, er diesen aber nicht vor den Kopf stoßen wolle.⁹⁵ Cicero schwankte recht häufig, ob er sie nun verfassen solle oder nicht. Und spätestens mit dem Mord im Senat hatte sich diese Überlegung auch erledigt. Aber wieso sollte die Idee einer Denkschrift dann nicht auch ein Jahr später in Bezug auf den Caesar-Erben weitergeführt werden können?

Sein eigenes Handeln im Senat und die Äußerungen in seinen Briefen zeigen zum einen, dass er die positiven Aspekte der Herrschaft Caesars erkannte und diese größtenteils beibehalten wollte, zum anderen konstatierte er, welche Bedeutung Octavian für die weitere Entwicklung Roms haben wird. Um gegen den aufstrebenden und aufrührerischen Marcus Antonius agieren zu können, setzt er auf den jungen Caesar. Ihm ist durchaus bewusst, dass es kein Zurück mehr zur alten Republik geben kann, er weiß jedoch auch nicht, welche Zukunft der römische Staat haben wird. Damit dieser aber seine Stabilität bewahrt, bedarf es eines guten Staatsmannes, den Cicero vor allem auch durch seine Schrift „*De officiis*“ versucht auszu-

⁹³ Suet. Iul. 30,5. „*Quod existimasse videbatur et Cicero scribens de Officiis tertio libro semper Caesarem in ore habuisse Euripidis versus, quos sic ipse convertit.*“

⁹⁴ Siehe dazu Gelzer (1960), S. 18 (Cornelia – Tochter Cinnas), S. 29 (Pompeia – Enkelin Sullas) und S. 72 (Calpurnia – Tochter Pisos).

⁹⁵ Siehe etwa Cic. Att. 13,1,3 (23. Mai 45) oder Cic. Att. 13,3,1 (25. Mai 45). Bereits am 26. Mai versichert Cicero Atticus, dass er die Denkschrift an Caesar doch nicht schreiben könne. Cic. Att. 13,4,2.

bilden. Dass Octavian dieser sein wird, zeigen die zahlreichen direkten und indirekten Verweise auf dessen Familie und vor allem auf seinen Adoptivvater Gaius Iulius Caesar. Zwar wirkt dieses Vor Augenführen ab und an kritisch, jedoch ist es eher als Hinweis auf Fehler mit möglichen Verbesserungsvorschlägen zu deuten. Weiterhin eröffnen und beantworten diese Beispiele aus der Familie Octavians auch die Frage danach, wieso diese sonst so besonders oft im Werk hervortreten. Die Aussage des Historikers und Biographen, Cornelius Nepos, in seiner Atticus-Vita unterstreicht die These, dass Ciceros Überlegungen auf die Zukunft ausgelegt waren, indem er eine zeitgenössische Auffassung zu dessen Gedanken aufzeigt.

„Cicero sagte nämlich nicht nur zukünftige Entwicklungen voraus, die sich noch zu seinen Lebzeiten ereigneten, sondern er prophezeite auch das, was heute erst geschieht, wie ein Hellseher.“⁹⁶

⁹⁶ Nep. Att. 16,4. „Non enim Cicero ea solum, quae vivo se acciderunt, futura praedixit, sed etiam, quae nunc usu veniunt, cecinit ut vates.“

Quellen

- Appian, Römische Geschichte: 2 Teil: Die Bürgerkriege, übersetzt von Otto Voh, durchgesehen, eingeleitet und erläutert von Wolfgang Will, Stuttgart 1989 (= Bibliothek der griechischen Literatur).
- Augustus, Res gestae divi Augusti. Meine Taten, Lateinisch – Griechisch – Deutsch, herausgegeben von Ekkehard Weber, Düsseldorf/Zürich 1989 (= Sammlung Tusculum).
- Caesar, Bellum Civile. Bürgerkrieg, Lateinisch – Deutsch, herausgegeben von Otto Schönberger, Berlin 2012 (= Sammlung Tusculum).
- Caesar, Bellum Gallicum. Der Gallische Krieg, Lateinisch – Deutsch, herausgegeben von Otto Schönberger, Berlin 2013 (= Sammlung Tusculum).
- Cassius Dio, Romaie historia, herausgegeben von Otto Voh, Düsseldorf 2009.
- Censorinus, De die natali. Das Geburtstagsbuch, Lateinisch – Deutsch, herausgegeben von Kai Brodersen, Darmstadt 2011.
- Cicero, Brutus, Lateinisch – Deutsch, übersetzt und herausgegeben von Heinz Gunermann, Stuttgart 2012.
- Cicero, De divinatione. Über die Wahrsagung, Lateinisch – Deutsch, übersetzt, erläutert und herausgegeben von Christoph Schaublin, München/Zürich/Darmstadt 1991 (= Sammlung Tusculum).
- Cicero, De finibus bonorum et malorum. Das höchste Gut und das schlimmste Übel, Lateinisch – Deutsch, herausgegeben von Alexander Kabza, Berlin/Boston 1960 (= Sammlung Tusculum).
- Cicero, De officiis. Vom pflichtgemässen Handeln, Lateinisch – Deutsch, übersetzt, kommentiert und herausgegeben von Heinz Gunermann, Stuttgart 1976.
- Cicero, Epistulae ad Atticum. Briefe an Atticus, Lateinisch – Deutsch, übersetzt und herausgegeben von Helmut Kasten, München 1959.
- Cicero, Epistulae ad Brutum. Briefe an Brutus, Lateinisch – Deutsch, herausgegeben von Helmut Kasten, München 1959 (= Sammlung Tusculum).
- Cicero, Epistulae ad familiares. An seine Freunde, Lateinisch – Deutsch, übersetzt und herausgegeben von Helmut Kasten, München 1959 (= Sammlung Tusculum).
- Cicero, Laelius de amicitia. Laelius über die Freundschaft, Lateinisch – Deutsch, herausgegeben von Marion Giebel, Stuttgart 2014.
- Cicero, Philippicae. Philippischen Reden, Lateinisch – Deutsch, übersetzt von Manfred Fuhrmann, überarbeitet, eingeleitet und herausgegeben von Rainer Nickel, Berlin 2013 (= Sammlung Tusculum).
- Cicero, Pro M. Marcellus oratio, Lateinisch – Deutsch, in: Cicero, Drei Reden vor Caesar, übersetzt und herausgegeben von Marion Giebel, Stuttgart 1999.
- Cornelius Nepos, Atticus, herausgegeben von Michaela Pfeiffer, Düsseldorf 2006.
- Nikolaos von Damaskus, Peri tou biou Kaisaros tou Zebastou kai tēs autou agōgēs. Über das Leben und die Erziehung von Caesar Augustus Griechisch – Deutsch, übersetzt, herausgegeben und kommentiert von Jürgen Malitz, Darmstadt 2003.
- Plutarch, Cicero, Griechisch – Deutsch, in: Plutarch, Fünf Doppelbiographien, Band 2, Gaius Marcius und Alkibiades. Demosthenes und Cicero, übersetzt und herausgegeben von Konrat Ziegler und Walter Wuhrmann, Zürich 1994

- Plutarch, Cicero, herausgegeben von Konrat Ziegler, Zürich/Stuttgart 1957.
- Sueton, De Vita Caesarum Liber II. Divus Augustus, Lateinisch – Deutsch, übersetzt und herausgegeben von Dietmar Schmitz, Stuttgart, 1988.
- Sueton, De Vita Caesarum Liber I. Divus Julius, Lateinisch – Deutsch, übersetzt und herausgegeben von Dietmar Schmitz, Stuttgart 1999.
- Varro, De re rustica. Über die Landwirtschaft, Lateinisch – Deutsch, herausgegeben, eingeleitet und erläutert von Dieter Flach, Darmstadt 2006.
- Velleius Paterculus, Historia Romana. Römische Geschichte, Lateinisch – Deutsch, herausgegeben von Marion Giebel, Stuttgart 1989 (= RUB).

Literatur

1. Balsdon (1960): John P. V. D. Balsdon, Auctoritas, dignitas, otium, The Classical Quarterly 10 (1960), S. 43-50.
2. Bellen (1985): Heinz Bellen, Cicero und der Aufstieg Octavians, Gymnasium 92 (1985), S. 161-189.
3. Bleicken (1995): Jochen Bleicken, Gedanken zum Untergang der römischen Republik, Stuttgart 1995 (= Wissenschaftliche Gesellschaft an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität: Sitzungsberichte der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main; 33,4).
4. Bleicken (2010): Jochen Bleicken, Augustus. Eine Biographie. Mit einem Nachwort von Uwe Walter, Hamburg 2010.
5. Botermann (1987): Helga Botermann, Ciceros Gedanken zum „gerechten Krieg“ in de officiis 1,34-40, Archiv für Kulturgeschichte 69 (1987), S. 1-29.
6. Bringmann (1971): Klaus Bringmann, Untersuchungen zum späten Cicero, Göttingen 1971.
7. Bringmann (2010): Klaus Bringmann, Cicero, Darmstadt 2010.
8. Bücher (2011): Frank Bücher, Rezension zu: Francisco Pina Polo: Rom, das bin ich. Marcus Tullius Cicero, Ein Leben. Stuttgart 2010, <http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-15288> (gesehen: 27.10.2017).
9. Deininger (1998): Jürgen Deininger, Zur Kontroverse über die Überlebensfähigkeit der Republik in Rom, in: Peter Kneissl, Volker Losemann (Hrsg.), Imperium Romanum. Studien zu Geschichte und Rezeption. Festschrift für Karl Christ zum 75. Geburtstag, Stuttgart 1998, S. 123-136.
10. Dux (1989): Günter Dux, Die Zeit in der Geschichte. Ihre Entwicklungslogik vom Mythos zur Weltzeit. Mit kulturvergleichenden Untersuchungen in Brasilien (J. Mensing), Indien (G. Dux, K. Kälble, J. Meßmer) und Deutschland (B. Kiesel), Frankfurt a.M 1989.
11. Ehrenwirth (1971): Ursula Ehrenwirth, Kritisch-chronologische Untersuchungen für die Zeit vom 1. Juni bis zum 9. Oktober 44 v. Chr., München 1971 (= Diss. phil. München 1971).
12. Fedeli (1973): Paolo Fedeli, Il ‚De officiis‘ di Cicerone. Problemi e atteggiamenti della critica moderna, in: Hildegard Temporini (Hrsg.), Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt, Teil: 1: Von den Anfängen Roms bis zum Ausgang der Republik, Band 4, Berlin/New York (1973), S. 357-427.
13. Gelzer (1960): Matthias Gelzer, Caesar. Der Politiker und Staatsmann, Wiesbaden 1960.

14. Gelzer (2014): Matthias Gelzer, Cicero. Ein biographischer Versuch, 2. erweiterte Aufl., Stuttgart 2014.
15. Halfmann (2011): Helmut Halfmann, Marcus Antonius, Darmstadt 2011 (= Gestalten der Antike).
16. Hölscher (2004): Lucian Hölscher, Zukunft und historische Zukunftsforschung, in: Friedrich Jaeger, Burkhard Liebsch (Hrsg.), Handbuch der Kulturwissenschaften. Grundlagen und Schlüsselbegriffe, Band 1, Stuttgart/Weimar 2004, S. 401-416.
17. Jehne (1987): Martin Jehne, Der Staat des Dictators Caesar, Köln/Wien 1987 (Passauer historische Forschungen, 3).
18. Kienast (2009): Dietmar Kienast, Augustus, Prinzeps und Monarch, 4. Aufl., Darmstadt 2009.
19. Kries (2003): Douglas Kries, On the Intention of Cicero's *De Officiis*, *The Review of Politics* 65 (2003), S. 375-393.
20. Langlands (2011): Rebecca Langlands, Roman Exemplum and Situation Ethics: Valerius Maximus and Cicero *de Officiis*, *The Journal of Roman Studies* 101 (2011), S. 100-123.
21. Long (1995): Anthony A. Long, Cicero's politics in *De officiis*, in: André Laks, Malcolm Schofield (Hrsg.), *Justice and Generosity. Studies in Hellenistic Social and Political Philosophy*, *Proceedings of the Sixth Symposium Hellenisticum*, Cambridge 1995, S. 213-240.
22. Malitz (2004): Jürgen Malitz, „O puer qui omnia nomini debes“, *Zur Biographie Octavians bis zum Antritt seines Erbes*, *Gymnasium* 111 (2004), S. 381-409.
23. Mommsen (2010): Theodor Mommsen, *Römische Geschichte*, Neuaufl., Band 3, Darmstadt 2010.
24. Morstein-Marx (2009): Robert Morstein-Marx, *Dignitas and res publica*, Caesar and Republican Legitimacy, in: Karl-Joachim Hölkeskamp (Hrsg.), *Eine politische Kultur (in) der Krise? Die „letzte Generation“ der römischen Republik*, München 2009, S. 115-140.
25. Ortmann (1988): Ursula Ortmann, Cicero, Brutus und Octavian – Republikaner und Caesarianer, Ihr gegenseitiges Verhältnis im Krisenjahr 44/43 v. Chr., Bonn 1988 (= Habilitationsschrift. Reihe alte Geschichte), (= Diss. phil. Bonn 1988).
26. Pina Polo (2011): Francisco Pina Polo, *Rom, das bin ich*, Marcus Tullius Cicero, Ein Leben, Übersetzung von Sabine Panzram, 2. Aufl., Hamburg 2011.
27. Ramsbotham (2006): Oliver Ramsbotham, Cicero's Challenge: From Just War to Just Intervention, Subsuming Criteria for Just War under Framework Principles for Just Intervention in Peace Support Operations, in: Gerhard Beestermöller, Michael Haspel, Uwe Trittman (Hrsg.), „What we're fighting for...“ – Friedsethik in der transatlantischen Debatte, Stuttgart 2006, S. 113-137.
28. Scholz (2011): Peter Scholz, *Den Vätern folgen. Sozialisation und Erziehung der republikanischen Senatsaristokratie*, Berlin 2011.
29. Schuller (2013): Wolfgang Schuller, *Cicero oder der letzte Kampf um die Republik. Eine Biographie*, München 2013.
30. Strasburger (1999): Hermann Strasburger, *Ciceros philosophisches Spätwerk als Aufruf gegen die Herrschaft Caesars*, 2. Aufl., Hildesheim/Zürich/New York 1999.
31. Stroh (2010): Wilfried Stroh, *Cicero. Redner, Staatsmann, Philosoph*, 2. Aufl., München 2010.
32. Syme (2002): Ronald Syme, *The Roman Revolution*, Nachdruck, Oxford 2002.

33. Walter (2013): Uwe Walter, Rezension zu Wolfgang Schuller: Cicero oder Der letzte Kampf um die Republik, Seine Geschichte muss immer wieder erzählt werden, FAZ vom 01.11.2013, <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/sachbuch/wolfgang-schuller-cicero-oder-der-letzte-kampf-um-die-republik-seine-geschichte-muss-immer-wieder-erzaehlt-werden-12639544.html> (gesehen: 27.10.2017).
34. Wassmann (1996): Herbert Wassmann, Ciceros Widerstand gegen Caesars Tyrannis. Untersuchungen zur politischen Bedeutung der philosophischen Spätschriften, Bonn 1996.
35. Willrich (1944): Hugo Willrich, Cicero und Caesar. Zwischen Senatsherrschaft und Gottkönigtum, Göttingen 1944.
36. Wisse (2002): Jakob Wisse, De oratore: Rethoric, Philosophy, and the Making of the ideal Orator, in: James M. May (Hrsg.), Brill's Companion to Cicero. Oratory and Rhetoric, Leiden/Boston/Köln 2002, S. 375-400.

**„Vale, et me habe in memoria.“
Gelehrte Strategien des Sich-Fortschreibens im 18. Jahrhundert**

Tobias Winnerling

1. Die Furcht vor dem Vergessen-Werden

„Derer Professorum ins besondere in allen Facultäten/ welche mit Schreiben und Lehren unsterbliche Renommée erworben/ müssen nicht vergessen werden.“¹ So formulierte Friedrich Lucae (1644-1708) in seiner Beschreibung der Universität Utrecht 1711 eine Paradoxie, die Anfang des 18. Jahrhunderts die Gelehrten Europas umtrieb: Wiewohl sie sich gern und oft gegenseitig des unvergänglichen Ruhms ihrer Werke und Arbeiten versicherten, waren sie sich durchaus darüber im Klaren, dass diese Unsterblichkeit nur so lange dauern konnte, wie sie diskursiv konstruiert wurde. Um sich selbst einen Platz in der Erinnerung kommender Wissenschaftsgenerationen zu sichern, galt es also, diese Konstruktion nach Möglichkeit bereits zu Lebzeiten zu betreiben. Mit einem konkreteren Blick auf die Praktiken einiger vor allem niederländischer Gelehrter des 18. Jahrhunderts möchte ich im Folgenden ausleuchten, auf welche Weise das geschehen konnte.

Die Erkenntnis Lucaes war durchaus nicht neu, sondern bereits seit dem 16. Jahrhundert in der wissenschaftlichen Diskussion. Schon Conrad Gessner (1516-65) schrieb 1545 im Vorwort zu seiner „Bibliotheca Universalis“, dass er auch darauf abziele, die darin aufgeführten Autoren der Nachwelt zu erhalten, denn viele, die zuvor berühmt gewesen, seien bereits vergessen oder nur noch kleinen Kreisen bekannt.² Gegen dieses Vergessen gedachte er anzuschreiben; nicht zuletzt, um sich damit auch selbst in der von ihm an ihre glorreiche Vergangenheit erinnerten Wissenschaftswelt im Gedächtnis zu halten. Eine Strategie, die 170 Jahre später von Friedrich Lucae immer noch ebenso angewendet werden konnte, wie zumindest sein Sohn Carl Lucae im Vorwort zu dessen – postumen – Werk festhielt: „Unter anderem aber/ womit der seel. Herr Autor sein Andencken bey denen Musen-Söhnen verewiget/ ist die Verfertigung gegenwärtigen europäischen Helicons.“³

So stellte auch Melchior Adam (1575-1622) bereits zu Anfang des 17. Jahrhunderts in seiner Biographiensammlung über „Die Unsterblichkeit des Lobes würdiger Männer, denen die Muse zu sterben verbietet“ fest: „Es ist nicht an uns zu „leben“, sondern das Leben „in Wert zu setzen“, das bis zur künftigen Nachwelt die Berühmtheit Eurer Namen weiterträgt.“⁴ 1705/06 erschien das Werk in dritter Auflage erneut in Frankfurt am Main. Obwohl das Anschreiben gegen das Vergessen in der europäischen Wissenschaftsgeschichte seit der Renaissance präsent war, lässt sich meines Erachtens besonders ab dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts eine Intensivierung des Bemühens feststellen, den eigenen und familiären Nachruhm auf Dauer zu stellen. Die Ergebnisse dieses Bestrebens wurden dabei durchaus

¹ Lucae (1711), S. 884.

² Blair (2010), S. 162f.

³ Lucae (1711), S. 2f.

⁴ Adam (1706), S. VI: „Non sit nobis vivere, fed valere Vita, quae ad seram usque posteritatem Nominum Vestrorum celebritatem transmittat.“ Hervorhebung im Original.

als Fortschrittszeichen gesehen, wie Gabriel Wilhelm Götten (1708-81) Anfang des 18. Jahrhunderts festhielt: „Das GelehrtenLexicon ist von dem berühmten Herrn Professor Jöcher nunmehr in solchen Stand gesetzt, daß wir billig uns deswegen einen grossen Vorzug vor unsern Vorfahren zu schreiben können.“⁵

Damit stand Götten nicht allein; ein heutiges Echo dieser Position findet sich etwa jüngst bei Martin Mulsow.⁶ Die Erzeugung und Erhaltung dieses Vorzugs erfordert einen bewusst betriebenen Prozess, in dem versucht wurde, sich selbst und Kollegen ins Gedächtnis zukünftiger Generationen unauslöschlich einzuschreiben. Die Nachwirkungen dieses Projektes reichen bis in die Gegenwart hinein: Um die Gelehrtenkulturen des 17. bis 19. Jahrhunderts und die disziplinären Wissenschaftskulturen des 18. bis 20. Jahrhunderts unter einem gemeinsamen Oberbegriff von „Wissenschaft“ behandeln zu können, muss ich mich wohl oder übel derselben diskursiv konstruierten Linearität einer intellektuellen Abstammungsgeschichte bedienen, die (auch) im Dienst gerade dieser Gedächtnisarbeit steht. „Wissenschaft“ verstehe ich hier also vor allem als soziale Figuration, als ein System, innerhalb dessen es eigene, klar definierte Prozesse „hegemoniale[r] Gedächtnispolitiken und -narrative“ gab – und gibt.⁷ Innerhalb einer solchen zwar prinzipiell offenen, aber durch gemeinsame Merkmale definierten sozialen Gruppe gibt es ein soziales Gedächtnis, dessen Funktion wesentlich darin besteht, die Kontinuität der Figuration zu sichern, und dessen sich die Mitglieder der Gruppe in besonderem Maß bedienen können.⁸

Die so konstruierte Vergangenheit ist damit wesentlich ein soziales Phänomen, das für die spezifische Gruppe den Status einer geteilten Wirklichkeit annimmt und auch als solche untersucht werden kann.⁹ In dieses soziale Gedächtnis der Gelehrsamkeit Eingang zu finden, waren die hier untersuchten Schreibenden stets bestrebt. Dieser Versuch, der Nachwelt eine Erinnerung vorzugeben und sich damit nach Möglichkeit für alle Zukunft in der Wissenschaftskultur selbst fortzuschreiben, wurde in vielfältiger Weise unternommen. Neben Spezialpublikationen über die Gelehrten einzelner Disziplinen, Länder oder Erdteile wurden Lobreden, Nachrufe, Leichenpredigten, Biographien, biographische Lexika und Gedichte, aber nicht zuletzt auch private Kontakte und Briefe in den Dienst dieser Gedächtnisarbeit gestellt.

2. Selbstfortschreibung durch Gedächtnisarbeit an Anderen

Im Oktober 1709 schrieb David van Hoogstraten (1658-1724), Arzt in Amsterdam und zugleich Dozent für Latein am dortigen Athenaeum Illustre an Theodor Jansson van Almeloveen (1657-1712), Professor für Geschichte, Beredsamkeit, Griechisch und Medizin an der Universität Harderwijk, dass er nun die Schriften ihres zwei Jahre zuvor verstorbenen Freundes Joan van Broekhuizen (1649-1707) herausgeben wolle und daher alle anzuschreiben gedenke, die vielleicht noch unveröffentlichtes Material besäßen und es ihm dafür zukommen lassen könnten.

⁵ Götten (1735), S. 12.

⁶ Mulsow (2012), S. 373.

⁷ Dimbath/Wehling (2011), S. 19.

⁸ Vgl. Sebald/Weyand (2011), S. 179; Dimbath (2014), S. 229.

⁹ Zerubavel (1996), S. 283.

Von van Almelooveen erhoffte er sich nun weitere Adressen für dieses Vorhaben und beschrieb seine Motivation als Sicherung des Angedenkens des Verschiedenen. „Falls Du nämlich wirklich noch andere weißt, die mir seine Gedichte schicken könnten, wirst Du geehrt sein vom Toten, was auch mich antreibt.“¹⁰

Ohne van Hoogstratens Motive hier in Zweifel ziehen zu wollen, ist es doch auffällig, dass er sie so betonte. Derartige Bestrebungen konnten nämlich durchaus auch anders gedeutet werden. Jacob Perizonus (1651-1715), als Professor der Geschichte und Beredsamkeit in Utrecht ein Kollege Almelooveens, schrieb in einem ähnlichen Fall im Oktober 1711 aus der Außenperspektive ganz anderes an Cornelis van Eck (1662-1732), Professor beider Rechte, ebenfalls in Utrecht.

„Mir scheint es unwürdig, die Briefe erst kürzlich verstorbener Menschen und ihre Schmeicheleien, die sie nur dort geschrieben haben, bald vor aller Augen öffentlich zu machen und dass die noch lebenden Menschen, die darin genannt werden, den Ruhm und das Herausragende der Dahingeschiedenen nachahmen.“¹¹

Was Perizonius hier kritisierte, war die Strategie der Selbstfortschreibung durch Gedächtnisarbeit an Anderen: Eine instrumentalisierende Bezugnahme auf einen als groß hingestellten Vorgänger zum Zweck der eigenen Positionierung in der „res publica litteraria“ oder dem gelehrten Milieu der eigenen Umgebung.

Diese strategische Erwägung konnte allerdings auch ganz unkritisch als eine sinnvolle Vorgehensweise empfohlen werden. So schrieb Herman Boerhaave (1668-1738), Professor der Medizin und Chemie in Leiden, Anfang 1737 an seinen ehemaligen Schüler Johan Burman (1707-1779), nunmehr Leiter des botanischen Gartens in Amsterdam, um diesen zur Herausgabe der Schriften Georg Eberhard Rumpfs (1628-1702) zu ermutigen, der Burmans Amtsvorgänger gewesen war.

Die Veröffentlichung dieser Manuskripte, die seit nunmehr über 30 Jahren „unter Staub im Schatten begraben“ lägen, sei für Burman nur vorteilhaft:¹² „Du wirst Deinem Namen ein ehernes unvergängliches Denkmal errichten, wenn Du Dich dieser nur noch herauszugebenden Bücher annimmst, die niemand gesehen hat, die ersehnt werden von den Gelehrten und Medizinern.“¹³

Diese unveröffentlichten Materialien bestanden vor allem aus den Ergebnissen der botanischen Forschungen, die Rumpf während seiner Zeit auf Ambon im niederländisch kolonisierten Teil Indonesiens durchgeführt hatte. Ob es nun auf Boerhaaves gutes Zureden zurückzuführen ist oder nicht, kann hier nicht geklärt werden, aber Burman gab Rumpfs

¹⁰ Utrecht UB hs. 998 6 K 10, 114 (1709): Hoogstraten an Almelooveen, Amsterdam 27.10.1709: „Tuum vero est scire an aliis enim carminibus, quae me possint latere, a defuncto sis honoratus, idque mihi impetive.“

¹¹ Utrecht UB hs. 1000 7 B 5, 13-II (26/04-22/08/1711): Perizonius an Eck, Utrecht 27.08.1711: „Mihi videtur res indigna, Hominum nuper admodum mortuorum Epistolas, earumque blanditias ipsi soli scriptas mox prodere omnium oculis & ita vivos hominos, qui in iis notantur, imitare in defunctum famam & excussationem.“

¹² KB Den Haag 121 E 4, 13 (1737): Boerhaave an Burman, Leiden 30. 01. 17137: „(...) heu diu nimis sepulta sub pulvere in umbra.“

¹³ „Nomini Tuo monumentum eriges adamante perennius, si curabis libros soles edendos, quales vidit nemo, quales desiderant sophi, & medici.“ Zum Text siehe bitte ebd.

Werk schließlich von 1741 bis 1750 in 12 Bänden als „Herbarium Amboinense“ heraus¹⁴ und erzielte damit durchaus den erwünschten Erfolg. Vor allem die neuere niederländische Nationalbiographie erwähnt diese Herausgeberschaft als seine hervorstechende Leistung.¹⁵ Die Herausgabe der Bände begründete er selbst diskursiv allerdings – damit durchaus den topischen Wendungen genügend, die in solchen Kräuter- oder Pflanzenbüchern erwartet werden konnten – mit dem allgemeinen Nutzen:

„(...) so soll ich mich zählen und achten, dass mir die viele Mühe und Arbeit, die ich aufgewendet und investiert habe, vergolten sei, wenn so dem Verlangen der wissbegierigen und neugierigen Betrachter und Kenner der Kräuter Genüge getan werde, und keine davon, die etwas dem Menschengeschlecht Nützliches oder Heilsames zu besitzen trachten, dadurch enttäuscht sein sollten (...).“¹⁶

Van Hoogstraten hatte offenbar ebenfalls das Bedürfnis, sich des Eindrucks erwehren zu müssen, bei seinen editorischen Plänen verhalte er sich nicht uneigennützig, als er die Materialien für seine Broekhuizen-Edition sammelte. Es galt, den Anschein zu vermeiden, dieses Bestreben sei Teil eines strategischen Plans zur pietätlosen Plünderung des Nachlasses des Toten, um sich selbst in der Erinnerung weiter fortzuschreiben.

Neben der Befriedigung privater (intellektueller) Eitelkeiten und der Beförderung der individuellen Karrieren der Schreibenden zu Lebzeiten diente ein solcher diskursiver Aufwand auch immer der Konstruktion einer disziplinarischen Linearität, einer Abfolge gelehrter Männer und Werke, deren Verlängerung in die Zukunft hinein angestrebt wurde. Die Arbeit an der gelehrten Memoria war damit immer auch der Versuch, die zukünftige Gestalt der Wissenschaften im eigenen Sinn zu beeinflussen und für kommende Generationen festzuschreiben. Mit der Festlegung bestimmter Erinnerungstatbestände ist schließlich immer auch das Heraus-schreiben des Nicht-Aufgenommenen aus dem Kreis möglicher Erinnerungen verbunden, was Connerton als reziproke Verbundenheit von Vergessen und Erinnern beschreibt:

„The relationship between memorials and forgetting is reciprocal: the threat of forgetting begets memorials and the construction of memorials begets forgetting. If giving monumental shape to what we remember is to discard the obligation to remember, that is because memorials permit only some things to be remembered and, by exclusion, cause others to be forgotten.“¹⁷

Diese Erkenntnis dürfte aber kaum wirklich neu sein. Zumindest betrieben nicht wenige Gelehrte offensiv eine Politik, die genau das konstruieren und leisten sollte.

¹⁴ Rumpf/Burman (1741-50).

¹⁵ Vgl. van der Aa (1855), S. 1605-1606; Molhuysen (1918), S. 353.

¹⁶ Im Original: „(...) so zal ik my rekenen en agten voldaan te zyn voor de groote moeite en arbeydt, die ik angewendt en besteedt hebbe, op dat het verlangen van de leergierige en nieuwsgierige oeffenaars en kenners der Kruyden mogt voldaan werden, en die gene, die iets nuttigs en heilzaams vor het Menschelyke geslagt trachten te bezitten, daarvan niet zouden versteken blieven (...).“ Zum Text siehe bitte Rumpf/Burman (1741-50).

¹⁷ Connerton (2013), S. 29.

Johann Jacob Wetstein (1693-1754) etwa hielt 1736 die Leichenrede auf seinen Amtsvorgänger Jean Le Clerc (1657-1736), den Herausgeber des „Journal des Scavants“ [sic] und Professor der Philosophie am Athenaeum Illustre in Amsterdam.

Die Rede selbst als konkreter Akt war dabei bereits weniger wichtig als das mediale Echo, das sie – auch international – zu erzeugen vermochte. So urteilte Ernst Ludwig Rathlef (1709-68), Superintendent zu Nienburg und Begründer der Sammelbiographie „Geschichte letztlebender Gelehrter“ 1749 in seiner „Geschichte Joh[ann] Jac[ob] Wetsteins, Lehrers der Philosophie am remonstrantischen Seminar in Amsterdam“ – die wiederum in Johann Christoph Strodtmanns (1717-1756) „Beyträge zur Historie der Gelahrtheit, worinnen die Geschichte der Gelehrten unserer Zeiten beschrieben werden“ erschien – über eben diese „oratio“, Wetstein habe die Vorzüge des großen Le Clerc trefflich geschildert.¹⁸ Was wichtig sei, denn:

„Ich habe bemerkt, daß einige an ihren Vorgängern die Verdienste verachten, andere loben sie. Jenes taugt gar nicht, weil es von einem Neide herrühret. Dieses ist sicherer, weil man bey der Wahrheit bleibt und sich selbst besser räth. Denn es ist uns angenehmer und nützlicher, wenn wir einem grossen Manne, als einem geringen Lichte, im Amte folgen.“¹⁹

3. Selbstfortschreibung durch familiäre Gedächtnisarbeit

Erfolgreicher und zugleich eindeutiger noch als Wetstein positionierte sich Kasper Burman (1696-1755), der Sohn des Utrechter Professors der Geschichte, Beredsamkeit, Staatenkunde und des Griechischen Pieter Burman (1668-1741) und Vetter des bereits erwähnten Johan Burman, mit seinem Werk zur Geschichte der Utrechter Gelehrten.

Kasper Burman war Jurist, seit 1724 Ratsmitglied der Stadt Utrecht, Mitglied der Utrechter Provinzialstände und seit 1739 auch als Vertreter der Provinz Utrecht Mitglied der Versammlung der Generalstaaten.²⁰ Als freiberuflicher Historiker arbeitete er vor allem zur Utrechter Geschichte und blieb so dem familiären und beruflichen Netzwerk seiner Familie stets verbunden. Sein „Trajectum Eruditum, Virorum Doctrina inlustrum“ widmete er 1738 seinem zu diesem Zeitpunkt noch lebenden Vater, um dessen Angedenken bereits prospektiv in der Nachwelt zu verankern.

„(...) und [wenn] Du [=Pieter Burman] an die Grenze des Alters gelangst, die zu überschreiten die zerbrechliche und hinfällige Natur des Menschlichen verbietet, bist Du dem glücklichen Chor der Seligen zugeschrieben, in die himmlische und ewige Akademie versetzt.“²¹

Und all das – so zumindest der Anspruch des „Trajectum Eruditum“ – durch das Buch, auch wenn Pieter Burman selbst darin nicht mit einem Eintrag vertreten war. Das dürfte

¹⁸ Vgl. Wetstein (1736), S. 3f.

¹⁹ Rathlef (1749), S. 230.

²⁰ Molhuysen (1918), S. 350f.; Schumann (1747), S. 152.

²¹ Im Original: „(...) & ad eam aetatis metam perveneris, quam superare rerum humanarum caduca & fragilis conditio negat, Te felici beatorum choro adscriptum, in coelestem & aeternam Academiam transferat.“ Zum Text siehe bitte Burman (1738).

vermutlich eben daran gelegen haben, dass er zur Zeit der Abfassung noch lebte. Kasper Burman nahm in sein Lexikon nur bereits Verstorbene auf. Auch die zweite Auflage von 1750 nutzte er nicht dazu, die mittlerweile Dahingegangenen nachzutragen; es handelt sich um einen unveränderten Nachdruck der Erstauflage.²² Dennoch diente es nicht nur unmittelbar der Memoria seines Vaters, sondern der eines erweiterten Familienverbandes. Damit trug es einer Selbstverständlichkeit Rechnung, die auch Rathlef schon in der Lebensbeschreibung Johann Jacob Wetsteins formuliert hatte: „Gelehrte Väter pflegen ihre Söhne zeitig zu Büchern und Wissenschaften anzuführen.“²³

Gelehrte Kreise konstituierten sich primär über familiäre Sozialisation und die Kontakte aus den jeweiligen Bildungskarrieren, so dass sich eine eigenständige soziale Schicht ausbildete.²⁴ Nicht zufällig umfasste das „Trajectum Eruditum“ also noch weitere Angehörige der Familie, und zwar Kaspers Großvater Frans Burman I. (1632-1678) und seinen Onkel Frans Burman II. (1671-1719), sowie weitere Freunde und Bekannte.²⁵ Zumindest innerhalb der Familie Burman war ein derartiges textuelles Vorgehen durchaus üblich. Der bereits erwähnte Johan Burman ließ die Lobgedichte auf Rumpf im Vorsatz zum „Herbarium Amboinense“ von seinem Vetter Pieter Burman dem Jüngeren (1713-1778), zu diesem Zeitpunkt Professor der Beredsamkeit an der Universität Franeker, ins Lateinische bringen, und sowohl sein Bruder Pieter wie auch Johans Bruder Frans Burman der Jüngere (1708-1793) schrieben darin carmina auf Johan Burman selbst.²⁶ Für das „Trajectum Eruditum“ galt das auf der paratextuellen Ebene gleichermaßen: Pieter Burman der Jüngere steuerte ein Vorsatzgedicht bei, Pieter der Ältere wurde nicht nur in der Zueignung (und mehrfach im Text), sondern auch unter den „Auctores laudati“ noch einmal eigens erwähnt.²⁷

Ich muss hierbei zugestehen, dass der Anspruch auf Einschreibung in die zukünftige Nachwelt in diesem Fall auch eingelöst wurde. Prüft man die Einträge in späteren biographischen Lexika und Referenzwerken zu den im „Trajectum Eruditum“ aufgeführten Gelehrten, so stellt man fest, dass überdurchschnittlich viele davon im 19. Jahrhundert Eingang in die nationalen niederländischen und deutschen Referenzwerke finden.²⁸ Über die Utrechter Gelehrten des 17. und frühen 18. Jahrhunderts sind wir daher durchaus gut informiert. Wie groß dabei im Einzelfall der Anteil dieses Werkes war, müsste noch eigens erhoben werden, da Kasper Burman durchaus auf bereits bestehende Literatur zugriff, die

²² Vgl. Burman (1750).

²³ Rathlef (1749), S. 212.

²⁴ Barner (1991), S. 27.

²⁵ Burman (1738), S. 50-56.

²⁶ Rumpf/Burman (1741-1750).

²⁷ Burman (1738), S. 480.

²⁸ Von 186 im „Trajectum Eruditum“ aufgeführten Gelehrten erscheinen 170 auch im „Biographisch woordenboek der Nederlanden“ (van der Aa (Hrsg.), 21 Bände, Haarlem 1852-78), 46 in der ADB (Leipzig, 56 Bände, 1875-1912), und 116 auch noch im „Nieuw Nederlands biographisch woordenboek“ (Molhuyzen/ Blok (Hrsg.), 10 Bände, Leiden 1911-1937); zwei wird auch in der NDB geführt. Vgl. Burman (1738); Biographisch woordenboek der Nederlanden, www.dbnl.org/tekst/aa_001biog00_01/; www.deutsche-biographie.de; „Nieuw Nederlands biographisch woordenboek2“, online abrufbar unter: <http://www.dbnl.org/titels/titel.php?id=molh003nieu00> (gesehen: 27.10.2017).

auch späterhin noch zitiert wurde.²⁹ Für das späte 17. und frühe 18. Jahrhundert und damit für ca. ein Drittel aller von ihm behandelten Personen allerdings berief er sich allerdings durchaus auf ungedruckte Informationen – seinen eigenen Angaben nach vor allem Auskünfte und Notizen seines Vaters.³⁰ Grundsätzlich befand er sich bei seiner Vorgehensweise dabei durchaus nahe an zeitgenössischen Forderungen, wie Wissenschaftsgeschichte zu schreiben sei. Gottlieb Stolle (1673-1744), Professor in Jena, hatte wenige Jahre zuvor in seiner „Anleitung zur Geschichte der Gelahrtheit“ bereits gefordert:

„Inzwischen wäre zu wünschen, daß sich einige geschickte Männer angelegen seyn liessen, die merckwürdigen Leben der Gelehrten von Anfang der Erudition biß auf unsre Zeit in Chronologischer Ordnung zusammen zu tragen: Doch würde man bey denen, so nur in programmatibus und orationibus abgefast waren, alle übrige Dinge weg lassen, und das was man anderwärts dahingehöriges angetroffen in besondern Anmerckungen dazu setzen müssen.“³¹

Die Artikel in Burmans Werk, die einer längeren und ausführlichen Beschreibung der behandelten Person Raum bieten (nicht ganz die Hälfte aller Einträge), fallen jedoch nahezu alle gerade unter die Kategorien, die Stolle als tunlichst zu vermeiden aufgestellt hatte:

„LXIX. Man sollte aber dabey zusehn, daß man uns nicht blossse Sceleta vitarum und lauter Elogia lieferte. Denn es haben die meisten Lebens-Beschreibungen diese Fehler: 1. Daß darinnen die Personen nicht beschrieben werden wie sie gewesen, sondern wie sie hätten seyn sollen. 2. Daß man insgemein bey generalibus bleibt, und von special Dingen nichts beybringt, da doch daran das meiste gelegen ist. Und 3. daß man sonderlich die Methode zu studirn, und die wahre Ursache warum, und die Art wie sie ihre Bücher geschrieben, zu melden vergist.“³²

Was Stolle hier aus der Perspektive eines als überparteilich auftretenden Erkenntnisinteresses als defizitär beschrieb, war jedoch im Rahmen einer durch die Bezugnahme auf familiäre Vorleistungen und Kontakte operierenden Vergangenheitskonstruktion nicht nur unproblematisch, sondern geradezu notwendig. Das Verweben einer als unverdächtig stilisierbaren Motivation – hier, die Geschichte der Wissenschaften zu befördern und gegen das Vergessen anzuschreiben – mit der gleichzeitigen Nutzung der so erzielten Ergebnisse zur eigenen und künftigen Positionssicherung hat Friedrich Nietzsche in seinen Reflexionen über das Vergessen 1887 bereits als wichtigen Bestandteil der Verfestigung von Erinnerungsstrukturen festgehalten. „Die Liebe Verehrung Dankbarkeit gegen die Person, die das Werk schuf, ist eine Erleichterung: oder daß unsere Vorfahren es erkämpft haben: oder daß meine Nachkommen nur so garantirt sind, wenn ich jenes W e r k (...) garantire.“³³

Im Zug desselben Gedankengangs entwarf er dabei eine Sichtweise, nach der die von Stolle angestrebte unparteiische Aufzählung der Einzelnen und ihrer Verdienste als chimerisch erscheinen muss.

²⁹ Vor allem Andreas (1623); Sweerts (1628); Lipenius (1685), aber auch andere.

³⁰ Burman (1738), S. 3.

³¹ Stolle (1724), S. 44.

³² Stolle (1724), S. 45.

³³ Nietzsche (1980), S. 157. Hervorhebung im Original.

„Ein ‚Ding an sich‘ ebenso verkehrt wie ein ‚Sinn an sich‘, eine ‚Bedeutung an sich‘. Es giebt keinen ‚Thatbestand an sich‘, sondern ein Sinn muß immer erst hineingelegt werden, damit es einen Thatbestand geben könne / Das ‚was ist das?‘ ist eine Sinn-Setzung von etwas Anderem aus gesehen. Die ‚Essenz‘, die ‚Wesenheit‘ ist etwas Perspektivisches und setzt eine Vielheit schon voraus. Zu Grunde liegt immer ‚was ist das für mich?‘“³⁴

Ohne die Diskussion über die metaphysische Dimension dieser Position hier aufnehmen zu wollen, stimme ich ihr für den Bereich der betrachteten Wissenschaftsgeschichte vollkommen zu. Selbst die distanzierteste Beschreibung der Verdienste Anderer wurde immer auch aus dem Nutzenkalkül des Verfassenden betrieben (vergleiche 2.) und lässt sich nur so angemessen kontextualisieren.

Die Strategie der Selbstfortschreibung, Gelehrtengeschichte vor allem als Familien-geschichte zu konzipieren mit dem klaren Ziel, auch in Zukunft den Familienmitgliedern durch den Nachruhm der Vorfahren und durch den Bezug auf die stolze akademische Tradition eine feste Position im wissenschaftlichen Milieu zu verschaffen, ließ sich auch im 19. Jahrhundert noch fortführen. Johann Gottfried Burman-Becker (1802-1880), königlich-dänischer Hofapotheker und mütterlicherseits mit den niederländischen Burmans verwandt³⁵, veröffentlichte 1831 in Kopenhagen die „Nachrichten von dem Geschlechte Burman“, in denen er Kasper Burman als Herausgeber einer Quellenedition zu Hadrian VI. und eben als Verfasser des „Trajectum Eruditum“ würdigte.³⁶ Für Kasper Burman selbst bedeutete das Werk damit eine relativ dauerhafte Einschreibung in das Gedächtnis des sozialen Systems Wissenschaft. Er war der gelehrten Welt zwar familiär verbunden, aber da er eine politische Karriere eingeschlagen hatte, dort zunächst nur aufgrund des Rufs seiner Verwandten präsent. Seine sonstigen Tätigkeiten als Historiker, die erwähnte Edition sowie eine dreibändige Geschichte Utrechts im 15. Jahrhundert, scheinen deutlich weniger dazu beigetragen haben, ihn zu verewigen.³⁷

4. Abwendung des Vergessens? Die Notwendigkeit gezielter Selbstfortschreibung

Um sich oder die Seinen in die Erinnerung einer zukünftigen Nachwelt einzuschreiben, galt es für die Gelehrten des 18. Jahrhunderts, sich nicht auf die Unvergänglichkeit ihrer Werke zu verlassen, sondern diese in einem vielfältigen Prozess nach Möglichkeit selbst herzustellen. Unbedingt wichtig war dabei, dass die von ihnen zu diesem Zweck produzierten Botschaften die richtigen Empfänger fanden. Diese wiederum mussten sich von der Weitergabe solcher Referenzen auf die ursprünglichen Produzenten selbst einen ideellen oder realen Vorteil versprechen, um sie weiterhin zu tradieren. Willem Fredrik van der Wilp (†1763), Konrektor der Lateinschule in Amsterdam, wusste also sicherlich genau, was er tat, als er im April 1723

³⁴ Nietzsche (1980), S. 140. Hervorhebung im Original.

³⁵ Kramm (1863), S. 1724.

³⁶ Burman (1727); Burman-Becker (1831), S. 15.

³⁷ Burman (1750-54); vgl. bereits den noch Lebzeiten erfolgten Eintrag in Zedlers Universal-Lexicon: ZUL (1754).

einen Brief an Pieter Burman in Ergänzung zur üblichen Grußformel mit den Worten schloss: „Vale, et me habe in memoriam.“³⁸

³⁸ Utrecht UB hs 993 6 K 9, 129 (1723): Wilp an Burman, Amsterdam 01.04.1723: „Lebe wohl, und behalte mich im Gedächtnis.“

Quellen

Den Haag, Koninklijke Bibliotheek (KB Den Haag)
Bestand 121 E 4, 13

Universiteitsbibliotheek Utrecht (Utrecht UB)
Bestand hs. 993 6 K 9, 129
Bestand hs. 998 6 K 10, 114
Bestand hs. 1000 7 B 5, 13-II

Literatur

1. Adam (1706): Melchior Adam, *Dignorum Laude Virorum. Quos Musa vetat mori. Immortalitas*, 3. überarbeitete Aufl., Frankfurt a.M. 1706.
2. Andreas (1623): Valerius Andreas, *Valeri Andreae Desseli Bibliotheca belgica in qua Belgicae seu Germaniae inferioris provinciae urbesque, viri item in Belgio vita scriptisque clari et librorum nomenclatura*, Leuven 1623.
3. Barner (1991): Wilfried Barner, *Gelehrte Freundschaft im 18. Jahrhundert. Zu ihren traditionellen Voraussetzungen*, in: Barbara Becker-Cantarino, Wolfram Mauser (Hrsg.), *Männerfreundschaften – Frauenfreundschaften. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1991, S. 23-46.
4. Blair (2010): Ann Blair, *Too much to know. Managing scholarly information before the modern age*, New Haven 2010.
5. Burman (1727): Kasper Burman, *Hadrianus VI. sive Analecta historica de Hadriano Sexto Trajectino papa Romano*, Utrecht 1727.
6. Burman (1738): Kasper Burman, *Trajectum Eruditum, Virorum Doctrina inlustrium, qui in urbe Trajecto, et regione trajectensi nati sunt, sive ibi habitaverunt, vitas, fata et scripta exhibens*, Utrecht 1738.
7. Burman (1750): Kasper Burman, *Trajectum Eruditum, Virorum Doctrina inlustrium, qui in urbe Trajecto, et regione trajectensi nati sunt, sive ibi habitaverunt, vitas, fata et scripta exhibens*, 2. unveränderte Aufl., Utrecht 1750.
8. Burman (1750-54): Kasper Burman, *Utrechtsche jaarboeken van de vyftiende eeuw*, Band 3, Utrecht 1750-1754.
9. Burman-Becker (1831): Johann Gottfried Burman-Becker, *Nachrichten von dem Geschlechte Burman*, Kopenhagen 1831.
10. Connerton (2013): Paul Connerton, *How Modernity Forgets*, Cambridge/New York 2013.
11. Dimbath (2014): Oliver Dimbath, *Oblivionismus, Vergessen und Vergesslichkeit in der modernen Wissenschaft*, Konstanz 2104.
12. Dimbath/Wehling (2011): Oliver Dimbath, Peter Wehling, *Soziologie des Vergessens: Konturen, Themen und Perspektiven*, in: Oliver Dimbath, Peter Wehling (Hrsg.), *Soziologie des Vergessens, Theoretische Zugänge und empirische Forschungsfelder*, Konstanz 2011, S. 7-36.
13. Götten (1735): Gabriel Wilhelm Götten, *Das jeztlebende gelehrte Europa. Oder Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen und Schriften, jezt lebender Europäischer Gelehrten, Theil 1*, Braunschweig 1735.

14. Kramm (1863): Christiaan Kramm, *De levens en werken der Hollandsche en Vlaamsche Kunstschilders, Beeldhouwers, Graveurs en Bouwmeesters, van den vroegsten tot op onzen tijd*, Band 6: T-Z, Amsterdam 1863.
15. Lipenius (1685): Martin Lipenius, *Bibliotheca Realis Universalis Omnium Materialium. Rerum Et Titulorum*, in: Martin Lipenius (Hrsg.), *Theologia, Jurisprudentia, Medicina Et Philosophia Occurrentium*, 2 Bände, Frankfurt a.M. 1685, o.S.
16. Lucae (1711): Carl Lucae (Hrsg.), *Friederich Lucae, Europäischer Helicon. Auff welchem die Academien oder Hohe Schulen von Anfang der Welt bis ietzo aller Nationen, besonders Europae mit ihren Foundationen, Unglücksfällen/ Restaurationen, Privilegiis, Jubilaeis, Nothwendigkeiten und Hindernüssen/ Wachsthum und Abnehmen/ rechten Gebrauch und Mißbrauch; Sambt ihren vornehmen Lehrern, derer Verdienste, und Academischen Ehren-Tituln in sieben Haupt-Teilen vorgestellt durch Friedericum Lucae, Mitglied des Collegii Historici Imperialis*, Frankfurt a.M. 1711.
17. Molhuysen (1918): Philip Christiaan Molhuysen (Hrsg.), *Nieuw Nederlandsch biografisch woordenboek*, deel 4, Leiden 1918.
18. Mulsow (2012): Martin Mulsow, *Prekäres Wissen. Eine andere Ideengeschichte der Frühen Neuzeit*, Berlin 2012.
19. Nietzsche (1980): Friedrich Nietzsche, *Nachgelassene Fragmente*, Herbst 1885 bis Anfang Januar 1889, Teil 1: Herbst 1885 bis Herbst 1887 (1-10), in: Giorgio Colli, Mazzino Montinari (Hrsg.), *Friedrich Nietzsche, Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*, Band 12, München 1980.
20. Rathlef (1749): Ernst Ludwig Rathlef, *Geschichte Joh. Jac. Wetsteins, Lehrers der Philosophie am remonstrantischen Seminar in Amsterdam*, in: Johann Christoph Strodtmann, *Beyträge zur Historie der Gelahrtheit, worinnen die Geschichte der Gelehrten unserer Zeiten beschrieben*, 3. Theil, Hamburg 1749, S. 210-231.
21. Rumpf/Burman(1741-50): Georg Eberhard Rumpf, Johan Burman (Hrsg.): *Herbarium amboinense: plurimas complectens arbores, frutices, herbas, plantas terrestres & aquaticas, quae in Amboina et adjacentibus reperiuntur insulis adcuratissime descriptas iuxta earum formas, cum diuersis denominationibus cultura, usu, ac virtutibus, quod & insuper exhibit varia insectorum animaliumque genera, plurima cum naturalibus eorum figuris depicta*, Übersetzung und Bearbeitung von Georg Eberhard Rumpf und Johan Burman, Band 12, Amsterdam 1741-1750.
22. Schumann (1747): Gottlieb Schumann, *Jährliches Genealogisches Hand-Buch*, Leipzig 1747.
23. Sebald/Weyand (2011): Gerd Sebald, Jan Weyand: *Zur Formierung sozialer Gedächtnisse, On the Formation of Social Memory*, *Zeitschrift für Soziologie* 40 (2011), S. 174-189.
24. Stolle (1724): Gottlieb Stolle, *Gottlieb Stollens Philos. Civil. Profes. PO in Acad. Ienensem Anleitung zur Historie der Gelahrtheit*, 2. Aufl., Band 3, Jena 1724.
25. Sweerts (1628): Pierre François Sweerts, *Athenae belgicae, sive Nomenclator Infer. Germaniae scriptorum, qui disciplinas philologicas, philosophicas, theologicas, iuridicas, medicas et musicas illustrarunt*, Antwerpen 1628.
26. van der Aa (1855): Abraham Jacob van der Aa, *Biographisch woordenboek der Nederlanden, bevattende levensbeschrijvingen van zoodanige personen, die zich op eenigerlei wijze in ons vaderland hebben vermaard gemaakt*, Band 2.2 (Derde en vierde stuk), Haarlem 1855.

27. Wetstein (1736): Johann Jacob Wetstein, *Oratio funebris in obitum viri celeberrimi Joannis Clerici, Philosophiae & Historiae Ecclesiasticae inter Remonstrantes Professoris*, habita a. d. VIII. Calend. Martii MDCCXXXVI, Amsterdam 1736.
28. Zerubavel (1996): Eviatar Zerubavel, *Social Memories: Steps to a Sociology of the Past*, *Qualitative Sociology* 19 (1996), S. 283-299.
29. ZUL (1754): O. A., Caspar Burmann, in: Johann Heinrich Zedlers (Hrsg.): *Grosses Vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*, Band 68 (Suppl.-Band 4 (Boe-Caq)), Halle/Leipzig 1754, Sp. 1087-1088.

Kurt Eisner und sein ethisches Sozialismuskonzept am Ende der Wilhelminischen Ära

Sven Brajer

1. Einleitung

Nahezu sein ganzes Leben trat Kurt Eisner (1867-1919) für soziale und politische, auf die zukünftige Entwicklung gerichtete, Reformen ein. Dies zunächst als demokratischer Linksliberaler oder bürgerlich-liberaler Reformsozialist, später auf der theoretischen Basis, die es ihm gleichzeitig erlaubte, an eine Revolution zu glauben und zugleich Reformpolitik zu betreiben.¹ So vielschichtig wie sein Schaffen und Lebenswerk, sei es als Journalist bei renommierten Zeitungen, als Autor diverser historisch-politischer Sachbücher und nicht zuletzt als politischer Agitator, so unterschiedlich aufgestellt ist auch die zeitgenössische wie spätere Rezeption des gebürtigen Berliner, welche sowohl die lebenszeitliche wie postume Ambivalenz in der Beurteilung von Kurt Eisner zum Ausdruck bringen. So heißt es im Brief eines „ehrlichen Sozialdemokraten, der es gut mit Deutschland meint“, vom Dezember 1918, wenige Wochen nach dem Amtsantritt Kurt Eisners als erster Ministerpräsident:

„(...) Wenn nicht in den nächsten Tagen ein Umschwung eintritt, dann haben Sie zuletzt geahmet [sic!], das merken Sie sich, Sie Bandit. Wer hat wieder einer Anzahl lumpiger Judenbengels in Berlin ins Justizministerium und sonstiger leitender Posten verholfen, nur Sie mit Ihrer frechen Schnauze. (...) Nein, Sie Halunke, mit den anderen Spartacusjuden werdet alle ein Kopf kürzer gemacht, das merke Dir.“²

Ein Gedicht Namens „Eisner“, eine Woche nach seinem gewaltsamen Tod Ende Februar 1919 entstanden, könnte kaum unterschiedlicher ausfallen. Sein Verfasser: Kurt Tucholsky (1890-1935):

„Die Bürger nicken. Es starb Jaurès, Karl Liebknecht, Luxemburg, Kurt Eisner –, Wir wissen wohl, wie jener groß war, dieser kleiner – wer feilscht hier um Formate! Eine Reinheit ging von den vierten aus, die leuchtete auf ihren Stirnen und den Händen. Und ihre Stimme sprach: Ihr sollt nicht leiden! Vier Schüsse und vier Särge und vier Gräber. Wir strecken unsre Arme in die Runde und klagen: ‚Welt! schlägst du noch immer an die Kreuze Die, die dich lieben?‘ Und die Bürger nicken.“³

Dieser Beitrag versucht Kurt Eisners politische, philosophische und historische Prägungen instruktiv zu skizzieren und sein politisches Konzept aufzuzeigen. Ein Konzept, von dem zu wünschen wäre, dass der/die ein oder andere Politiker/in sich in heute ähnlich unruhig anmutenden Zeiten wie vor einhundert Jahren zumindest einige Teile rezipieren würde, um einer vermeintlich „alternativlosen“ Herrschaftspolitik die Stirn zu bieten.

¹ Pohl (2015), S. 90.

² Brief eines „ehrlichen Sozialdemokraten“ an Kurt Eisner BArch NY/4060/64, Bl. 317, zitiert nach Altieri (2015), S. 131.

³ Tucholsky (1919), S. 224f.

2. Biografische Prägungen

Eisner wurde 1867 als Sohn des jüdischen Textilfabrikanten Emanuel Eisner geboren. Seine Kindheit und Jugend verbrachte er in Berlin. Hier besuchte er das Askanische Gymnasium und studierte nach dem Abitur 1886 an der Universität zu Berlin Philosophie und Germanistik, gab das Studium aber nach Vorbereitungsarbeiten für eine Dissertation über Achim von Arnim, vermutlich wegen dem finanziellen Abstieg des ehemals wohlhabenden Elternhauses 1889 auf.⁴ In den 1890er Jahren arbeitete Eisner als Journalist für eine Reihe von Zeitungen und Zeitschriften, unter anderem für die Frankfurter Zeitung und die Hessische Landeszeitung. Nicht nur in literarischen Kreisen erregten seine geschliffenen Friedrich Nietzsche-Kritiken hohe Aufmerksamkeit. Zu ihm hatte er, wie viele Intellektuelle, bis heute ein sehr ambivalentes Verhältnis. Letztendlich förderte die kritische Auseinandersetzung mit Nietzsches Œuvre Eisners Weltbild, das vom moralischen Standpunkt von Kants kategorischen Imperativ und gegen Nietzsches vermeintliche „Immoral“ gerichtet ist und letztendlich das eigenverantwortliche, rücksichtsvolle Individuum in den Mittelpunkt stellte.⁵ Bereits der junge Eisner glaubte an die menschliche Vernunft und ging stets von der Erziehbarkeit des Menschen aus.⁶ Seine sozialistische Verortung findet sich bereits in seinem Erstlingswerk „Psychopathia spiritualis. Friedrich Nietzsche und die Apostel der Zukunft“.⁷ Besonders setzte sich Eisner hier mit Nietzsches Werk „Also sprach Zarathustra“⁸ auseinander, welches im damaligen, zunehmend vom Kulturpessimismus geprägten Bildungsbürgertum enormen Anklang fand.⁹ Im Rahmen einer systemkritischen Analyse der vielschichtigen geistigen Strömungen, der sozialen Probleme und der gesellschaftlichen Verfallserscheinungen im Gefolge des den Eigennutz positiv sanktionierenden Wirtschaftsliberalismus setzt Eisner vehement Nietzsches „Religion der mitleidlosen Härte“ und Nietzsches Traumbilder vom Übermenschen seine eigenen Erkenntnisse der menschlichen Natur und über die gesellschaftlichen Missstände entgegen.¹⁰ Die Betrachtungen Eisners zur Kriegspolitik im Deutschen Kaiserreich

⁴ Grau (2001), S. 33-35 und S. 56.

⁵ Vgl. exemplarisch Krummel (1998), S. 229 und S. 277.

⁶ Vgl. Pohl (2015), S. 73.

⁷ Erschien als Buch 1892 im Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig. Der Erstabdruck war in der Zeitschrift „Die Gesellschaft“ bereits 1891 erfolgt.

⁸ Die vier Teile des Zarathustra sind im Zeitraum vom November 1882 bis Februar 1885 entstanden und wurden von Ernst Schmeitzner in Chemnitz verlegt.

⁹ Exemplarisch zum Begriff und der Veranschaulichung des „Kulturpessimismus“ gleichsam als Gegenentwurf einer ethischen Sozialismusvision immer noch hervorzuheben: Stern (2005) (erstmal erschienen englisch als Dissertation: *The politics of cultural despair. A study in the rise of the Germanic ideology*, Berkeley 1961).

¹⁰ Eisner (1995), S. 411; siehe auch Grau (2001), S. 56-62 und S. 65f. Eindrucksvoll schildert Rudolf Steiner in seiner Buchbesprechung von 1893 das Verhältnis von Eisner zu Nietzsche: „Die Entwicklung der einzelnen Auserlesenen soll nicht mit der Unterdrückung und Versumpfung großer Massen erkaufte werden. Eisner will die Masse aristokratisieren. ‚Wahrhafter Aristokratismus ist erst möglich bei wahrhaftem Altruismus.‘ ‚Die Demokratie muss zur Panaristokratie werden.‘ Eisner will im Gegensatz zu Nietzsche die Gemeinschaft über den Einzelnen gesetzt wissen. ‚Der Herdeninstinkt ist Gesundheit, der Ichinstinkt ist Entartung.‘ Der Nietzscheschen Devise: ‚Werdet hart!‘ setzt Eisner ein ‚Werdet weich!‘ entgegen. (...) Bei solch durchdringendem Verständnis Nietzsches, bei solch unbefangener Kritik des Denker-Poeten kann

begannen etwa um 1896. Den Liberalismus, den Eisner in gewisser Weise immer schätzte, warf er nun vor, dass er

„am blindesten der Bismarcklegende‘ gefrönt und das abscheuliche Märchen gläubig nachgebetet [habe], daß Deutschland nur durch Blut und Eisen hat einig werden können, während überhaupt nur ein größeres Preußen aus dem Blutmeer entstanden ist, nachdem deutsche Fürstenverblendung damals den Freiheitskriegen der rechte Augenblick zu organischer nationaler Einigung sich darbot.“¹¹

Diese Haltung wurde begleitet von der Begeisterung für Wilhelm Liebknecht (1826-1900), einem der profiliertesten sozialistischen Politiker im Reichstag. Kurz nach dem Tod Liebknechts im August 1900 schrieb Eisner dessen erste ausführliche Biographie.

Seine Führungsrolle in der „Vorwärts“-Redaktion, dem zentralen SPD-Parteorgan in Berlin, blieb auch nach dem Tod des Chefredakteurs informell, da die Leitung der Parteizeitung formal auf das gleichberechtigte Redakteurskollektiv übertragen wurde.¹² Aus den Konflikten innerhalb der Redaktion und mit der Parteiführung erwuchs, nach mehreren Kontroversen, sowohl mit Eduard Bernstein als auch mit den orthodoxen Marxisten in der SPD, der Vorwärts-Konflikt des Jahres 1905.¹³ Als zur Lösung der Redaktionsproblematik geplant wurde, mehrere Redakteure zu entlassen, die Eisners Mehrheitsrichtung angehörten, um sie durch orthodoxe Marxisten zu ersetzen, entschloss sich die Redaktionsmehrheit, inklusive Eisner, selbst zu kündigen.¹⁴

3. Eisners Sozialismus: der ‚Neukantianismus‘, der Versuch einer Skizzierung seines teleologischen Geschichtsbildes und sein Pazifismusbegriff

Das nächste und zentrale Kapitel beginnt mit einem Zitat von Kurt Eisner aus dem Jubiläumsband zum 70. Geburtstag von Eisners Marburger Mentor, dem Neukantianer Hermann Cohen (1842-1918); dort heißt es:

„Diese Ethik [Kants] steht über allen konkreten Gesellschaftsordnungen und sie bedingt an sich keine bestimmte Ordnung. Nun muss sich jedes Gemeinschaftswesen, wenn anders es sein Kulturrecht erweisen will, an jenem sittlichen Ideal messen. Und so wahr es ist, daß auf der heutigen Stufe der wirtschaftlichen-politischen Entwicklung Kants Ethik nur im Sozialismus sich zu verwirklichen mag, so fest steht es, daß Kant keine sozialistischen, sondern liberale Forderungen aus seiner Ethik zog.“¹⁵

Eisners Urteil über das ‚Nietzsche-Affentum‘ natürlich nur ein vollständig vernichtendes sein. Nirgends hat ja das Herdenartige einer Anhängerschaft ein so charakteristisches Gepräge angenommen wie bei der Nietzsche-Herde. Die Verachtung des Herdenhaften ist zum wüsten Herdengedrüll geworden.“ Zum Text siehe bitte Steiner (1998), S. 468-469. Auch Franz Mehring (1846-1919) empfahl nachdrücklich die Lektüre von Eisners Buch, vgl. Mehring (1891/92), S. 667-669.

¹¹ Eisner (1896), zitiert nach Altieri (2015), S. 72.

¹² Vgl. Grau (2001), S. 139.

¹³ Ebd., S. 210-219.

¹⁴ Ebd., S. 215.

¹⁵ Eisner (1912), S. 127, zitiert nach Grau (2001), S. 127.

Eisner kann demzufolge ideologisch keinesfalls einfach als Revisionist innerhalb der SPD wie Eduard Bernstein (1850-1932) deklariert werden, eine These, die durchaus auch heute noch vertreten wird.¹⁶ Dabei steht Eisner gleichsam „Zwischen „Revisionisten“ und „orthodoxen Marxisten“ – und das beschert ihm einen zu Beginn des 20. Jahrhunderts (real)politisch schweren Standpunkt in der SPD. Die politische Beeinflussung Eisners durch den Marburger Neukantianismus um Hermann Cohen (1842-1918) und Paul Natorp (1854-1924) und seine Auswirkungen auf Eisners einsame Stellung in der SPD ist dabei evident. Cohens Neukantianismus interpretierte den Kategorischen Imperativ Kants so, dass er aufforderte: „mache Dir die Selbstgesetzgebung in der Person eines jeden Menschen zum Zwecke“.¹⁷

Daraus begründete der Marburger Neukantianismus aus der Philosophie Kants ein politisches und soziales Programm, das dem Sozialismus nahestand. Nach Eisners Überzeugung war demzufolge eine Synthese aus Immanuel Kant (1724-1804) und Karl Marx (1818-1883) besser geeignet, den Bezug zum sozialistischen Fernziel herzustellen, als beispielsweise der seit etwa 1903 vermittelnde Ansatz von Karl Kautsky (1854-1938). Letzterer kann – positioniert zwischen dem Impetus der Parteilinken um Rosa Luxemburg (1871-1919)¹⁸ und der reformbetonten SPD-Parteiführung um den Theoretiker Eduard Bernstein (1850-1932)¹⁹ – Eisners Konzeption gegenübergestellt werden.²⁰

Nach dem Konzept der Parteiführung hatte die sozialdemokratische Bildungsarbeit den Parteikader vor allem mit theoretischen und taktischen Voraussetzungen des Klassenkampfes vertraut zu machen und war somit deutlich verkürzt und stark ideologiegebunden. Eisner vertrat in seinem Nürnberger Bildungsprojekt dagegen einen Schulungsansatz, welcher primär allgemeine und elementare wirtschaftliche, historische und politische Kenntnisse zu vermitteln suchte, um dann auf dieser Basis die freie Meinungsbildung auch über generelle Fragen der Theorie zu stärken.

Die Breitenbildung der Bevölkerung sollte insgesamt stärker in den Vordergrund rücken.²¹ Neben Cohen und Natorp prägten vor allem die „roten Kantianer“ Franz Staudinger (1849-1921) und Karl Vorländer (1860-1928) die Ideenwelt Eisners, welche damit letztendlich den Schritt von der Idee zur zukünftigen (reformistischen, jedoch nicht revisionistischen) realen Tat tätigte²² und letztendlich auch den ethischen Sozialismus ausmachte.²³ Hier zeigt sich freilich das Dilemma im Gegensatz zwischen einer eindeutig

¹⁶ So stellt ihn Lars Fischer beispielsweise in eine Reihe mit Ignaz Auer (1844-1907), Georg Gradnauer (1866-1946), Albert Südekum (1871-1944) und Adolf Müller (1863-1943), vgl. Lars Fischer (2007), S. 120.

¹⁷ Ebbinghaus (1957), S. 312.

¹⁸ Exemplarisch vgl. Luxemburg 1913.

¹⁹ Siehe Bernstein (1899).

²⁰ Vgl. Kautsky (1899); Kautsky (1906); Kautsky (1909). 1910 wandte sich Kautsky gegen Rosa Luxemburgs Revolutionskonzept, das stärker auf spontane revolutionäre Strömungen in der Arbeiterschaft setzte und justierte spätestens hier seinen Standpunkt neu vom orthodoxen Marxismus hin zu moderateren Formen.

²¹ Vgl. Pohl (2015), S. 80.

²² Vgl. Grau (2001), S. 124-126; Eisner (1995), S. 419 und S. 422. Im Gegensatz zu den Revisionisten um Bernstein glaubte Eisner nicht an ein Hineinwachsen der kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsform in einen sozialistischen Staat unter den Herrschaftsbedingungen des wilhelminischen Obrigkeitsstaat, siehe ebd., S. 423.

²³ Eisner (1995), S. 419. Zum Begriff des ‚Ethischen Sozialismus‘ vgl. Holzhey (1994).

reformistischen politischen Konzeption der Neukantianer und der selbstgewissen Revolutionserwartung auf Seiten der orthodoxen Marxisten.²⁴ Gegenüber einer anderen linken Strömung positionierte sich Eisner dagegen deutlicher. Obschon nach Eisners Überlegungen Sozialismus und Individualismus irgendwie zusammenfanden, wandte er sich deutlich gegen den Anarchismus, ohne jedoch seine verschiedenen Strömungen zu berücksichtigen.²⁵ Hierbei unterstellt er einen direkten Zusammenhang zwischen den anarchistischen Zukunftsvorstellungen von einem Gemeinschaftsleben aller Individuen und dem Freiheitsverständnis des (Manchester-)Liberalismus als uneingeschränkter Bereicherungsfreiheit einiger Weniger auf Kosten der Vielen.²⁶ Seine hunderttägige Revolutionsregierung darf daher, wie seine Enkelin Freya Eisner treffend festhält, „keinesfalls unter die erst als fatale Folge seiner Ermordung gewordenen Unternehmungen der Anarchisten und Kommunisten subsumiert werden.“²⁷

Zu Eisners Geschichtsbild und zu seinem wohl wichtigsten Werk „Das Ende des Reiches“²⁸ äußert sich sein Biograph Bernhard Grau 2001 treffend:

„Auch mit diesem Werk verband Eisner mehr als nur das Streben nach dem Ausbau seiner Reputation als Kulturjournalist. Oberflächlich betrachtet, widmete sich seine voluminöse historische Studie der europäischen, insbesondere aber der preußischen Geschichte in der Zeit von der Französischen Revolution bis zum Jahre 1815. Dabei genügte es Eisner jedoch keineswegs, nur zu zeigen, ‚wie es eigentlich gewesen ist‘. Sein Bemühen um Annäherung an eine genuin sozialistische Perspektive führte ihn vielmehr zu einer bewußten [sic!, Anmerkung des Autors] Abgrenzung gegenüber der universitären Geschichtsschreibung seiner Zeit. Treitschkes ‚Preußennarretei‘ und Ranks ‚Hohenzollernteologie‘ vor Augen bezeichnete er es als dümmste und unehrlichste Methode der Geschichtsschreibung, das Bestehende zu rechtfertigen. Eisners leitende Fragestellung war demgegenüber die nach den geschichtlichen Ursachen der von ihm aktuell diagnostizierten europäischen Zerrissenheit, Ziel nichts weniger als die Revision der bürgerlichen Geschichtsschreibung, Ergebnis der Versuch einer Rehabilitation Napoleons I als ‚Held[en]‘ eines abwehrenden, aufgezwungenen Verzweiflungskampfes wider den britischen Universaldespotismus‘. Das zentrale Anliegen der Studie bestand freilich darin, preußisch-deutsche Reaktion und Zarismus als Bollwerke des Feudalismus und des internationalen Kapitalismus im letzten Klassenkampf der Geschichte darzustellen.“²⁹

Damit war die Studie „(...) antidynastisch, antimilitärisch und, als Folge davon, antipreußisch“.³⁰ Für Eisner war Preußen in toto somit zutiefst antidemokratisch und innerparteilich hatte er auch mit den Berliner Parteigenossen seine Probleme, wenn es um die

²⁴ Vgl. Grau (2001), S. 126.

²⁵ Vgl. Eisner (1995), S. 415.

²⁶ Ebd.

²⁷ Ebd., S. 416.

²⁸ Eisner, (1907).

²⁹ Grau (2001), S. 223-224. Vgl. Eisner (1907), IV.

³⁰ Michels (1929), S. 370; vgl. auch Grau (2001), S. 223-224.

Beschränkung der süddeutschen freiheitlich-föderativen Eigenheiten ging.³¹ Später sollte er gar einen totalen Bruch mit den alten reaktionär-militanten Mächten, hin zu einer durch die Jugend gestalteten Zukunft postulieren.³² Daneben zeigt der Begriff „Antimilitaristisch“ den Spagat zu Eisners Pazifismusbegriff auf.³³ Am 27. Juli 1914 hielt Eisner die Rede bei der zentralen Friedenskundgebung der Münchner Sozialdemokratie. Darin betonte er, in der Politik des zaristischen Russlands liege die größte Gefahr für den Frieden.³⁴ Nachdem Eisner jedoch den Verlauf und die Hintergründe des Kriegeausbruchs kritisch zu hinterfragen begonnen hatte, wandelte er sich seit 1915 zum radikalen Pazifisten, „in letzter Konsequenz sogar zum unbarmherzigen Systemkritiker, ja zum Revolutionär“.³⁵ Allein die Fähigkeit, die Kriegsschuldfrage kritisch zu analysieren und Deutschlands Anteil am Kriegeausbruch zu erkennen, war nach so kurzer Zeit eine enorme Leistung, für die die deutsche Geschichtswissenschaft fast fünfzig Jahre brauchte.³⁶ Eisner wurde folglich erklärter Gegner der deutschen Kriegspolitik während des weiteren Kriegsverlaufs. So war er seit 1915 überzeugt davon, dass es Deutschland gewesen war, das den Weltkrieg vom Zaun gebrochen hatte.³⁷ Damit stellte er sich gegen die Haltung der Mehrheit der SPD-Fraktion im Reichstag und im bayerischen Landtag. Gemeinsam mit anderen Kriegsegegnern – von

³¹ Ganz im Sinne Eisners verdeutlichen auf den SPD Parteitag 1910 in Magdeburg die süddeutschen Delegierten ihre Position scharf: „Wir [im Süden] erfreuen uns einer verhältnismäßigen, im Gegensatz zu Preussen großartigen Freiheit und sollten nur sehen, diese Freiheit zu bewahren und auszubauen. Statt dessen vereiteln uns die Sozialdemokraten – auf Befehl von Berlin – die Freude daran, werfen unsere Zustände mit den preussischen in einen Topf und unsere Regierungen mit der preussischen auch (...) Und dabei könnte gerade die Sozialdemokratie mit den urwüchsigen Massen hinter sich den Regierungen in Süddeutschland – ohne sich darum mit ihnen verbrüdernd zu müssen – eine Stütze gegen Preussens Neigung, die demokratische Entwicklung zu verhindern, sein. (...) Wir wollen nicht preussische Politik in süddeutscher Umgebung machen und wollen als einzige Partei, die das wirklich kann, die Demokratie bewahren und ausbauen.“ Zum Text siehe bitte Pohl (1986), S. 222.

³² „In Zeiten wo eine alte Welt zusammenbricht und der Beruf der politisch tätigen Menschen ist, mit der Generation, die behaftet ist mit aller Blindheit und allen Lasten der Vergangenheit, das Neue aufzubauen, entsteht für diese Baumeister immer das tragische Problem: wie können wir den neuen Geist schaffen, wenn nirgends neuer Geist lebt, ein Problem, das man, wenn man in boshaftem Witz es zuspitzen wollte, so ausdrücken konnte: Wie kann man Menschheit werden ohne Menschen.“ Zum Text siehe bitte Eisner (1919), S. I.

³³ Hierzu insbesondere Altieri (2015), S. 47-70 und S. 61.

³⁴ Vgl. Bosl (1969), S. 395.

³⁵ Grau (2001), S. 306.

³⁶ Vgl. Pohl (2015), S. 85.

³⁷ So heißt es in einem Brief Kurt Eisners an Karl Kautsky vom 03.12.1915: „Verehrter Genosse Kautsky! Es ist gegenwärtig nicht möglich, öffentlich die Wahrheit zu sagen, so will ich mein Gewissen auf diesem Weg erleichtern. Das gegenwärtige Verhalten der Mehrheit der Reichstagsfraktion läuft auf nichts anderes hinaus, als jede Friedensaction des deutschen Proletariats zu verhindern und statt einer Action für den Frieden eine Friedensreklame für die am Weltkrieg schuldige Regierung zu machen (...) Übrigens sind nicht alle Parteien [einschliesslich gewisser Sozialdemokraten] annexionistisch. (...) Die Minderheit [der Reichstagsfraktion, Anm.: Riccardo Altieri] soll nicht einmal reden dürfen. Was schützt die Mehrheit davor? Die Sorge wegen einer Parteispaltung. Humbug!“ Zum Text siehe bitte BArch NY/4060/67, Bl. 72f., zitiert nach Altieri (2015), S. 79.

Clara Zetkin über Albert Einstein über Gustav Landauer bis zu Ludwig Quidde – wurde er Mitglied im pazifistischen „Bund Neues Vaterland“.³⁸

4. „Die revolutionäre Aktion“ – Eisners Modell des „neuen Staates“: Utopie oder Realität?

In Eisners rund 100-tägiger Amtszeit als Ministerpräsident Bayerns blieben umstürzende Veränderungen aus, da die Regierung, besonders von den MSPD-Ministern, nur als ein Provisorium bis zur angesetzten Landtagswahl betrachtet wurde und zudem verschiedene Vorstellungen über die genauen Strukturen des kommenden Staates zu Konflikten führten. Ein wesentlicher Streitpunkt dabei war die Auseinandersetzung um die Frage der Einführung einer parlamentarischen oder einer Räte Demokratie. Eisner selbst vertrat eine Zwischenposition. Er betrachtete die Räte als eine beratende und kontrollierende Instanz gegenüber einem noch zu wählenden Parlament, wollte ihnen jedoch auf Dauer keine legislative oder exekutive Gewalt übertragen. Eisner war nämlich klar, dass es „unmöglich erscheint, in einer Zeit, da die Produktivkräfte des Landes nahezu erschöpft sind, die Industrie in den Besitz der Gesellschaft sofort zu überführen. Man kann nicht sozialisieren, wenn kaum etwas da ist, was zu sozialisieren ist.“³⁹ Die Macht der Räte zu Beginn der Revolution verteidigte er gleichsam als ein Mittel der Erziehung der Bevölkerung zur Demokratie.⁴⁰ In seiner Konzeption fungierten die Räte zunächst als unmittelbare Vertrauensorgane des Volkes, als Ort, wo jedermann seine Wünsche, Anregungen und Beschwerden äußern und politisches Denken und Handeln erlernen konnte. Ihre Organisation sollte sowohl im kommunalen wie betrieblichen Bereich erfolgen. Die Räte dienen dabei als Bindeglieder zwischen der Basis der Bevölkerung einerseits sowie Regierung und Parlament andererseits. Ihre Aufgabe besteht darin, alle Belange des gesellschaftlichen Lebens ausschließlich nach Kriterien des Gemeinwohls zu prüfen. Betriebsangehörige und Mitglieder verschiedener Berufsgruppen wählten bei über einhundert Arbeitern oder Mitgliedern je einen Vertreter, bei über 1000 jeweils zwei. Sie alle sollten sich zu Räten zusammenschließen und ihre Belange im Provisorischen Nationalrat vortragen.⁴¹ Die Realisierung der sozialen Demokratie, die Räte system und parlamentarische Demokratie miteinander verbinden sollte, erwartete der erste bayrische Ministerpräsident besonders von einer Erweiterung der politischen Bildung der Bevölkerung, ein Konzept welches er, wie oben bereits beschrieben, seit vielen Jahren vorantrieb.⁴²

Die Banken sowie die großen Industrie- und Wirtschaftsunternehmen blieben unter der kurzen Regierungszeit Eisners unangetastet. Ihre zunächst geplante Sozialisierung wurde aufgeschoben. Die monarchistischen Beamten in Justiz und Bürokratie behielten zumeist ihre Stellungen und verhielten sich abwartend. Lediglich einige soziale und gesellschaftliche Veränderungen zugunsten der bis dahin eher benachteiligten Bevölkerungs-

³⁸ Vgl. Benz (1988), S. 19; Altieri (2015), S. 61.

³⁹ Regierungserklärung Eisners vom 15.11.1918; vgl. Eisner (1920).

⁴⁰ So wird Eisners Name oft mit dem Zitat verbunden: „Die Revolution ist nicht die Demokratie. Sie schafft erst die Demokratie.“ Zum Text siehe bitte Langer (2008), S. 2.

⁴¹ Vgl. Eisner (1979), S. 90-91.

⁴² Vgl. Pohl (2015), S. 88-89.

schichten, vor allem der Arbeiter, wurden umgesetzt, etwa durch die Einführung des Achtstundentags und des Frauenwahlrechts sowie durch die Abschaffung der kirchlichen Schulaufsicht. Gleichwohl verprellte Eisner damit die einflussreiche katholische Kirche und das konservative Bürgertum, die ihre Vertretung in der Bayerischen Volkspartei (heute CSU) sahen. Kardinal Faulhaber prangerte Eisners Regierung als die „von Jehovas Zorn“ an. Nach Faulhaber ist seit 1952 die Straße benannt, auf der Eisner 1919 erschossen wurde.⁴³

Kurt Eisner vertrat föderale Bestrebungen für den Freistaat Bayern und die anderen, vor allem süddeutschen Länder, welche mit seinem bereits erwähnten antipreußischen Weltbild korrelierten. Er konnte seine Vorstellungen einer Aufnahme Deutsch-Österreichs in den künftigen Deutschen Staatenbund, um ein größeres süddeutsches Gegengewicht darin zu schaffen, jedoch nicht durchsetzen.⁴⁴ Diese für einen Ministerpräsidenten eines Freistaats hohen Ansprüche auf außenpolitische Gestaltung begründete er damit, dass die revolutionäre Erhebung in Deutschland alles beseitigt habe, was schuldig und mitschuldig am Weltkrieg gewesen sei und betonte, dass das bayrische Volk innerhalb Deutschland beispielhaft vorangegangen sei.⁴⁵

Eisner couragiertes Politikprogramm scheiterte, wie seine politischen Ideen vorher, an seiner Position zwischen allen Stühlen und den Umständen seiner Zeit. Es konnte weder den Vertretern des reinen Rätegedankens noch denen des klassischen Parlamentarismus gefallen. Das Vorhaben, die Räte als „demokratische Schule“ zu installieren, als Hüter der mühsam errungenen Volksherrschaft, wurde von keiner dominanten Gesellschaftsschicht mitgetragen. Einerseits verachtete die radikale Linke Eisner als kleinbürgerlich-pazifistischen Parlamentarier, der das „echte“ Räteystem bolschewistischer Prägung ablehnte, andererseits sahen die Konservativen und nationalen Kreise in ihm einen demokratisch getarnten Bolschewisten. Die Mehrheitssozialdemokraten bekämpften Eisner als Feind der parlamentarischen Demokratie, als idealistischen Träumer mit unzureichender politischer Erfahrung.⁴⁶ Unter dem Strich bleibt jedoch zu fragen, inwiefern Eisners Konzeption, eine Politik „auf der Basis einer Theorie, die es ihm erlaubte, an eine künftige Revolution zu glauben und zugleich doch pragmatische Reformpolitik zu betreiben“⁴⁷, gleichsam „eine Alternative zur Politik der Berliner Regierung, ein möglicher ‚dritter Weg‘ zwischen bürgerlicher Demokratie und Räterepublik (...)“⁴⁸ darstellte. Die Geschichte der Weimarer Republik und ihr unrühmliches Ende sollte besonders in Zeiten, in denen neoliberal-rechtspopulistisch ausgerichtete Parteien und Organisationen, nicht nur in Deutschland und Europa, auf dem „Marsch durch die Institutionen“ sind, Eisners (wenn auch gescheitertes) Politikexperiment als einen alternativen demokratischen Weg ansehen, aus dem es sich lohnen würde, die ein oder andere Sequenz zu extrahieren.

⁴³ Vgl. Dippel/Hamel (2013), S. 167.

⁴⁴ Vgl. Grau (2001), S. 409. Eine offenkundige Geistesverwandtschaft Kurt Eisners mit dem Wiener Sozialdemokraten und Begründer des Austromarxismus Otto Bauer (1881-1838) ist unverkennbar, Für den Hinweis während der Tagung danke ich Gottfried Schnödl. Vgl. auch Eisner (1995), S. 427-430.

⁴⁵ Grau (2001), S. 388, 402.

⁴⁶ Pohl (2015), S. 90.

⁴⁷ Ebd., S. 91.

⁴⁸ Ebd.

5. Die Eisner-Rezeption nach 1919

Dass „er an der deutschen Kriegsschuld nie einen Zweifel gelassen und zum Beweis amtliche Dokumente aus bayerischen Archiven veröffentlicht hatte“⁴⁹, was man Eisner auch noch nach 1945 verübelte. Nicht zuletzt durch die Neubewertung der Kriegsschuldfrage im Zuge der Fischer-Kontroverse ging Eisners Stigmatisierung als „Landesverräter“ zurück, während seine Bezeichnung als Revolutionär in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts viel von ihrem negativen Klang verlor. Das Eisnerbild, das ihm eine „weltfremde Ideologie“ unterstellte, blieb jedoch weithin bestehen; hinzu trat das Bild eines Politikers, „dem es als Berliner, Juden und Literaten im tiefkatholischen Bayern gelang, sich bei der großen Mehrheit der Bevölkerung Sympathie zu verschaffen und ein hohes Ansehen zu erringen.“⁵⁰ Die Auseinandersetzungen um Eisner-Denkmäler, -Straßen und -Plätze im CSU-geführten Bayern zeigen jedoch, wie umstritten der erste Ministerpräsident des Freistaates Bayern weiterhin ist und dessen Ideen und deren Verbreitung bei großen Teilen der politischen Belegschaft kaum bekannt oder, wenn doch, dann als revolutionäre kommunistische Spinnerei von gestern abgetan wird.⁵¹

Eisners Schriften, die lange wenig bekannt waren, finden erst in jüngerer Zeit größere Beachtung, wobei ihre bleibende Aktualität betont wird. Der Soziologe und Journalist Reinhard Jellen äußerte sich 2004:

„Das Eisnersche Oeuvre verkörpert durch den Konnex einer an Marx geschulten Gesellschaftsanalyse mit einer an Kant orientierten, auf das Individuum abzielenden ethischen Zielbestimmung innerhalb der deutschen Sozialdemokratie einen eigenständigen Beitrag. Wegen seiner Bezugnahme auf Themen wie die militärische Ausrichtung deutscher Außenpolitik, Bildung für Eliten und Verknöcherung der parlamentarischen Demokratie nimmt es sich wie ein Kompendium zeitgenössischer Probleme aus.“⁵²

Leider findet Eisner im neoliberalen Bildungskanon nur wenig Beachtung. In den meisten Schulbüchern werden er und seine kurze Regierungszeit entweder verschwiegen oder nur äußerst knapp dargestellt⁵³ – und das obwohl er der „Vater“ des „Freistaats Bayern“ ist. 1976 wurde in München auf dem Grünstreifen des Promenadeplatzes eine Gedenktafel eingelassen, nachdem der Eigentümer des Palais Montgelas die Anbringung einer Gedenktafel verweigert hatte. Die Gedenktafel bestand bis 2005, als dort ein Denkmal für Maximilian von Montgelas errichtet wurde. Auch ein Bodendenkmal in der Münchner Kardinal-Faulhaber-Straße konnte 1989 erst nach längeren politischen Auseinandersetzungen eingeweiht werden. 2011 wurde dann ein Kurt-Eisner-Denkmal am Münchner Oberanger errichtet. Es handelt sich um ein gläsernes, begehbare Denkmal der Künstlerin Rotraut Fischer. Die Stirnplatte ist beschriftet mit „Jedes Menschenleben soll heilig sein“, einem Zitat

⁴⁹ Ullrich (2009).

⁵⁰ Jellen (2004), S. 2.

⁵¹ Vgl. Altieri (2015), S. 50-51.

⁵² Jellen (2004).

⁵³ Vgl. dazu nur Brückner/Focke/Maier (2012), S. 184ff.

Sven Brajer

aus Kurt Eisners Revolutionsrede, in der er am 7. November 1918 die Bayerische Republik ausgerufen hatte.⁵⁴

⁵⁴ Brantl (2012), S. 73-77.

Quellen

Bundesarchiv Berlin (BArch Berlin)

Bestand NY/4060/64:

- Schmäh- und Warnbriefe an K. Eisner als Ministerpräsident der Bayrischen Republik, Bl. 317: Brief eines „ehrlichen Sozialdemokraten“ an Kurt Eisner

Bestand NY/4060/67:

- Briefe an Einzelpersonen, A–Z, Bl. 72f.: Brief Kurt Eisners an Karl Kautsky, München, 03.12.1915

Literatur

1. Altieri (2015): Riccardo Altieri, *Der Pazifist Kurt Eisner*, Hamburg 2015 (Studien zur Zeitgeschichte, 95).
2. Benz (1988): Wolfgang Benz, „Von Bertha von Suttner bis Carl von Ossietzky: Die deutsche Friedensbewegung 1890-1939, in: Wolfgang Benz (Hrsg.), *Pazifismus in Deutschland, Dokumente zur Friedensbewegung 1890-1939*, Frankfurt a.M. 1988.
3. Bernstein (1899): Eduard Bernstein, *Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie 1899*, Berlin 1899.
4. Bosl (1969): Karl Bosl, *Bayern im Umbruch. Die Revolution von 1918, ihre Voraussetzungen, ihr Verlauf und ihre Folgen*, München 1969.
5. Brantl (2012): Sabine Brantl, Kardinal Faulhaber-Straße. Bodendenkmal für Kurt Eisner, in: *Landeshauptstadt München (Hrsg.), Orte des Erinnerns und Gedenkens: Nationalsozialismus in München*, 2. Aufl., München 2012 (= ThemenGeschichtsPfad, 3), S. 73-77.
6. Brückner/Focke/Maier (2012), Dieter Brückner, Harald Focke, Lorenz Maier (Hrsg.), *Buchners Kolleg Geschichte – Ausgabe Bayern 2012. Unterrichtswerk für die Oberstufe*, Bamberg 2012.
7. Dippel/Hamel (2013): Andrea Dippel, Christine Hamel, München: [mit Extra-Reisekarte und 10 Entdeckungstouren!], 3. aktualisierte Auflage, Ostfildern 2013.
8. Ebbinghaus (1957): Julius Ebbinghaus, Hermann Cohen, in: *Neue Deutsche Biographie*, Band 3, Berlin 1957, Sp. 310-313.
9. Eisner (1979): Freya Eisner, *Kurt Eisner: Die Politik des libertären Sozialismus*, Frankfurt a.M. 1979.
10. Eisner (1995): Freya Eisner, Kurt Eisners Ort in der sozialistischen Bewegung, *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 43 (1995), S. 407-435.
11. Eisner (1896): Kurt Eisner, „Der Atheistenklub“, *Die Kritik, Monatsschrift für öffentliches Leben* 3 (1896), o.S.
12. Eisner (1907): Kurt Eisner, *Das Ende des Reiches. Deutschland und Preußen im Zeitalter der großen Revolution*, Berlin 1907.
13. Eisner (1912): Kurt Eisner, Hermann Cohen. Zum 70. Geburtstag des Philosophen (4. Juli 1912), Berlin 1912.
14. Eisner (1919): Kurt Eisner, *Der Sozialismus und die Jugend. Vortrag auf Einladung der Studentenschaft zu Basel 1919*, Basel 1919.
15. Eisner (1920): Kurt Eisner, München, 15. November 1918. Die provisorische Regierung des Volksstaates Bayern an das bayrische Volk, in: Michael Doeberl, *Sozialismus, soziale Revolution, sozialer Volksstaat*, München 1920, S. 144-149.

16. Fischer (2007): Lars Fischer, *The Socialist Response to Antisemitism in Imperial Germany*, Cambridge 2007.
17. Grau (2001): Bernhard Grau, *Kurt Eisner 1867-1919. Eine Biografie*, München 2001.
18. Holzhey (1994): Helmut Holzhey (Hrsg.), *Ethischer Sozialismus – Zur politischen Philosophie des Neukantianismus*, Frankfurt a.M. 1994.
19. Jellen (2004): Reinhard Jellen, *Wir sind Gefangene. Zum 85. Jahrestag der Ermordung Kurt Eisners*, 21. Februar 2004, <https://www.heise.de/tp/features/Wir-sind-Gefangene-3433455.html> (gesehen: 27.10.2017).
20. Kautsky (1899): Karl Kautsky, *Bernstein und das Sozialdemokratische Programm. Eine Antikritik*, Stuttgart 1899.
21. Kautsky (1906): Karl Kautsky, *Ethik und materialistische Geschichtsauffassung*, Stuttgart 1906.
22. Kautsky (1909): Karl Kautsky, *Der Weg zur Macht*, Stuttgart 1909.
23. Krummel (1998): Frank Krummel (Hrsg.), *Nietzsche und der deutsche Geist. Band 1: Ausbreitung und Wirkung des Nietzscheschen Werkes im deutschen Sprachraum bis zum Todesjahr Ein Schrifttumsverzeichnis der Jahre 1867-1900*, Berlin/New York 1998.
24. Luxemburg (1913): Rosa Luxemburg, *Die Akkumulation des Kapitals. Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus*, Berlin 1913.
25. Michels (1929): Robert Michels, *Kurt Eisner (Unter Benutzung von persönlichen Erinnerungen)*, *Archiv für Sozialismus und Geschichte der Arbeiterbewegung* 14 (1929), S. 364-391.
26. Pohl (1986): Karl Heinrich Pohl, *Bayrischer Separatismus. Zwei neue Quellen zur Geschichte des Budgetstreites in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Nürnberger Parteitag 1908 und Magdeburger Parteitag 1910)*, *Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung* 22 (1986), S. 196-223.
27. Pohl (2015): Karl Heinrich Pohl, *Kurt Eisner (1867-1919), Vom Reformator zum Revolutionär*, in: Detlef Lehnert (Hrsg.), *Vom Linksliberalismus zur Sozialdemokratie. Politische Lebenswege in historischen Richtungskonflikten 1890-1945*, Köln 2015 (= *Historische Demokratieforschung*, 8), S. 67-91.
28. Steiner (1998): Rudolf Steiner, *Gesammelte Aufsätze zur Kultur- und Zeitgeschichte 1887-1901*, 3. Aufl., Dornach 1998.
29. Stern (2005): Fritz Stern, *Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland, aus dem Amerikanischen von Alfred P. Zeller, mit einem Vorwort von Norbert Frei*, Stuttgart 2005 (= *Diss. phil. Berkeley* 1961).
30. Tucholsky (1919): Kurt Tucholsky, *Eisner*, *Die Weltbühne* 10 (1919), S. 224-225.

Das Ereignis, „wenn man sich im Bett umdreht“ – Zur Zukunft des Subjekts bei Alain Badiou und Robert Musil

Gottfried Schnödl

1. Geschichte, Subjekt und das Problem ihrer Beziehung

„Es gibt nichts, was die deutsche Arbeiterschaft in dem Grade korrumpiert hat, wie die Meinung, *sie* schwimme mit dem Strom.“¹ – Was Walter Benjamin in seiner XI. These zur Geschichte als einen Fortschrittsbegriff kritisiert, im Rahmen dessen Zukunft nur noch als eine automatisch, ja naturgesetzlich aus der Gegenwart ableitbare auftritt und damit auch an kein geschichtsmächtiges Subjekt mehr gebunden ist, lässt sich nicht bloß als Verirrung einer bestimmten Epoche oder eines konkreten Kollektivs abtun, sondern kann als der äußere Rand einer modernen Zukunftsvorstellung begriffen werden, deren Struktur auf den ersten Blick paradoxal, ja aporetisch anmutet. So lässt sich die spätestens mit der französischen Revolution aufkommende Idee der „Machbarkeit“ von Geschichte weder im Sinne einer unproblematischen Instrumentalität verstehen, noch, wie von Benjamin beklagt, im Namen eines autonomen, „*selbsttätig* eine gerade oder spiralförmige Bahn“² durchlaufenden Fortschritts verwerfen. Vielmehr steht Geschichte von Anfang an zwischen diesen beiden Extremen. 1979 verdeutlicht etwa Reinhart Koselleck diese fragile Stellung anhand einer Begriffsgeschichte der „Revolution“, in der sich die Genese moderner Zukunftsvorstellungen besonders deutlich zeige. Aus zahlreichen Texten seit der Zeit um 1800 spreche ein Bewusstsein davon, „daß die von selbst ablaufende Revolution gleichwohl gemacht wird“,³ und sich die „transpersonalen Strukturen der Revolution und die aus ihrer Erkenntnis erwachsene Verfügbarkeit über die Revolution (...) gegenseitig (...) provozieren“.⁴

Dass diese Figur, die ein Wissen um die strukturelle Verfasstheit von Geschichtsverläufen an das Bewusstsein bindet, diese verändern bzw. sich zumindest zu ihnen verhalten zu können, auch der Boden ist, auf dem moderne Subjektmodelle beruhen, zeigt u.a. Michel Foucault in dem kurzen Artikel „Was ist Aufklärung“ von 1984. Anhand des gleichnamigen Textes, den Immanuel Kant 200 Jahre zuvor verfasst hatte, kommt Foucault hier zu einer Beschreibung moderner Zeitvorstellungen, die sich von früheren Konzepten in einem zentralen Punkt unterscheiden: „In dem Text über die Aufklärung betrifft die Frage die reine Aktualität. Er sucht nicht die Gegenwart von einer Totalität oder einer zukünftigen Vollendung her zu verstehen. Er sucht einen Unterschied: Welchen Unterschied führt sie heute gegenüber gestern ein?“⁵ Die Abkehr von teleologischen oder dogmatischen Geschichtsmodellen mündet hier in dieselbe, in sich gebrochene Struktur, wie sie bereits Koselleck andeutete. So seien, wie Foucault betont, moderne Subjekte „zugleich Elemente und Handelnde desselben Prozesses“⁶ und

¹ Benjamin (1974), S. 698. Hervorhebung im Original.

² Ebd., S. 700. Hervorhebung von G. S.

³ Koselleck (1979), S. 84.

⁴ Ebd., S. 83.

⁵ Foucault (2007), S. 173.

⁶ Ebd., S. 174.

eben in dem Wissen um diesen Umstand gründe das, was man die „Haltung der Modernität nennen könnte“, die sich als ein bestimmter „*Beziehungsmodus* im Hinblick auf die Aktualität“ fassen ließe⁷ und damit, wie man hinzusetzen könnte, als eine bestimmte Relation zu Geschichte und Zukunft. Bei aller Bedeutung der Positivität des Gegebenen betont Foucault hier die Relevanz, die einer gewissen Distinktion des Subjekts gegenüber dem Gegebenen, einem Offenhalten des Bruchs zur jeweils ablaufenden Geschichte zukommt.⁸

Man könnte noch zahlreiche Beispiele für die hier skizzierte Struktur anführen, deren fragile Zwiespältigkeit nicht nur den spezifischen Rahmen moderner Geschichtsmodelle, sondern gleichzeitig auch eine eng mit diesem verbundene Subjektkonzeption impliziert. In der Folge soll jedoch keine Übersicht über moderne Geschichts- und damit Subjektkonzepte gegeben, sondern vielmehr auf eine spezifische Weise der Verknüpfung dieser beiden Elemente, gleichsam auf das zwischen ihnen eingespannte Scharnier, fokussiert werden.

Mit den Entwürfen Robert Musils und Alain Badiou werden dafür zwei Modelle in den Blick gerückt, die deshalb interessant erscheinen, weil sie die gängige Herangehensweise umkehren. Weder der österreichische Schriftsteller noch der französische Philosoph gehen von bestimmten Subjekt- oder Geschichtsvorstellungen aus, sondern begreifen diese als kontingente Phänomene, die nicht nachträglich ineinander verzahnt werden, sondern denen umgekehrt die reziproke Beziehung zueinander vorausgeht. Dabei handelt es sich nicht darum, Geschichte und Subjekt zunächst in welcher Form auch immer zu sichern und sie anschließend in eine bestimmte Relation zueinander zu setzen, sondern die Relation selbst als den Ausgangspunkt alles Weiteren zu beschreiben. Erst von hieraus werden dann Aussagen über das Subjekt oder die Geschichte möglich, die sich bei Musil und Badiou zwar nicht zu expliziten oder systematischen Geschichtstheorien ordnen, dennoch aber mit der Frage nach der Möglichkeit von subjektiven Handlungen, die Wahrnehmungs- und Entwicklungsprozesse (und damit eben Geschichtsverläufe) radikal transformieren, genau den Punkt treffen, der oben umkreist wurde.

Man kann die Versuche Musils und Badiou als Reaktionen auf bestimmte Formen der Geschichts- und Subjektvergessenheit ihrer jeweiligen Epochen verstehen. Für beide Modelle von besonderer Relevanz ist dabei die Geste, mit der sie sich gegen diese Verfallsformen stellen, insofern sie gerade nicht den Weg zurück zu älteren Subjekts- und damit verbundenen Geschichtskonzeptionen propagieren, sondern moderne Subjekts- und Geschichtsmodelle als Produkte fassen, die immer wieder neu herzustellen seien. Ohne auf die historischen Indizes der beiden Modelle hier weiter eingehen zu können, sei nur kurz darauf hingewiesen, dass sowohl Musil als auch Badiou in zeitlichen Kontexten schreiben, in denen die Erosion der oben skizzierten Denkstruktur offenkundig ist. Das Subjekt ebenso wie die Zukunft als etwas erst zu Erringendes und nicht als gerade eben Verlorenes

⁷ Ebd., S. 178. Hervorhebung von G. S.

⁸ So kann auch die von Foucault ausgemachte, spezifische Verfallsform dieses modernen „ethos“ in die Nähe der oben zitierten Passage gerückt werden, mit der Benjamin eine Vorstellung von Geschichte kritisiert, die als radikal selbsttätige gerade keinen Bruch mehr zwischen sich und den in ihr nur noch als passive Mitläufer zu begreifenden ‚Subjekte‘ zulässt: „Die Modernität unterscheidet sich von der Mode, die nichts anderes tut als dem Lauf der Zeit zu folgen.“ Ebd., S. 179.

zu bestimmen, erscheint nicht nur in einem Umfeld als radikal kritische Strategie, in dem sich vielerorts der Kult des Helden mit einem fatalistischen Geschichtsdeterminismus à la Oswald Spengler oder einem naturgesetzlich-evolutionär verstandenen Fortschritt⁹ verbindet und damit entweder die unhintergehbaren Gesetze der Geschichte gegen jede Möglichkeit geschichtsmächtiger Subjektivität ausspielt, oder umgekehrt die prometheische Macht des geschichtsproduzierenden Subjekts hypostasiert (1920er und 1930er Jahre). Ebenso widerständig mutet dieselbe Vorgehensweise im Kontext einer Postmoderne (1980er-2000er Jahre) an, in der zahlreiche Theorien gemeinsam mit den großen Erzählungen der Moderne auch ihre Protagonisten – die Subjekte – verabschieden und so aus der oben skizzierten Figur endgültig auszubrechen versuchen.

2. Brüche

Eine auf den ersten Blick ganz ähnliche Verabschiedung findet sich bei Musil und Badiou, allerdings, wie bereits angedeutet, nicht als Ergebnis ihrer Überlegungen, sondern als deren Ausgangspunkt. Bereits auf den ersten Seiten seiner frühen (1982 erschienenen) „Théorie du sujet“ widmet sich Badiou der Kritik überkommener Identitätsvorstellungen. Beeinflusst von Jacques Lacans Unterscheidung zwischen dem Symbolischen und dem Realen (wobei ihn die dritte Kategorie in Lacans Trias, das Imaginäre, weniger zu interessieren scheint) und ausgehend von Hegels „Wissenschaft der Logik“ argumentiert Badiou gegen die Vorstellung einer bruchlosen Identität. Zunächst konstatiert er zwei unterschiedliche Konzepte dialektischen Denkens in Hegels Text. Das eine Modell beschreibt er als „[a] dialectical matrix covered by the term of alienation; the idea of a simple term which unfolds itself in its becoming-other, in order to come back to itself as an achieved concept.“¹⁰ Badiou lehnt eine solche Aufhebung des Bruchs ab und wendet sich dem zweiten Modell zu, das in seiner Lesart Hegels auf einer weit radikaleren Spaltung aufbaut, die jede denkbare Einheit durchzieht und durch keinen dialektischen Schritt aufzuheben ist. Badiou, der dieses Modell aus Hegels Definition ableitet, die im Sein immer schon ein „*Etwas und Anderes*“¹¹ erkennt, betont, es existiere „no unity that is not split. There is not the least bit of return into itself, nor any connection between the final and the inaugural.“¹² Der Unterschied zwischen dem Sein und dem Nichts, die für Hegel „dasselbe“ sind, dennoch aber als zwei gesetzt werden,¹³ lässt sich durch keine Qualitäten, Eigenschaften oder Akzidenzien erklären, durch nichts also, was an dem Sein bzw. dem Nichts haften oder dieses im Sinne einer intelligiblen Definition ausmachen würde, sondern besteht für Badiou ausschließlich in der Positionierung selbst. Insofern gilt, „alterity has here no qualitative support“, ergibt sich: „*This* only differs from *that* by the statement of the difference, by the literal placement.“¹⁴ Die beiden Teile, die niemals in einem

⁹ Zum komplexen Verhältnis zwischen „Fortschritt“ und „Evolution“, deren begriffliche Nähe um 1900 zumindest einen ersten Höhepunkt erreicht. Vgl. Töpfer (2014).

¹⁰ Badiou (2009b), S. 5.

¹¹ Ebd. Hervorhebungen im Original.

¹² Ebd., S. 4.

¹³ Hegel (1832-1845), S. 82f.

¹⁴ Badiou (2009b), S. 6. Hervorhebungen im Original.

aufzulösen sind, seien: „A as being itself split to“ („its pure being“) und Ap („its being-placed“).¹⁵ „Everything that exists is thus at the same time itself and itself-according-to-its-place“. Die Formel jeder (grundlegend gebrochenen) Einheit lautet demnach: „ $A=(AAp)$ “.¹⁶

Es ist dieser Riss innerhalb jeder Identität, der es Badiou ermöglicht, einen differenzierten Katalog von möglichen politischen Modellen zu entwickeln, deren Unterscheidung sich aus dem jeweiligen Umgang mit diesem Riss ergibt. So zeigt sich politisches bzw. revolutionäres Handeln nur in der Dynamik eines Denkens, das diesen Riss ernst und annimmt. Versuche, ihn zu ignorieren, werden mit dem Vokabular Hegels als „Rückfälle“¹⁷ bezeichnet und nicht nur als intellektuelle, sondern eben auch als politische Verirrungen dargestellt. So führt die Negation der Positionierung und die Annahme einer gleichsam reinen Identität („ $A(A)=A$ “) in den „leftist relapse“, die Negation des unpositionierten Realen und die ausschließliche Konzentration auf das Positionierte („ $Ap(Ap)=P$ “) in den „rightist relapse“.¹⁸

Obwohl Musil, im Gegensatz zu Badiou,¹⁹ den modernen Pluralismus beinahe schon erschöpfend schildert – man denke nur an all die Wirklichkeitsfetzen, die in der im „Mann ohne Eigenschaften“ breit geschilderten Parallelaktion aufgewirbelt werden –, versucht auch er, tiefer zu bohren: der modernen Vielfältigkeit des Außen stellt er eine innere „unaussprechliche Vielspältigkeit“²⁰ zur Seite. Einer der bekanntesten Versuche, die Vorstellung von Einheit selbst in Frage zu stellen, findet sich bereits auf den ersten Seiten von Musils „Mann ohne Eigenschaften“. In dem bekannten und oft zitierten achten Kapitel mit dem Titel „Kakanien“ kritisiert Musil mit dem zeitgenössischen Charaktermodell auch das Identitätskonzept, auf dem dieses beruht. Die Vorstellung einer restlos repräsentierbaren Identität wird dabei auf eine ebenso originelle wie eingängige Weise zurückgewiesen. Der Liste von „mindestens“ neun Charakteren („einen Berufs-, einen National-, einen Staats-, einen Klassen-, einen geographischen, einen Geschlechts-, einen bewußten, einen unbewußten und vielleicht auch noch einen privaten Charakter“),²¹ die

¹⁵ Ebd., S. 7.

¹⁶ Ebd., S. 8.

¹⁷ Ebd., S. 10.

¹⁸ Ebd., S. 14.

¹⁹ Der moderne Pluralismus stellt für Badiou bloß die banale Oberfläche eines tiefer reichenden Phänomens dar: „Es gibt in jeder modernen kollektiven Formation überall Leute, die verschieden essen, mehrere Sprachen sprechen, verschiedene Hüte tragen, verschiedene Riten ausüben, im Verhältnis zum Sex komplizierte und wechselnde Beziehungen unterhalten, die Autorität oder Unordnung lieben, und das ist der Lauf der Welt.“ Badiou (2003), S. 43. Anstatt diese Pluralität zum Thema zu machen, verlegt sich Badiou auf die Untersuchung einer grundlegenden Heterogenität. Der Unterschied zwischen diesem und jenem Hut, oder diesem und jenem Ritus, wird von einer Denkfigur überlagert, die schon in jedem einzelnen Hut eine radikale Differenz ausmacht und so das Problem der Identität ins Innere der Phänomene verlegt. Ein solcher Schritt könnte als Radikalisierung, mithin sogar als Ontologisierung der modernen Kontingenzerfahrung verstanden werden und bezeichnet spätestens seit Hegel eine gängige Denkfigur der abendländischen Philosophie. Im Rahmen des ethischen Denkens von Badiou und Musil stellt diese Figur interessanterweise nicht nur eine Vertiefung und Verschärfung, sondern gleichzeitig auch die Bedingung der Überwindung (post)moderner Relativität dar.

²⁰ Musil (1978e), S. 1381.

²¹ Ebd., S. 34.

jeder Mensch sein eigen nenne, stellt Musil einen zehnten Charakter zur Seite – oder, besser, setzt einen solchen den anderen neun entgegen. So zeigt sich eine solche „Mulde“²² als ein Phänomen, das die Einheit der einzelnen Bestimmungen und des menschlichen Charakters selbst ad absurdum führt. Anders als die anderen neun Charaktere, die jeweils eine Bandbreite an Unterscheidungen und damit Bestimmungen eröffnen (insofern es verschiedene Berufe, Nationalitäten etc. gibt), trägt der zehnte Charakter zur Definition des Individuum nichts Inhaltliches bei, sondern wirkt als der verdeckte Bruch, der die anderen Unterscheidungen, die sich in den neun Charakteren aussprechen, erst ermöglicht. Er öffnet diese und die Vorstellung von Identität als solche damit einer Dekonstruktion (die durchaus im Sinn Derridas verstanden werden könnte, mit dessen Konzept der „différance“ Musils Ansatz einige Ähnlichkeit besitzt)²³. Der zehnte Charakter fügt sich so als wesentliche und gleichsam exemplarische Denkfigur in den Rahmen eines Projekts, in dem es darum geht, Wirklichkeit aufzureißen, als in sich Instabiles und Plurales erkennbar und damit andere Möglichkeiten sichtbar zu machen. Als solcher ist er selbst unter keinen unproblematischen Begriff der Wirklichkeit zu subsumieren, sondern „nichts als die passive Phantasie unausgefüllter Räume; er gestattet dem Menschen alles, nur nicht das eine: das ernst zu nehmen, was seine mindestens neun andern Charaktere tun und was mit ihnen geschieht; also mit andern Worten, gerade das nicht, was ihn ausfüllen sollte.“²⁴

Diese eigenartige Verfassung, die zwar im Falle der Kakanier besonders augenscheinlich werde, prinzipiell aber für alle Menschen gelte,²⁵ führt zwar zu all den Unzulänglichkeiten, die gemeinsam beinahe schon einen Topos der ästhetischen Moderne um 1900, zumindest der Wiener Moderne ausmachen:²⁶ Passivität, Unsicherheit, Beliebigkeit und Unernst führen in „Kakanien“ bekanntlich dazu, dass vieles getan, aber nichts verwirklicht wird, dass alles bloß „passiert“.²⁷ Dennoch scheint gerade diese zweifelhafte Figur des Kakaniers die Möglichkeit zu eröffnen, neue Lebens- und Zukunftsentwürfe zu denken und – zumindest theoretisch – auch umzusetzen. Nicht zufällig schickt Musil mit dem Mann ohne Eigenschaften gerade die paradigmatische Figur dieser kakanischen Charakterlosigkeit auf die Suche nach einer neuen Form der Lebensführung. Und nicht zufällig entwickelt sich diese Suche an der Kante einer Zeitenwende (im fiktiven Jahr 1913), an der sich – in der für den Text konstitutiven Perspektive der impliziten Rückschau – nicht nur klar konturierte und feste Subjektentwürfe, sondern auch vermeintlich auf Ewigkeit ausgelegte soziale und politische Institutionen brechen. Das von Musil ab den 1920ern mit Eifer verfolgte Romanprojekt entpuppt sich so als Untersuchung einer „vergangenen Zukunft“ (Koselleck), deren Spezifik nicht in ihrem konkreten Gehalt, sondern in ihrer Offenheit liegt. Dabei geht es nicht darum, eine Entwicklung über die logische Verbindung ihrer Schritte bis hin zu ihrem

²² Ebd.

²³ Vgl. Derrida (1988).

²⁴ Musil (1978a), S. 34.

²⁵ Wie Musil in einer Notiz festhält, „sind alle Menschen o[hne] E[igenschaften], aber an U[lrich] wird es sichtbar.“ Robert Musil, Nachlass VII/17/48, zitiert nach Bouveresse (2007), S. 9.

²⁶ Man ist hier versucht, an die Kritik zu denken, die der Mittelschullehrer und Universitätsdozent Lindner an Agathe übt. Vgl. besonders Musil (1978c), S. 966-973 und S. 1066-1080.

²⁷ Musil (1978a), S. 35.

determinierten Ende zu skizzieren, sondern den Punkt zu umkreisen, an dem unterschiedlichste Zukünfte hätten ansetzen und an dem, das sei hier bereits vorweggenommen, unterschiedlichste Subjekte hätten produziert werden können.

3. Ursprünge

Die Figur eines radikalen Bruchs, die zu Beginn von Badiou's erstem Hauptwerk eingeführt wird, durchzieht sämtliche spätere Texte und stellt den Boden der in seinem Werk entwickelten Philosophie dar. Schon in der „Théorie du sujet“ sind der oben skizzierten Hegelinterpretation ähnliche Figuren zur Seite gestellt. In „Sein und Ereignis“ treten dann ebenfalls zwei Gebiete auf, die ein radikaler Bruch voneinander trennt: Wirklichkeit und Wahrheit oder „das Sein-als-Sein“ und „Was-nicht-das-Sein-als-Sein-ist“. Auch hier scheint die Unterscheidung zwischen einer reinen Existenz und ihrer Positionierung durch, auch wenn das Sein-als-Sein nun gerade die andere Seite, die Seite des Positionierten/Repräsentierten bezeichnet (an dieser Stelle könnte man sagen, dass Badiou bloß die bevorzugte Form der Repräsentation gewechselt hat: das Sein-als-Sein bezeichnet das, was Objekt der mathematischen Mengenlehre ist, das Zählbare) und das „Was-nicht-das-Sein-als-Sein-ist“ die Stelle einnimmt, die bei Lacan das Reale inne hat.

In seiner Untersuchung zur „politischen Differenz“ weist Oliver Marchart nach, dass sich diese Figuren allesamt an der Unterscheidung orientieren, die schon Martin Heidegger zwischen dem Ontologischen und dem Ontischen gezogen hatte (der Einfluss Heideggers auf Badiou ist offenkundig und wird von ihm selbst auch explizit bestätigt).²⁸ Pointiert spricht er von einer „Zwei-Welten-Lehre“, welche Badiou's politische Philosophie bestimmen würde.²⁹ Ohne diesem Hinweis hier stärkere Beachtung schenken oder die durch Badiou's wechselndes Vokabular sich ziehenden, unterschwelligen Kontinuitäten weiter verfolgen zu können, ist es wichtig festzuhalten, dass all diese Brüche keinesfalls zu einer bloßen Nebenordnung der beiden postulierten Bereiche führen, sondern vielmehr eine Hierarchie implizieren, die zunächst vielleicht am besten als eine Hierarchie des Ursprungs zu beschreiben wäre. Eine Seite der Unterscheidung wird immer als die grundlegendere begriffen. Es ist diese „qualitative“ Unterscheidung der beiden gesetzten Bereiche, aus dem die Spannung erwächst, die zum Hervorberechen des geschichtsverändernden Ereignisses führt, welches den Fluchtpunkt der Philosophie Badiou's ausmacht.

Auch bei Musil erkennt man recht deutlich eine Hierarchie zwischen den Bereichen, so etwa bei Betrachtung seines bereits genannten Konzepts der Mulde. Während die „mindestens“ neun Charaktere alle auf einer Seite stehen, findet sich auf der anderen Seite nur die Mulde, die so gar nicht in die Liste der anderen neun zu passen scheint. Das zeigt sich schon in dem Umstand, dass man kaum angeben kann, was sie ist. Musil beginnt ihre Beschreibung mit: „Sie ist nichts als...“ und stellt sie als etwas vor, das nur durch seine Auswirkungen (konkret: auf die anderen neun Charaktere) überhaupt in Erscheinung tritt. Wenn Musil die Mulde dennoch als „zehnten Charakter“ bezeichnet, macht dies nur noch

²⁸ Vgl. Marchart (2010), v.a. S. 152-177.

²⁹ Ebd., S. 177.

deutlicher, dass sich die Distanz, in der sie zum Rest steht, sprachlich nicht einholen lässt. Die Formulierung kann so als noch stärkere Betonung des Bruchs gelesen werden. Auch Badiou entschließt sich in „Sein und Ereignis“, hinsichtlich des „Was-nicht-das-Sein-als-Sein-ist“ nicht mehr von einem anderen Bereich zu sprechen, sondern von einem „Einschub“, einer „Ergänzung“.³⁰ Auch solche Beschreibungen verdeutlichen eine Distanz zur Sprache: die Mulde, das „Was-nicht-das-Sein-als-Sein-ist“ deutet auf die Existenz von etwas hin, das – im Unterschied zum ‚anderen‘ Bereich – gerade nicht umstandslos als Seiendes beschrieben werden kann, zumindest insofern es immer schon in symbolischen Zusammenhängen begegnet. Demgegenüber positionieren Musil und Badiou ihre Einschiebe explizit jenseits der symbolischen Ordnung (und ihrer prozesshaften Auffächerung im narrativ geordneten Geschichtsverlauf), und meinen so einen exterritorialen Punkt gesetzt zu haben, von dem aus die symbolische Ordnung selbst in ihrer ansonsten verdeckten Veränderlichkeit und Instabilität kenntlich und damit kritisierbar wird.

Nach diesem Muster verfährt Musil etwa in seiner Kritik an der von ihm an mehreren Stellen so genannten „Begriffsmoral“. Kritisiert wird hier ein normierendes Modell, das auf einer überkommenen symbolischen Ordnung aufbaut und diese weiterträgt. In einer Auseinandersetzung mit seinem Vater, der es als Rechtsgelehrter zu Ansehen und Geld gebracht hat, diskreditiert der „Mann ohne Eigenschaften“ Ulrich eine solche Position und stellt die Rechtswissenschaft in den Bereich der „pedantischen Genauigkeit“, die sich von der „phantastischen Genauigkeit“ dadurch unterscheidet, „daß sich die phantastische an die Tatsachen hält und die pedantische an die Phantasiegebilde“. Letztere kümmere sich demnach – ganz gegen die landläufige Meinung – gerade nicht „um Tatsachen, sondern um den phantastischen Begriff des Rechtsguts“.³¹ Eine Moral, so könnte man angesichts dieser und zahlreicher anderer Stellen in Musils Roman folgern, die sich aus Traditionen, Normierungen und Begriffen zusammensetzt und so nicht nur als Maßstab für den moralischen Wert von Individuen fungiert, sondern auch die Zukunft von Handlungsmöglichkeiten bloß als verlängerte Gegenwart des jetzt Erlaubten behandelt, wird hier nicht nur verworfen, sondern als in schlechtem Sinn utopisches Hirngespinnst gebrandmarkt.³² Sie ist abzulehnen, weil sie sich an Symbole hält, zumindest von solchen „Tatsachen“ absieht, deren Symbolisierung noch aussteht und vor allem keinen Sinn für den Punkt hat, an dem diese Symbolisierungen erst ansetzen (also für den Bruch zwischen Realem und Symbolisiertem). In einer vielleicht etwas bemühten Zusammenziehung

³⁰ Vgl. Badiou (2005), S. 29.

³¹ Musil (1978a), S. 247.

³² Das bedeutet natürlich keinesfalls, dass sich Musil nicht für ethische Fragestellungen interessiere; im Gegenteil. Vgl. die Auffassung Ulrichs, „daß nur eine Frage das Denken wirklich lohne, und das sei die des rechten Lebens (...)“ Musil (1978a), S. 255. Musil kann als Programm nicht nur des „Mann ohne Eigenschaften“, sondern weiter Teile des Werks Robert Musils begriffen werden. Musils Beschäftigung mit der Frage des rechten Lebens zielt jedoch nicht auf Katalogisierungen ab, sondern steht auf dem schwankenden Boden der Moderne; die für diese so konstitutive Erfahrung der Kontingenz durchdringt, wie jüngere Forschungsarbeiten verdeutlichen, jeden seiner Versuche, sich dieser Frage zu stellen. Vgl. dazu Patrizia McBride (2006). Und nicht nur die Ethik hat sich mit diesem Problem herumzuschlagen. So ist, wie Musil gelegentlich festhält, nicht nur jeder moralische Code, sondern schlechthin „jede Sicherheit (...) nachtwandlerisch (...)“ Musil, KA/Transkriptionen/Mappe III/5/20, zitiert nach Amann (2007). Hervorhebungen im Original.

könnte man sagen, dass Musil hier nichts anderes kritisiert als das, was Badiou den „rightist relapse“ nennt – das Vergessen des Realen vor dem Hintergrund seiner Positionierungen (lies auch: Definitionen, Symbolisierungen). Er würde Badiou wohl in der Forderung zustimmen, jedes revolutionäre Projekt an eine „Möglichkeit des Unmöglichen“³³ zu binden, welches zwar unrepräsentiert, gleichwohl aber „real“ ist.

Die „Mulde“ (um diesen Terminus für eine Differenzfigur zu gebrauchen, die in Musils Werk in vielen Passagen und in unterschiedlichsten Wendungen auftritt) als der Raum der (noch) unrepräsentierten und also unverwirklichten Möglichkeiten und Zukünfte begehrt gegen ein Normensystem auf, das sich an die vermeintliche Stabilität und repräsentative Kraft des Überkommenen hält. Das Ziel einer solchen Kritik ist die Öffnung des Spaltes zwischen Repräsentiertem und Realem, von der die Möglichkeit tatsächlicher Transformationen erwartet wird. Musil fasst diese Figur der Spaltung in ein pointiertes Bild: „Das Leben bildet eine Oberfläche, die so tut, als ob sie so sein müsste, wie sie ist, aber unter ihrer Haut treiben und drängen die Dinge.“³⁴ Die Idee einer Hierarchie des Ursprungs zeigt sich deutlich in der von Musil immer wieder aufgegriffenen Metaphorik von Oberfläche und dem Darunterliegenden, Tieferen, das hier jedoch gleichzeitig das Zukünftige, das Residuum des Kommenden darstellt. Dass hier Ursprung keinen Ausgangspunkt meint, sondern es vielmehr darum geht, an diesem Neuen und also Unrepräsentierten, Ursprünglichen anzukommen, rückt Musils Versuch an die Seite des etwa zeitgleich entwickelten Konzepts Benjamins.³⁵

Trotz oder gerade aufgrund der quasi messianischen Gestaltung der skizzierten Figur mag diese auf den ersten Blick geradezu fatalistisch anmuten und der Einbruch des Realen als eine Welle erscheinen, die sich naturgesetzlich Bahn bricht und dabei alles Singular-Subjektive unter sich begräbt. Badiou wie Musil wenden sich jedoch mit Vehemenz gegen die Vorstellung, ein solcher Einbruch würde den Menschen zum passiven Statisten oder willenlosen Werkzeug degradieren. So findet sich etwa zu Beginn des zweiten Buches des „Mann ohne Eigenschaften“ eine Passage, in der eine solche Lesart des Einbruches des Realen als „notwendig“ oder „natürlich“ vorgeführt, jedoch mit allem Nachdruck zurückgewiesen wird.

Kurz nach der Beisetzung des Vaters befindet sich das Geschwisterpaar auf einer kurzen Wanderung. Es geht auf die „Schwedenschanze“, ein „Ziel (...)“, das eigentlich keines war, wohl aber ein Vorstoß in halberinnerte Landschaftsbilder hinein.³⁶ Und es geht gegen einen „sehr scharfen Wind“, der nicht nur das Gehen, sondern auch das Sprechen erschwert.³⁷ Angesichts der endlich erreichten Schanze stellt Ulrich in Gedanken an die Schweden, die einst,

³³ Badiou (1985), S. 160.

³⁴ Musil (1978a), S. 241.

³⁵ Benjamins in den „Thesen zur Geschichte“ entwickeltes Konzept der messianischen Zeit zielt ebenso auf ein Erreichen des Realen, Unsymbolisierten ab, das gleichsam auf dem Boden dessen verortet wird, was als Geschichte repräsentierbar ist. Seiner XIV. These stellt er nicht von ungefähr einen Aphorismus von Karl Kraus voran, der die oben skizzierte Denkbewegung in einen kurzen Satz fasst: „Ursprung ist das Ziel“. Benjamin (1974), S. 701.

³⁶ Musil (1978b), S. 726.

³⁷ Ebd., S. 733.

„nach wochenlangem Traben“ plötzlich hier vor ihrer „Beute“ gestanden hätten,³⁸ die Vermutung an, dass die „Schwere des Lebens“ sich nur „in solchen Augenblicken von uns“ hebe.³⁹ Ulrichs Abscheu gegen schwärmerische Gedankengänge und sein Faible für Genauigkeit lassen ihn aber noch in demselben Atemzug behaupten, dass solche „abenteuerlichen Augenblicke (...), wo das Geschehen mit uns durchgeht: recht eigentlich (...) [die] sinnlosen“ seien.⁴⁰ Agathe, die mit diesem Nachsatz nun auch den neuen Weg im gleichen Moment verbaut sieht, in dem er eröffnet wurde, stellt daraufhin die vermeintlich alles entscheidende Frage:

„Durch mein ganzes Leben (...) hat man mir vorgeworfen, daß ich keinen Willen habe, nichts liebe, nichts verehere, mit einem Wort, daß ich kein zum Leben entschlossener Mensch sei. (...) Nun sag mir du, um Gotteswillen, sag mir endlich, in welchen Augenblicken erscheint uns etwas im Leben notwendig?!“ „Wenn man sich im Bett umdreht!“ erklärte Ulrich unwirsch.⁴¹

Der Augenblick, „wo das Geschehen mit uns durchgeht“, sich die Natur in sinnlich-sinnloser Weise (in uns) Bahn bricht, wird in dieser ironischen Wendung jeder Abenteuerlichkeit und Anziehungskraft entkleidet. Vorgreifend könnte man sagen, dass Agathes Frage falsch gestellt war. Gesucht wird nicht nach Notwendigkeit, nach einem Geschehen, das sich gleichsam automatisch einstellt. Selbst eine Notwendigkeit, die sich mit dem Gefühl subjektiver Freiheit verbindet, interessiert Musil nicht, der sich damit nicht nur gegen ihm zeitgenössische Modelle stellt, sondern auch gegen die um 1900 noch machtvolle Tradition des deutschen Idealismus, der auf den Topos eines Zusammenfallens von Notwendigkeit und Freiheit immer wieder zurückkommt (von Schillers Spiel bis zu Hegels Staat bauen zahlreiche idealistische Konzepte auf dieser Figur auf). Der Weg geht zwischen einer determinierenden „Schicksalspopanze“,⁴² die Musil in allen sozialen und geschichtlichen Belangen für unzuständig erklärt, und einer „totalen Relativierung“, wie sie ältere Forschungsarbeiten mitunter in Musils Werk erkennen wollen,⁴³ hindurch, ohne die beiden Extreme miteinander versöhnen zu wollen. Er hält sich gerade nicht an die idealistische Figur des Zusammen- oder In-Eins-Fallens von Notwendigkeit und Freiheit, sondern vielmehr an eine Figur der Spaltung. Das Abenteuer von Ulrich und Agathe endet bekanntlich gerade nicht im Bett.

4. Revolutionen

Wenn Marchart die Philosophie Badiou als eine Philosophie der Offenbarung kritisiert, ihr eine „religiös-christliche Färbung“ unterstellt und in der „Gnade“ einen ihrer Schlüsselbegriffe zu erkennen meint,⁴⁴ ist dies mit Blick auf die Stellung, die der Einbruch des Unrepräsentierten für das Badiou'sche Konzept des Ereignisses besitzt, zwar durchaus nachvollziehbar. Auch Slavoj

³⁸ Ebd., S. 736.

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Ebd., S. 737.

⁴¹ Ebd.

⁴² Musil (1978e), S. 1082.

⁴³ Hüppauf (1971), S. 174.

⁴⁴ Marchart (2010), S. 169-172.

Žižek spricht hinsichtlich des Badiou'schen „Wahrheits-Ereignisses“ von einem „kontingente[n] und nicht vorhersagbare[n] (...) Wunder“, wenn auch nicht mit kritischen Absichten, sondern in der Hoffnung, dass dieses Wunder „den postmodernistischen Skeptiker beschäm[en]“ möge.⁴⁵ Durch die einseitige Betonung der Kontingenz und Unvorhersehbarkeit dieses „Wunders“ wird jedoch leicht übersehen, dass ein solcher Einbruch jederzeit an eine subjektive Handlung gebunden ist, ohne die er gar nicht erst erfolgt, oder besser: dass er erst als im engsten Sinn subjektive Handlung denkbar wird.

In Badiou's Beschreibung des Ereignisses der Pariser Kommune von 1871 tritt der Zusammenhang zwischen der oben skizzierten Figur der Spaltung und einer Zukunftsvorstellung zutage, in der konsequent versucht wird, die Vorstellung subjektiven Handelns mit der modernen Erfahrung der Kontingenz zu verknüpfen. Badiou zählt zunächst die „Fakten“ auf, welche die „Vielheit“ konstituieren, die sich unter dem Namen „die Welt ,Paris am Ende des französisch-preußischen Kriegs von 1870““⁴⁶ subsumieren lassen. Eine solche Positivität aber erklärt noch keineswegs den Umstand, dass gerade diese „Welt“, wie Badiou behauptet, zur „Stätte“ (also zum Ausgangspunkt) eines Ereignisses wird. Diese Möglichkeit bietet erst der Einbruch dessen, was nicht als Faktum oder Wirklichkeit beschrieben werden kann, ja was sich überhaupt jeder Repräsentation entzieht. Es handelt sich dabei um das Aufblitzen dessen, „Was-nicht-das-Sein-als-Sein-ist“: „Der 18. März ist eine Stätte, insofern er, abgesehen von alledem, was darin unter dem ungenauen Transzendental der Welt ,Paris im Frühling 1871‘ erscheint, selbst erscheint – nämlich als ein überwältigender und vollkommen unvorhersehbarer Beginn eines (wenn auch noch begriffslosen) Bruchs mit eben dem, was seine Erscheinung normiert.“⁴⁷ Ein solcher Beginn ist an das Aufkommen des „Was-nicht-das-Sein-als-Sein-ist“ gebunden, das nur als „Einschub“, als „Ergänzung“⁴⁸ zu einer Positivität hinzutritt, deren Teil das Ereignis zwar darstellt, im Rahmen derer es aber nicht restlos repräsentiert werden kann. Es ist – und Badiou's Aussage wiederholt hier nicht von ungefähr die Figur, die zu Beginn dieses Artikels skizziert wurde – „zugleich aus sich selbst *hervorgekommen* (...) und ein *Resultat*“.⁴⁹ Gerade in dieser doppelten Herkunft liegt seine Gewalt, das Wirkliche zu übersteigen. Badiou spricht von der „Überexistenz, mit der sich das eigene Inexistente eines Objekts der Welt versehen findet, wenn dieses Objekt eine Ereignisstätte ist“.⁵⁰

Ein solcher Einbruch des „Inexistenten“ (lies auch: Nicht-Repräsentierten) ist äußerst kurzlebig – Badiou nennt die Stätte des Ereignisses eine „Figur des Augenblicks“.⁵¹ Ihre Wirkmächtigkeit bezieht sie jedoch daraus, dass sie sofort in die symbolische Ordnung eingeht und diese transformiert. So kann für Badiou die „wahre Dauer [der Ereignisstätte] nur die ihrer Konsequenzen sein“⁵², wie er am Beispiel der Pariser Kommune ausführt:

⁴⁵ Žižek (2010), S. 181.

⁴⁶ Badiou (2009a), S. 387.

⁴⁷ Ebd., S. 389.

⁴⁸ Badiou (2005), S. 29.

⁴⁹ Ebd., S. 225. Hervorhebung im Original.

⁵⁰ Badiou (2009a), S. 403.

⁵¹ Ebd., S. 393.

⁵² Ebd.

„Am Abend des 18. März sind die Mitglieder des Zentralkomitees der Nationalgarde, der einzigen wirklichen Autorität in der von ihren Vormündern verlassenen Stadt, noch mehrheitlich überzeugt, dass sie nicht im Hôtel de Ville tagen dürfen, und wiederholen, dass sie ‚kein Mandat zum Regieren‘ haben. Erst unter dem zwingenden Druck der Umstände wird es schließlich geschehen, dass der völlig unbekannte Édouard Moreau am Morgen des 19. März den Beschluss diktiert, ‚Wahlen abhalten zu lassen, für die öffentlichen Dienste zu sorgen und die Stadt vor einem Handstreich zu bewahren‘. Wodurch die Arbeiter sich, nolens volens, als politische Gewalt konstituieren. Damit schließen sie den 18. März als Beginn dieser Gewalt ein in die Effekte des 18. März.“⁵³

Was zuvor nicht als Wirkliches aufgetaucht ist, erscheint nun als überaus relevant:

„In der Tat: Die noch am Vortag in der Welt politisch inexistenten Unbekannten des Zentralkomitees existieren am Tag ihrer Erscheinung absolut. Das Volk in Paris gehorcht ihren Proklamationen, fordert sie auf, alle öffentlichen Gebäude zu besetzen, nimmt an den von ihnen organisierten Wahlen teil.“⁵⁴

Und als Folge aus diesem Beispiel lässt sich die Maxime ziehen: „Wenn es dem, was nichts wert war, in Gestalt einer ereignisbedingten Konsequenz gelingt, alles wert zu sein, dann ist eine etablierte Gegebenheit des Erscheinens zerstört.“⁵⁵ Eine Revolution hat stattgefunden.

Man könnte hier von einem dreistufigen Prozess sprechen: zum einen der kurze, blitzartige Einbruch des „Was-nicht-das-Sein-als-Sein-ist“ in die „etablierte Gegebenheit des Erscheinens“, zum anderen die Konsequenzen eines solchen Einbruchs, die in einem zweiten Schritt zu einer darauffolgenden Transformation des Erscheinungszusammenhangs, der Wirklichkeit selbst führen und im Kontext dieser transformierten Realität, gleichsam in der Rückschau, sichtbar und wirksam werden.

Eine ähnliche Konstruktion findet sich auch bei Musil, am deutlichsten im Rahmen des Agathe-Ulrich-Komplexes. In den Nachlasskapiteln des Mann ohne Eigenschaften verschiebt sich das Gespräch der beiden Geschwister beinahe unmerklich. Den „Beginn einer Reihe wundersamer Erlebnisse“⁵⁶ – so der Titel des Kapitels – macht eine anfangs scherzhafte Bewegung, ein Zufall während des Ankleidens, bei dem Ulrich seiner Schwester behilflich ist, der zwar zu keinem offenkundigen Geschehnis führt, aber dennoch eine neue Haltung etabliert, im Rahmen derer nun beiden Geschwistern „jedes Verbot gleichgültig“ wird.⁵⁷ Musil scheint es vor allem darum zu gehen, einen notwendigen Zusammenhang zwischen Fakten und Wirkung zu hintertreiben. Die zufällige Berührung beim Ankleiden führt nicht – was bei diesem Stand der geschwisterlichen Beziehung mittlerweile nicht mehr allzu sehr überraschen würde – zur physischen Vereinigung und ordnet sich demnach gerade nicht zu einer kausal oder psychologisch intelligiblen Entwicklung. Die Änderung der Haltung kann ihrerseits nicht – zumindest nicht restlos – mit diesem Geschehnis erklärt werden, auch wenn sie daraus zu resultieren scheint. Geschehnis und Ereignis (um Badiou's Begriffe hier einzuführen) klaffen auseinander. Wie

⁵³ Ebd., S. 390.

⁵⁴ Ebd., S. 402.

⁵⁵ Ebd., S. 404.

⁵⁶ Musil (1978c), S. 1081.

⁵⁷ Ebd., S. 1083.

schon bei der Rede vom „zehnten Charakter“ geht es Musil auch hier darum, diesen hintergründigen Bruch darzustellen, ohne eine terminologische Differenzierung einzuführen (die ein bloßes Nebeneinander einander gleichgeordneter Geschehnisse bzw. Wirklichkeitsbereiche suggerieren würde) – „[E]s geschah wahrlich, ohne daß irgendein geschah.“⁵⁸ Der Bruch schneidet nicht zwischen zwei sprachlich fixierbare Geschehnisse, sondern zwischen Sprache und dem Bereich des mit ihrer Hilfe Repräsentierbaren und einem Ereignis, das seine symbolische Form noch nicht gefunden hat.

Nachdem Ulrich ihr beider Gefühl recht undelikat mit einem Hinweis auf die Sonne und das schöne Wetter erklärt – oder eben gerade nicht erklärt – hatte (von „Stimmung“ ist bezeichnenderweise die Rede),⁵⁹ „sah Agathe ihren Bruder rasch von der Seite an. ‚Das wäre‘ versicherte sie ‚zu wenig gesagt!‘“⁶⁰ Dieser Satz, der im Kontext des Gesprächs nicht sonderlich überrascht, ja geradezu banal erscheint, bezeichnet den Einbruch von etwas, das nicht in den Zusammenhang passt, der Wirklichkeit heißt. Seine Aufnahme scheint nur im Rahmen einer Transformation eben dieser Wirklichkeit möglich:

„Und in diesem Augenblick, wo sie es sagte, fühlten sie beide wieder, daß sie nicht bloß an einer persönlichen Einbildung hingen, sondern eine unabsehbare Wirklichkeit vor sich hatten. In der überflutenden Stimmung schwebte Wahrheit, unter dem Schein war Wirklichkeit, Weltveränderung blickte schattenhaft aus der Welt! (...) und ihre geheimste Einflüsterung sprach: ‚Du sollst dich mir bloß ohne Mißtrauen überlassen, dann wirst du die ganze Wahrheit erfahren!‘“⁶¹

Musil betont nicht nur die Notwendigkeit der Differenz zwischen bloßem Geschehen und der Gewalt eines überwirklichen Einbruchs, sondern zeigt auch die Schwierigkeit auf, einem solchen Einbruch – der ebenso wie bei Badiou auf den „Augenblick“ beschränkt bleibt – die Dauer seiner Folgen zu verleihen. Gerade das Misstrauen – vormals die Konstituente des Kakaniers, der nicht nur nichts, was seine neun Charaktere tun, ernst nehmen kann, sondern konsequenterweise auch sich selbst nicht – stellt sich vor dem Hintergrund der Frage nach der Dauer des Ereignisses plötzlich als Schranke dar. Für ihre Überwindung aber wäre ein Sich-Überlassen gefordert, eine Handlung, die nicht restlos zu begründen ist, das Subjekt aber überhaupt erst herstellen würde. Es ist dieser Punkt „zwischen“ den beiden Schritten – dem Aufblitzen einer neuen Welt, eines neuen Bedeutungszusammenhangs und der Realisierung dieser Welt durch die Annahme ihrer Folgen –, an dem sowohl bei Musil als auch bei Badiou das Subjekt auftritt, um zu entscheiden, was unentscheidbar, oder zumindest nicht begründet entscheidbar ist.

Dieses Subjekt ist nun jedoch nicht mehr über seine Charakteristika zu beschreiben oder als mit sich selbst identisches zu definieren und es kann auch nicht mehr als vorab existenter Ausgangspunkt geschichtsmächtiger Handlungen gelten. Wie das Beispiel des Paulus deutlich macht, das sowohl von Badiou als auch von Musil herangezogen wird, um

⁵⁸ Ebd., S. 1081.

⁵⁹ Ebd., S. 1101.

⁶⁰ Ebd., S. 1102.

⁶¹ Ebd.

dieses neue Subjekt zu fassen,⁶² muss es vielmehr als ein Ergebnis einer vergangenen Zukunft begriffen werden, die es selbst mitverantwortet, ja erst zur Wirklichkeit gemacht hat. Schon in der „Théorie du sujet“ hatte Badiou diesen Richtungswechsel betont und sein Konzept von überkommenen Subjektvorstellungen (v.a. vom klassischen Modell Descartes') abgesetzt, nicht ohne jedoch mit der Nennung seiner Vorgänger eine zweite moderne Traditionslinie eines Denkens der Subjektivität nahezulegen: „I hold that in reality we can only *arrive* at the subject. This is what marks the time of Marx and Freud, namely, that *the subject is not given but must be found*.“⁶³ Für Badiou ist ein solches Subjekt an das Auftauchen eines Ereignisses gebunden und wie dieses weder ein notwendig existierendes, noch auch nur häufiges Phänomen: „Every subject is induced by a generic procedure, and thus depends on an event. (...) Which is why the subject is rare.“⁶⁴ Das Subjekt tritt dort auf den Plan, wo es darum geht, den Einbruch des „Was-nicht-das-Sein-als-Sein-ist“ zu bestätigen und so zu einem folgenhaften Ereignis, zu einer tragfähigen Zukunft zu machen. Es ist der Punkt, „an dem die Situation [die Fakten] kein Hilfsmittel für die Entscheidung liefert, ob das Ereignis ihr zugehört oder nicht.“⁶⁵ Diese „Unentscheidbarkeit“ ist nach Badiou ein „intrinsisches Attribut des Ereignisses“.⁶⁶ Hier tritt das Subjekt auf, indem es eine Wette auf das Ereignis abschließt, das Unentscheidbare entscheidet und es als Ereignis anerkennt. Erst durch diese Entscheidung erfolgt der Übertritt in den Erscheinungszusammenhang, wird aus dem ereignishaften Augenblick eine neue Wirklichkeit und erst „nach“ dieser Entscheidung kann ein Ereignis überhaupt als solches auftreten und eine neue „Welt“ begründen, die ab diesem Zeitpunkt mit dem Subjekt durch dessen „Treue zum Ereignis“ in Verbindung bleibt. Das Subjekt ist so gleichzeitig das Kind und die Voraussetzung von Revolution.

5. Fazit

Die Modelle Badiou und Musils treffen sich in drei wesentlichen Punkten. Beide Autoren konstatieren zunächst einen Riss, der durch jedes Seiende geht. Beide bauen diese Denkfigur zu einem hierarchischen Modell aus, in dem der untergründige und unrepräsentierte „Teil“ des Seienden zum Ausgangspunkt eines Einbruchs wird, der die

⁶² Interessanterweise illustrieren sowohl Badiou als auch Musil dieses ethische „Prinzip des unzureichenden Grundes“ im Rückgriff auf dieselbe historische Person. Während Badiou Paulus als das paradigmatische Beispiel eines Subjekts beschreibt, das durch die gläubige Entscheidung das Unrepräsentierte in die Wirklichkeit zieht und diese so transformiert (Badiou (2002)), legt Musil Ulrich, gleichsam als Vorbereitung für die oben skizzierte Szene, den Satz in den Mund: „Paulus nennt den Glauben die zuversichtliche Erwartung von Dingen, die man erhofft, und die Überzeugung von Dingen, die man nicht sieht; und der Gegensatz zu [einer] aufs Greifen bedachten Bestimmung, die zur Überzeugung der Gebildeten geworden ist, gehört zum stärksten, was Ulrich im Herzen trug.“ Musil (1978d), S. 1092f. Auch wenn die oben erwähnte Einsicht, „jede Sicherheit [sei] nachtwandlerisch“, auch im Bereich realitätsverändernder Handlungen nicht negiert werden darf, so scheint Musil doch die Möglichkeit eines in gewisser Weise bewussten Somnambulismus in den Raum zu stellen. Vgl. dazu Anm. 32.

⁶³ Badiou (2009a), S. 279. Hervorhebung 1 im Original und Hervorhebung 2 von G. S.

⁶⁴ Badiou (1992), S. 234.

⁶⁵ Badiou (2005), S. 229.

⁶⁶ Ebd.

Macht hat, die positive Wirklichkeit zu verändern bzw. eine neue Wirklichkeit und damit Zukunft im emphatischen Sinn zu etablieren. Und beide wenden sich gegen eine mechanistische Auslegung dieses Modells und betonen demgegenüber die Relevanz, die dem subjektiven Akt der Entscheidung in diesem Rahmen zuzuschreiben sei, welcher jedoch immer erst aus der Rückschau aus seiner Zukunft erkannt werden könne.

Die Argumentation scheint dabei jeweils eine Kreisbahn zu beschreiben. So wird zunächst mit der Figur der Identifikation nicht nur das Begriffspaar Subjekt/Objekt, sondern auch die Relation zwischen Existierendem und Repräsentation in Zweifel gezogen. In einem zweiten Schritt werden jedoch gerade solche Paare wieder neu gebildet, dabei allerdings in die Zukunft verlegt, die gleichzeitig mit dieser Subjektwerdung erst entsteht. Von dieser Zukunft her betrachtet zeigt sich das Subjekt Badiou und Musils zwar auf neue, aber ebenso unlösbare Weise mit „seiner“ Wirklichkeit – zu deren Entstehung es selbst beigetragen hat – verschränkt wie vormalig das cartesianische „cogito“ mit der „res extensa“. Die Kontingenzt, hier verstanden als Bruch zwischen Subjekt und Geschichte, stellt sich so als eine moderne Erfahrung dar, die zwar niemals zu ignorieren ist, die jedoch gerade nicht notwendig zu einer Welt der Beliebigkeit, Sinnlosigkeit oder Ohnmacht führen muss. Vielmehr wird sie – und darin kulminieren die beiden Versuche – zum Ausgangspunkt von Ereignissen, im Rahmen derer Geschichte gleichzeitig mit ihrem Subjekt entsteht.

Literatur

1. Amann (2007): Klaus Amann, Robert Musil – Literatur und Politik. Mit einer Neuedition ausgewählter Schriften aus dem Nachlass, Hamburg 2007.
2. Badiou (1985): Alain Badiou, *Peut-on penser la politique?*, Paris 1985.
3. Badiou (1992): Alain Badiou, *Conditions*, Paris 1992.
4. Badiou (2002): Alain Badiou, *Die Begründung des Universalismus*, aus dem Französischen von Heinz Jatho, München 2002.
5. Badiou (2003): Alain Badiou, *Ethik. Versuch über das Bewusstsein des Bösen*, aus dem Französischen von Jürgen Brankel, Wien 2003.
6. Badiou (2005): Alain Badiou, *Das Sein und das Ereignis*, aus dem Französischen von Gernot Kamcke, Zürich/Berlin 2005 (= *TransPositionen*, 9).
7. Badiou (2009a): Alain Badiou, *Logiken der Welten*, aus dem Französischen von Heinz Jatho unter Mitarbeit von Anno Schubbach, Zürich/Berlin 2009.
8. Badiou (2009b): Alain Badiou, *Theory of the Subject*. Translated and with an introduction by Bruno Bosteels, London/New York 2009.
9. Benjamin (1974): Walter Benjamin, *Über den Begriff der Geschichte*, in: Walter Benjamin, *Gesammelte Schriften*, herausgegeben von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Band I/2, Frankfurt a.M. 1974, S. 691-706.
10. Bouveresse (2007): Jacques Bouveresse, *Genauigkeit und Leidenschaft: Das Problem des Essays und des Essayismus im Werk von Musil*, in: Matthias Luserke-Jaqui, Rosmarie Zeller (Hrsg.), *Musil-Forum. Studien zur Literatur der klassischen Moderne*. Im Auftrag der Internationalen Robert-Musil-Gesellschaft, Band 29, Berlin/New York 2007, S. 1-56.
11. Derrida (1988): Jacques Derrida, *Die différance*, in: Jacques Derrida, *Randgänge der Philosophie*, herausgegeben von Peter Engelmann, Wien 1988.
12. Foucault (2007): Michel Foucault, *Was ist Aufklärung*, in: Michel Foucault, *Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst*, Frankfurt a.M. 2007, S. 171-190.
13. Hegel (1832-1845): Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Wissenschaft der Logik I. Teil I: Die objektive Logik. Erstes Buch (1832-1845)*, in: Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Werke in zwanzig Bänden*, Frankfurt a.M. 1969.
14. Hüppauf (1971): Bernd-Rüdiger Hüppauf, *Von sozialer Utopie zur Mystik. Zu Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften“*, München 1971.
15. Koselleck (1979): Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeichen*, Frankfurt a.M. 1979.
16. Marchart (2010): Oliver Marchart, *Die politische Differenz. Zum Denken des Politischen bei Nancy, Lefort, Badiou, Laclau und Agamben*, Berlin 2010.
17. McBride (2006): Patrizia McBride, *The Void of Ethics. Robert Musil and the Experience of Modernity*, Evanston 2006.
18. Musil (1978a): Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*, herausgegeben von Adolf Frisé, Band 1, Reinbek bei Hamburg 1978 (= *Gesammelte Werke*, 1).
19. Musil (1978b): Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*, herausgegeben von Adolf Frisé, Band 3, Reinbek bei Hamburg 1978 (= *Gesammelte Werke*, 3).
20. Musil (1978c): Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*, herausgegeben von Adolf Frisé, Band 4, Reinbek bei Hamburg 1978 (= *Gesammelte Werke*, 4).
21. Musil (1978d): Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*, herausgegeben von Adolf Frisé, Band 5, Reinbek bei Hamburg 1978 (= *Gesammelte Werke*, 5).

22. Musil (1978e): Robert Musil, Essays und Reden, herausgegeben von Adolf Frisé, Band 8, Reinbek bei Hamburg 1978 (= Gesammelte Werke, 8).
23. Musil (1983): Robert Musil, Tagebücher, herausgegeben von Adolf Frisé, neu durchgesehene und verbesserte Aufl., Reinbek bei Hamburg 1983 (= Tagebücher, Hauptband).
24. Töpfer (2014): Georg Töpfer, Terminologische Entdifferenzierung in zwei gegenläufigen Übertragungsvorgängen. ‚Geschichte‘ und ‚Evolution‘ der Kultur und Natur, Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte 3 (2014), S. 28-46, <http://www.zfl-berlin.org/publikationen-detail/items/forum-interdisziplinaere-begriffsgeschichte.html> (gesehen: 27.10.2017).
25. Žižek (2010): Slavoj Žižek, Die Tücke des Subjekts, Frankfurt a.M. 2010.

Das Postulat vom baldigen Ende der Religion. Die DDR-Religionssoziologie über eine Zukunft ohne Gott

Dirk Schuster

Wissenschaftler setzen sich in ihren Arbeiten, wie hinlänglich bekannt, nicht nur mit der Betrachtung und Aufarbeitung von Bestehenden und Vergangenen auseinander, sondern versuchen in nicht wenigen Fällen auch Vorhersagen über zukünftige Entwicklungen zu geben. So gehören Prognosen von ‚Wirtschaftsweisen‘ über den Ölpreis, das Wachstum des Bruttosozialproduktes und Wertpapierentwicklungen heutzutage zum gängigen Repertoire medialer Berichterstattung und politischer Auseinandersetzungen. Ähnliche Zukunftsdeutungen finden sich auch in der Religionsforschung: So löste beispielsweise in den letzten Jahren das Konzept des multiplen Pluralismus auf religiöser und säkularer Ebene¹ die bis dato postulierte Säkularisierungstheorie ab, deren Vertreter ein allgemeines Verschwinden von Religion in modernen Gesellschaften vorhersagten.²

Auf den Theorien von Karl Marx fußend, versuchten Religionsforscher in der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (DDR) auch die zukünftige Bedeutung von Religion in der sozialistischen Gesellschaft vorauszusagen, wobei sie, anknüpfend an die Lehre des Marxismus-Leninismus, grundsätzlich von einem langfristigen Absterben von Religion im Sozialismus ausgingen. Indes deutete man die zukünftige Entwicklung nicht nur als ein Verschwinden von Religion, sondern gleichzeitig – so die Annahme – würden sich die Menschen im Sozialismus dem Atheismus marxistischer Prägung als weltanschauliches Äquivalent zuwenden, welches die Religion und deren gesellschaftliche Funktion ersetzen würde.

Zum Zentrum dieser religionssoziologischen Forschungen³ avancierte der zwischen 1964 und 1969 an der Universität Jena bestehende Lehrstuhl für ‚wissenschaftlichen Atheismus‘ unter Leitung von Olof Klohr. Da bis heute die Aufarbeitung der Lehrstuhlgeschichte und ihrer Arbeiten ein Desiderat darstellt⁴ und an dieser Stelle eine solche Aufarbeitung selbstredend nicht stattfinden kann, soll im Folgenden lediglich auf die zukünftige Bedeutung von Religion und Atheismus aus Sicht der DDR-Atheismusforscher Bezug genommen werden. Entsprechend besitzt der Beitrag auch verstärkt einen deskriptiven Charakter, um in die Thematik der wissenschaftlichen Atheismusforschung in der DDR und deren Vorstellungen von einer Welt ohne Religion einzuführen.

Unabdingbar bleibt indes bei der Auseinandersetzung mit einem derartigen Thema, auf die unterschiedlichen Deutungen von ‚Atheismus‘ aufmerksam zu machen und eine

¹ Vgl. Berger (2015); Wohlrab-Sahr/Marian Burchardt (2011).

² Vgl. Bruce (2002).

³ Die DDR-Religionssoziologie grenzte sich explizit von der ‚bürgerlichen‘ Religionssoziologie in Westdeutschland und den USA ab, da man diese als legitimierende Forschung für die Kirchen verstand. Zudem würde die ‚bürgerliche‘ Religionssoziologie die Lehre von Karl Marx nicht beachten und käme deshalb grundsätzlich zu falschen Ergebnissen. Vgl. Klügl (1966a); Klügl (1966b).

⁴ Diese Feststellung von Horst Groschopp aus dem Jahr 2007 hat bis heute ihre Gültigkeit. Vgl. dazu Groschopp (2007), S. 75.

entsprechende Eingrenzung festzulegen, was unter Atheismus nachfolgend zu verstehen sei. Aufgrund dieses bis dato kaum bekannten Wissenschaftszweiges bietet der Beitrag zudem einen kurzen historischen Abriss über die Entwicklungen jener Atheismusforschung in der DDR, um die Deutungen von einer Zukunft ohne Religion historisch einordnen zu können.

1. „Atheismus“ – ein bis heute unklarer Begriff

Die terminologische Bezeichnung ‚marxistischer Atheismus‘ als Oberbegriff atheistischer Ansichten innerhalb der marxistisch-leninistischen Ideologie resultiert aus dem Umstand, dass es verschiedene Formen von Atheismen gab und gibt und der Begriff Atheismus bis heute unterschiedlichsten inhaltlichen Deutungen unterliegt. Beispielsweise definierte Heino Sonnemans, seines Zeichens katholischer Theologe, in einem Aufsatz aus dem Jahr 1987 den Atheismus trotz seiner differenzierten Ausprägungen allgemein als ein „weltweite[s] Phänomen des Lebens und Denkens ohne Gott, das gerade nicht aus der Verneinung Gottes aufspringt, also noch eine Auseinandersetzung mit ‚Gott‘ kennt, sondern wirklich gott-los ist.“⁵ Michael Martin wiederum schlägt in der Einleitung zum „Cambridge Companion to Atheism“ auf Grund einer solchen Definitionsproblematik die Unterscheidung zwischen positiven (Standpunkt, dass Gott/ Transzendenz nicht existiert) und negativen (keine Meinung, ob Gott/ Transzendenz existiert, da es für denjenigen Befragten keine Bedeutung hat) Atheismus vor.⁶

Nachfolgend soll der Begriff Atheismus geradewegs gegenteilig zu jener Deutung von Sonnemans Verwendung finden, als eine bewusste Verneinung von ‚Gott‘ bzw. ‚Transzendenz‘, wohingegen eine nichtreligiöse Haltung, das heißt eine persönliche Nicht-Auseinandersetzung mit der Existenz von ‚Gott‘ bzw. ‚Transzendenz‘ in dem hier zu behandelnden Zusammenhang nicht als Atheismus verstanden wird.⁷

Die unterschiedlichen Ausprägungen des Atheismus lassen sich wiederum in verschiedene Unterkategorien aufteilen, wie dies Olli-Pekka Vainio und Aku Visala beispielhaft vollzogen haben. Neben dem philosophischen (Philosophical or Analytic), dem humanistischen sowie dem tragischen Atheismus (‚Tragic Atheism‘) sehen sie den wissenschaftlichen Atheismus als eine spezifische Ausprägung von atheistischen Anschauungen. Vertreter der letztgenannten theoretisierenden Klassifikation von Atheismus zeichnen

⁵ Sonnemans (1987), S. 206.

⁶ Martin (2007), S. 1.

⁷ So glauben beispielsweise 16% der westdeutschen Bevölkerung nicht an die Existenz Gottes, aber nur 5% bezeichnen sich selbst als Atheisten. Vgl. Kehrner (2014), S. 4. Hierzu ist der Umstand zu zählen, dass beispielsweise Jugendliche in Leipzig auf die Frage, ob sie christlich oder atheistisch seien, beide Bezeichnungen für sich selbst ablehnten und sich als „halt ‚normal‘“ beschrieben. Vgl. Kühn (2001), S. 53. Ähnliche Beispiele nennt Tiefensee (2011), S. 83-85. Entsprechend sollte die Selbstwahrnehmung eines Menschen Beachtung finden und ‚Nicht-Glaube‘ keineswegs automatisch mit Atheismus gleichgesetzt werden. Vgl. hierzu Lois Lee, die Atheismus lediglich als einen Teilaspekt der non-religion studies versteht und dafür plädiert, den Terminus entsprechend eng zu fassen. Lee (2012), S. 134f. So auch Johannes Quack, der „Gleichgültigkeit gegenüber Religion auf der einen und militante[n], ‚missionierende[n]‘ Atheismus auf der anderen Seite“ als „grundsätzlich verschiedene Arten der Nichtreligiösität“ versteht. Quack (2013), S. 87.

sich dadurch aus, dass diese „typically believe that the existence of God is ultimately a scientific issue: if the God-hypothesis is not scientific, it is nonsense.“ Zudem wird dort Religion als ein Phänomen wahrgenommen, welches „is regarded to be detrimental to our society, or even evil.“⁸

Die im Folgenden zur Sprache kommenden Religionsforscher, die in der ehemaligen DDR wirkten, bezeichneten ihren eigenen Forschungsansatz selbst als „wissenschaftlichen Atheismus“.⁹ Nach dem Modell von Vainio und Visala müsste diese, auf der Lehre des Marxismus-Leninismus basierende Form des Atheismus, in die Klassifizierung ‚philosophischer‘ Atheismus eingeordnet werden: „(...) philosophical atheists are often willing to consider religious belief rational at least in some circumstances, scientific atheists consider religious belief „tout court“ to be irrational and harmful.“¹⁰

Denn beim Blick in die Vergangenheit erkannten die DDR-Religionssoziologen (so die Selbstbezeichnung der marxistischen Atheismus-Forschung in der DDR) durchaus rationale Beweggründe an, die zur Annahme und vor allem zum nicht infrage stellen von religiösen Weltbildern führten.¹¹ Dennoch ist die DDR-Religionssoziologie unter Olof Klohr als Teil des wissenschaftlichen Atheismus zu verstehen, da die gesamte dahinterstehende Ideologie – wie noch gezeigt werden wird – auf einer Wissenschaftsgläubigkeit basierte, die als direkter Gegensatz zu Religion auftrat.¹²

Bescheinigte man seitens der DDR-Religionssoziologie den Menschen der vorsozialistischen Gesellschaft rationale Beweggründe für deren religiösen Glauben, so verstand man Religion in der Gegenwart, sprich vor allem in den 1960er Jahren, völlig anders: Religion galt nur noch als ein Überbleibsel längst im Untergang begriffener Traditionen aus der Zeit des Kapitalismus, welches speziell unter der weniger gebildeten Landbevölkerung noch immer verbreitet sei. Unter den ‚fortschrittlichen‘ Arbeitern in den Städten sei Religion bzw. religiöse Bindung längst überkommen, so dass die DDR-Wissenschaftler Religion in der Gegenwart als etwas Vergangenes und Irrationales, vor allem aber als etwas genuin Schädliches wahrnahmen. Entsprechend soll im Rahmen dieser Abhandlung der Begriff des Atheismus als eine Gott verneinende, auf wissenschaftlicher Beweiskraft fußende Weltanschauung verstanden werden, die religiöse Überzeugungen der Gegenwart als irrational und gefährlich für die Gesellschaft wahrnahm. Dabei bleibt zu beachten, dass sich in der Eigenwahrnehmung der ‚marxistische Atheismus‘ vom ‚bürgerlichen Atheismus‘ des 19. und frühen 20. Jahrhunderts bewusst abhob, denn erst mit dem Marxismus sei eine „qualitativ höhere Form des A[theismus]“ erschaffen worden,

⁸ Vainio/Visala (2015), S. 491. Als der bekannteste Vertreter jener Richtung des Atheismus ist der englische Anthropologe Richard Dawkins anzusehen.

⁹ So die Bezeichnung des 1964 eingerichteten Lehrstuhls an der Universität Jena. Vgl. hierzu auch die autobiographischen Rückblicke bei Klohr (1993) und Lutter (2001). Bei beiden Autoren handelt es sich um die Hauptprotagonisten der DDR-Atheismus-Forschung, wodurch die teilweise stark ideologisierten Artikel als eine Art nachträglicher Legitimierungsversuch der eigenen Forschungen erscheinen.

¹⁰ Vainio/Visala (2015), S. 492.

¹¹ Klohr (1967a), S. 4f.

¹² Vainio und Visala verstehen – ohne Angabe von Gründen – den marxistischen Atheismus nicht als Bestandteil des wissenschaftlichen Atheismus und lassen ihn in ihrer Unterteilung unerklärlicherweise unbeachtet. Vgl. dazu Vainio/Visala, S. 500.

wohingegen der ‚bürgerliche Atheismus‘ „die gesellschaftlichen Grundlagen und Wurzeln der Religion nicht erfaßte.“¹³

Es lässt sich festhalten, dass es sich beim ‚marxistischen Atheismus‘ um ein Phänomen sui generis innerhalb einer langen und heterogenen Entwicklung von religionsverneinenden Ansichten handelte, woraus sich die zwangsläufige Frage ergibt, wie sich die DDR-Wissenschaftler konkret eine Zukunft ohne Religion vorstellten. Denn dass Religion im Sozialismus verschwinden würde, war aus Perspektive der DDR-Religionssoziologie ein unumstößliches Faktum, weil die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse der vermeintlich klassenlosen Gesellschaft jenen Zustand erschaffen würden, in dem „die Menschen der Religion nicht mehr [bedürfen], um Halt im Leben zu finden, (...)“.¹⁴ So galt es, vor dem Hintergrund der theoretischen Grundlage des historischen Materialismus von Marx und Engels, nunmehr empirisch die Entwicklung von Religion und Atheismus im ‚real existierenden Sozialismus‘ zu erforschen und daraus gleichzeitig Aussagen über zukünftige Entwicklungen abzuleiten.¹⁵ Mit dem permanenten (und teils penetranten) Verweis auf die theoretischen Grundlagen von Marx, Engels und Lenin lässt sich bereits eine Dogmatisierung innerhalb der marxistischen Religionssoziologie der DDR erkennen, wie sie ebenso in der Atheismus-Forschung der Sowjetunion erkennbar wurde: Diese Grundlagenschriften besaßen einen Unfehlbarkeitscharakter und avancierten hierdurch unhinterfragt zum letztendlichen Wahrheitsbeweis.¹⁶

2. Zur Institutionalisierung der Atheismus-Forschung in der DDR – ein historischer Kurzabriss

In den ersten Jahren der DDR gab es zunächst noch keine wissenschaftliche Auseinandersetzung über die Rolle des Atheismus im nunmehr aufzubauenden sozialistischen Staat. Vielmehr überrollte vor dem Hintergrund der Staat-Kirche-Auseinandersetzung der frühen 1950er Jahre eine antikirchliche Propagandawelle die DDR-Gesellschaft, wobei es sich hier meist um inhaltlich plumpe Pamphlete handelte, die allein auf eine Negativzeichnung der Kirche(n) abzielten.¹⁷ In der zweiten Hälfte der 1950er Jahre gründeten sich dann erste Forschungsgruppen an DDR-Universitäten, die sich zunächst noch auf theoretischer Ebene mit Religion in der Gesellschaft des ‚sozialistischen Deutschlands‘ auseinanderzusetzen begannen.¹⁸ Ende 1964 wurde innerhalb der Philosophischen Fakultät der Universität Jena schließlich der Lehrstuhl für ‚wissenschaftlichen Atheismus‘ unter Leitung von Olof Klohr eingerichtet, an welchem man sich unter anderem mit der „weltanschaulich-atheistischen Erziehung der Jugend“ sowie der „modernen Naturwissenschaft und Atheismus“ auseinandersetzte.¹⁹

Indes sollte bereits 1969 jenes Kapitel der in der Öffentlichkeit wahrnehmbaren Atheismus-Forschung zu Ende gehen, da staatlicherseits der Lehrstuhl aufgelöst und zwei

¹³ Buhr/Kosing (1979), S. 38.

¹⁴ Klohr (1967a), S. 5.

¹⁵ Vgl. Klohr (1966a), S. 13-15.

¹⁶ Stölting (2006), S. 171f.; vgl. hierzu exemplarisch Klohr (1966b).

¹⁷ Wirth (2002), S. 109-111.

¹⁸ Lutter (2001), S. 73-75; Klohr (1993), S. 283.

¹⁹ Lutter (2001), S. 75; vgl. zu dem Lehrstuhl auch Pawelzik (2008).

neue Forschungsgruppen in der Peripherie an der Ostseeküste eingerichtet wurden. Der Grund für die Auflösung des Lehrstuhls in Jena war dem Dissens der Methodenausrichtung zwischen den Forschern auf der einen, und staatlichen Stellen auf der anderen Seite geschuldet. Während die Jenaer Atheismus-Forscher mithilfe anonymer Umfragen jenes Postulat des Absterbens von Religion im Sozialismus empirisch nachweisen wollten, waren staatliche Stellen an derartigen Forschungen nicht interessiert. In einer 1966 ausgearbeiteten Konzeption des Lehrstuhls zu zukünftigen Forschungsvorhaben standen soziologische Untersuchungen zu Gesetzmäßigkeiten und Entwicklungstendenzen im Zusammenhang mit der Herausbildung der marxistisch-leninistischen Weltanschauung innerhalb der DDR-Bevölkerung im Mittelpunkt der zukünftig geplanten Atheismus-Forschungen. So wollte man beispielsweise empirische Daten zur Korrelation von weltanschaulicher bzw. religiöser Position und dem politischen Bewusstsein erheben.²⁰ Die Abteilung Wissenschaften im Zentralkomitee der SED lehnte solche Pläne indes vollkommen ab. Man verlangte von den Jenaer Wissenschaftlern, die Hinwendung zu einer marxistischen Religionssoziologie aufzugeben und stattdessen sich ausschließlich auf theoretische Überlegungen zum Atheismus als ein Wesenszug der marxistischen Philosophie zu konzentrieren.²¹

Hinzu kam der Umstand, dass die Mitarbeiter des Jenaer Lehrstuhls im Frühjahr 1966 Umfragebögen unter Leipziger Schülern verteilt haben, ohne vorab die zuständigen staatlichen Zentralinstanzen über das Vorhaben zu informieren. Die Abteilung Wissenschaften des Zentralkomitees der SED ließ noch vor Umfragebeginn alle Bögen einsammeln und vernichten und beäugte fortan argwöhnisch die Arbeiten in Jena.²² Dieser Vorfall hat mit dazu beigetragen, dass man staatlicherseits den Forschern in Jena alle größeren empirischen Erhebungen verbot, 1969 den Lehrstuhl auflöste und stattdessen zwei Forschungseinrichtungen an der Ostseeküste – fernab der wissenschaftlichen Gravitationszentren – einrichtete. Hier konnten Klohr und seine Mitstreiter zwar weiterhin ihren Forschungen nachgehen, doch die Ausarbeitungen erschienen lediglich in streng limitierter Auflage und waren „nur für den Dienstgebrauch“ bestimmt²³, weshalb eine Wahrnehmung außerhalb des eigentlichen Mitarbeiterkreises so gut wie nicht mehr stattfand.²⁴ Aus der historischen Rückblende betrachtet, scheiterte die DDR-Atheismus-Forschung bereits wenige Jahre nach ihrer institutionellen Einrichtung aufgrund staatlicher Eingriffe²⁵ und fristete bis zum Untergang des sozialistischen deutschen Staates ein Schattendasein fernab öffentlicher Wahrnehmung.²⁶

²⁰ Bundesarchiv, DR 3/2960 (1. Schicht) [unfoliert].

²¹ Ebd.

²² Ebd.

²³ Wirth (2002), S. 106.

²⁴ Vgl. allgemein zur ‚ungeliebten‘ Atheismus-Forschung in der DDR Lauermaun (2006). Darin auch eine umfangreiche Liste jener von den DDR-Atheismus-Forschern veröffentlichten Arbeiten.

²⁵ Vgl. dazu auch Groschopp (2010).

²⁶ Aus diesem Grund werden bei der folgenden Darstellung jener Zukunftsvisionen von einer sozialistischen Gesellschaft ohne Religion nur diejenigen Schriften zur Betrachtung herangezogen, die bis zum Ende des Jenaer Lehrstuhls erschienen sind und entsprechend öffentlich wahrgenommen werden konnten.

3. Der Sieg der Naturwissenschaften über die Religion

Schon 1958 veröffentlichte Olof Klohr das Buch „Naturwissenschaft, Religion und Kirche“, welches in einer Auflage von 20.000 Exemplaren erschien. Die Intention dieses Werkes formulierte Klohr bereits im Vorwort, denn es sollte dazu beitragen,

„die Unhaltbarkeit der religiösen Auffassungen über die Wissenschaft und die Natur darzulegen. Sie [die Arbeit] soll nachweisen, daß für jeden, der der sozialistischen Gesellschaft aufgeschlossen gegenübersteht, der nicht an überholten, unwissenschaftlichen Vorstellungen festhalten will, nur der dialektische Materialismus die weltanschauliche Grundlage sein kann.“²⁷

Auf den nachfolgenden knapp 130 Seiten dekonstruierte Klohr die biblische Schöpfungsgeschichte in Gegenüberstellung zu Darwins Evolutionstheorie sowie weitere christliche Lehraussagen in Kontrastierung zu naturwissenschaftlichen Erkenntnissen mit dem Ziel, die Kirchen – als institutionalisierte Form von Religion – als wissenschaftsfeindlich und deren Lehren als logisch unhaltbar darzustellen.²⁸ Einer derartigen ‚Kampfansage‘ an das Christentum musste man zwangsläufig auch ein Alternativkonzept zur christlichen Jenseitsvorstellung an die Seite stellen, denn man verstand die christliche Vorstellung eines paradiesischen Lebens nach dem Tod als eine Ablenkung vom, sowie als Durchhalteparole für das diesseitige Leben in Not und Unfreiheit.²⁹ So postulierte Klohr, dass mit der Etablierung des Sozialismus alle Menschen frei seien und nicht mehr Untertan herrschender Klassen, wodurch eine Vertröstung auf das Jenseits keine Notwendigkeit mehr besitze:

„Wir sehen daher den Sinn des irdischen Lebens nicht in der Vorbereitung und Hoffnung auf die ewige Seligkeit; wir wollen, daß *alle* Menschen *aller* Völker und Nationen hier auf Erden in der sozialistischen Gesellschaft glücklich leben und schaffen können. Somit ergibt sich aus der wissenschaftlich begründeten Auffassung, daß mit dem Tode des Menschen das Leben zu Ende ist, eine völlig andere Lebensauffassung als die der christlichen Religion.“³⁰

Entsprechend galt Wissenschaft, allen voran die Naturwissenschaft, als direkter Gegenpol zu Religion, weshalb

„der Kampf gegen die bürgerliche Ideologie und vor allem auch gegen die religiöse Weltanschauung geführt werden [müsse]. Es gibt keine ideologische Koexistenz zwischen Wissenschaft und Religion, zwischen dialektischem Materialismus und christlicher Weltanschauung.“³¹

²⁷ Klohr (1958), S. 7.

²⁸ Die DDR-Religionssoziologen bezogen sich in ihrer Auseinandersetzung mit Religion fast ausschließlich auf das Christentum katholischer und protestantischer Prägung.

²⁹ Klohr (1958), S. 83f.

³⁰ Klohr (1958), S. 91. Hervorhebung im Original.

³¹ Klohr (1958), S. 136.

Und desto „konsequenter“ die Auseinandersetzung mit der christlichen Religion – als eine historische Notwendigkeit angesehen – erfolge, desto schneller und erfolgreicher gelinge der Aufbau des Sozialismus.³²

An diesem Punkt tritt der dogmatische Charakter jener Religionssoziologie deutlich hervor: Religiöse Vorstellungen seien von der Naturwissenschaft widerlegt worden und die vermeintlich neuen gesellschaftlichen Verhältnisse im Sozialismus würden ein Umfeld schaffen, in welchem Religion als ‚Tröst‘ und ‚Hoffnung‘ infolge eines notleidenden Lebens im Diesseits keine Notwendigkeit mehr besitze. Der Religion stellte man entsprechend eine „explizit konkurrierende, szientistische Ideologie“ gegenüber,³³ die Thomas Schmidt-Lux zutreffend als eine „totalitäre Weltanschauung“ definiert, „die unter Berufung auf wissenschaftliche Prinzipien und in expliziter Konkurrenz zu (im europäischen Fall) christlicher Religion den exklusiven Anspruch auf Handlungsanleitung, Weltdeutung und Sinngebung erhebt.“³⁴

Seitens der Vertreter des wissenschaftlichen Atheismus in der DDR galt demzufolge, dass durch die neuen sozialistischen Produktionsprozesse sowie der Überwindung von Klassegegensätzen und der damit einhergehenden ‚Glückseligwerdung‘ aller Menschen im Diesseits Religion zwangsläufig aussterben müsse. Dieser passive Prozess sollte aber aktiv unterstützt werden durch eine atheistische Erziehung und Bildung, speziell unter Jugendlichen. Zur massenhaften Verbreitung der marxistischen Weltanschauung innerhalb der DDR-Gesellschaft bedurfte es demzufolge nicht nur eines Kampfes gegen die „Ideologie des Imperialismus“, sondern ebenfalls gegen den „weltanschaulichen Idealismus“ in Form der Religion.³⁵

Dem marxistischen Dogma des zwangsläufigen Untergangs von Religion im Sozialismus stellten die Religionssoziologen zusätzlich das Konzept der aktiven Bekämpfung in Form von Erziehungsarbeit zur Seite, um nicht nur eine religionsfreie Gesellschaft zu erschaffen, sondern zusätzlich religiöse Vorstellungen zugunsten eines „weltanschaulich-atheistischen Denkens“ abzulösen. Der Atheismus gehörte dadurch aus Perspektive der Religionssoziologen zum integralen Bestandteil der sozialistischen Ideologie mit dem Ziel,

„die in der Religion liegenden weltanschaulichen Hemmnisse für die Ausbreitung der marxistischen Weltanschauung und des wissenschaftlichen Denkens unter der Jugend zu überwinden, und die auf die Zukunft des Sozialismus gerichtete Zielstrebigkeit und schöpferische Aktivität der Werktätigen zur vollen Entfaltung zu bringen.“³⁶

Jenen „Hemmnissen“ galt es nicht nur im Bereich der Erziehung zu begegnen, sondern im gesamten Leben der DDR-Gesellschaft. So sollten neue sozialistische Feiern die traditionell religiös geprägten Feierlichkeiten wie Hochzeit, Taufe und Konfirmation ablösen, um hierüber einen vollständig neuen Lebensstil zu erschaffen, der gänzlich losgelöst von

³² Klohr (1958), S. 138.

³³ Schmidt-Lux (2008), S. 124.

³⁴ Schmidt-Lux (2008), S. 125.

³⁵ Klohr (1968), S. 37.

³⁶ Klohr (1968), S. 37.

religiösen Traditionen zu sein hatte.³⁷ Zur Umsetzung des sozialistischen Gesellschaftsmodells mit dem marxistischen Atheismus als integralen Bestandteil wollte man religiöse Traditionen entsprechend durch neu zu erschaffene Ersatzfeierlichkeiten ersetzen und für die schnelle Durchsetzung des Säkularisierungsprozesses galt es darüber hinaus, derartige Ersatzfeiern quantitativ und qualitativ auszuweiten.³⁸

Man stellte sich vor – und aufgrund der unhinterfragten Dogmatisierung der marxistischen Theorie galt dies als zwangsläufige Gesetzmäßigkeit – eine Gesellschaft frei von jeglicher religiöser Bezugnahme zu erschaffen. So sollte dem individuellen Rückgriff auf religiöse Motive in Krisensituationen, beispielsweise bei Krankheit oder Tod, ein neues Erklärungsmodell durch die Verbreitung der ‚wissenschaftlichen Weltanschauung‘ gegenübergestellt werden.³⁹ Denn das Ohnmachtsgefühl als ein Zustand, Ereignisse und Entwicklungen im persönlichen und gesellschaftlichen Leben nicht verstehen und beeinflussen zu können, galt den Religionssoziologen als eine der Hauptursachen religiöser Überzeugungen.⁴⁰

Darüber hinaus gab es mit dem Aufbau des Sozialismus in der DDR vermeintlich keine Unterdrückung in Form gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Herrschaftsordnungen mehr. Deshalb habe der Mensch im Sozialismus aufgrund der gesellschaftlichen Grundvoraussetzungen kein Bedürfnis mehr nach Religion, da er nicht mehr unterdrückt sei. Demzufolge benötige er keinen Trost bzw. kein religiöses Erklärungsmodell mehr, wie dies, so die Deutung, noch im ‚kapitalistischen Gesellschaftssystem‘ aufgrund von Unterdrückung und Ausbeutung der Fall sei. Religion unterlag hier einer bloßen funktionalistischen Deutung als gesellschaftlich geschaffenes Produkt zur tröstenden Sinnstiftung für ein positives Leben im Jenseits, um von diesseitigen Fehlentwicklungen abzulenken. Da es aber im Sozialismus auf gesellschaftlicher Ebene keine Fehlentwicklungen mehr gäbe, verliere die Religion vollständig ihre Funktion und müsse zwangsläufig absterben, wodurch die Zukunft im Sozialismus gänzlich ohne Religion stattfinden würde.

Auf individueller Ebene galt es wiederum, durch wissenschaftliche Aufklärung und Erziehung rationale Erklärungen für persönliche Rückschläge zu liefern. Wenn der einzelne Mensch sich alles rational aus (natur-)wissenschaftlichen Erkenntnissen herleiten könne, so die Annahme, verliere auch auf dieser Ebene die Religion ihre Funktion. Deshalb galt es, die breite Masse der Bevölkerung kurzfristig mit den neuesten Erkenntnissen der Wissenschaft vertraut zu machen, um hierdurch dem Säkularisierungsprozess Vorschub leisten zu können.⁴¹ Man überhöhte dabei die Wissenschaft zu einer szientistischen Weltanschauung, die „Sinnstiftung, Weltdeutung und Handlungsanleitung“ sein wollte und die sich über den alleinigen Rekurs auf die Wissenschaften definierte.⁴² Alternative Deu-

³⁷ Lutter (1966), S. 38.

³⁸ Lutter (1966), S. 38.

³⁹ Rothenberger (1964), S. 236.

⁴⁰ Klohr (1967), S. 30.

⁴¹ Säkularisierung meinte aus Sicht der Religionssoziologen in der DDR den gesellschaftlichen Prozess des Absterbens von Religion, welcher aktiv durch das zur Verfügung stehende Alternativkonzept des marxistischen Atheismus – als integraler Bestandteil der marxistischen Weltanschauung – vorangetrieben werden sollte. Vgl. dazu Lutter (1966), S. 35.

⁴² Schmidt-Lux (2008), S. 82.

tungsangebote oder eine parallele Inanspruchnahme von marxistischer Weltanschauung und Religion durfte es infolge des totalitären Charakters jener Ideologie nicht geben. Derartige Alternativen, beispielsweise in Form von Kirchenzugehörigkeit, die aus Sicht der DDR-Religionssoziologie ohnehin nur noch Relikte aus vorsozialistischer Zeit seien, würden durch die demographischen Veränderungen in kurzfristiger Zukunft absterben.

4. Fazit

Wie anhand der hier skizzierten Zukunftsdeutung innerhalb der DDR-Religionssoziologie deutlich erkennbar wird, handelte es sich beim ‚marxistischen Atheismus‘ in der DDR um eine Ideologie, die versuchte, mithilfe einer dogmatisierten Lesart der marxistischen Lehre sowie eines exklusivistischen Wissenschaftsverständnisses eine kommende Gesellschaft ohne Religion zu zeichnen. Man verstand dabei aber die zunehmende Entkirchlichung der DDR-Bevölkerung nicht als eine bloße Abwendung von Religion, sondern glaubte, dass sich die Bevölkerung nunmehr einer gänzlich atheistischen Weltanschauung zuwenden würde. Es handelte sich im Selbstverständnis also nicht um eine Oktroyierung⁴³ der atheistischen Weltanschauung, sondern um eine Naturgesetzmäßigkeit, die man aus der Lehre des Marxismus-Leninismus ableitete. In den verschiedenen sozialistischen Ländern würde es deshalb für längere Zeit ein Nebeneinander von Marxismus und Christentum aufgrund noch verwurzelter menschlicher Bedürfnisse nach Religion und Kirche geben. Aber wegen der sich durch die Umsetzung des Sozialismus verändernden gesellschaftlichen Bedingungen müssten diese Bedürfnisse zwangsläufig wegfallen und mit ihnen die Religion.⁴⁴ Entsprechend deutete das Autorenkollektiv um Olof Klohr, dem Hauptprotagonisten der DDR-Religionssoziologie, die gesamte zukünftige Entwicklung im bald etablierten Kommunismus als eine Hinwendung zu einer gänzlich neuen Weltanschauung. Die nunmehr bereitgestellten Bildungsmöglichkeiten für die Volksmassen ermöglichen allen Menschen „ein tiefes Eindringen in Entwicklungsgesetze und die wissenschaftliche Weltanschauung. Im zunehmenden Maße wird der Marxismus-Leninismus geistiges Gut aller Menschen werden.“⁴⁵

Aus dieser Gesetzmäßigkeit, die keiner Beweisführung bedurfte, leitete man seitens der Religionssoziologen gleichfalls ab, dass sich der Mensch im Sozialismus vor dem Hintergrund der marxistisch-leninistischen Weltanschauung dem wissenschaftlichen Atheismus zuwenden werde. Dieser Atheismus fungierte dabei als direktes Gegenmodell zu Religion und sollte gewissermaßen die Religion ersetzen und neue Deutungsangebote zur Verfügung stellen, die sich indes allein auf das Diesseits ausrichteten.⁴⁶

⁴³ Nach Max Weber verstanden als „jede nicht durch persönliche freie Vereinbarung aller Beteiligten zustandegekommene Ordnung.“ Weber (1984), S. 84.

⁴⁴ Klohr (1964), S. 32.

⁴⁵ Klohr/Oetzel (1964), S. 406.

⁴⁶ Auf die Debatte, ob es sich beim Marxismus bzw. beim konkreten Beispiel des marxistischen Atheismus um eine ‚Ersatzreligion‘ bzw. ‚politische Religion‘ handelt, soll an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Zur Debatte der ‚politischen Religion‘ vgl. beispielhaft Roberts (2009).

Quellen

Bundesarchiv Berlin (BArch Berlin)

Bestand DR 3/2960, (1. Schicht) [unfoliert]

Literatur

1. Berger (2015): Peter L. Berger, *Altäre der Moderne. Religion in pluralistischen Gesellschaften*, Frankfurt a.M. 2015.
2. Bruce (2002): Steve Bruce, *God is Dead. Secularization in the West*, Oxford 2002.
3. Buhr/Kosing (1979): Manfred Buhr, Alfred Kosing. *Kleines Wörterbuch der marxistisch-leninistischen Philosophie*, 4. überarbeitete und erweiterte Aufl., Berlin 1979.
4. Groschopp (2007): Horst Groschopp, *Atheismus und Realsozialismus in der DDR*, in: *Humanistische Akademie* (Hrsg.), *Säkulare Geschichtspolitik*, Berlin 2007 (= Hefte für Kultur und Weltanschauung, 20), S. 62-83.
5. Groschopp (2010): Horst Groschopp, *Worum geht es in der Debatte über den „ostdeutschen Volksatheismus“?* *Kulturation*, Online Journal für Kultur, Wissenschaft und Politik 8 (2010), http://www.kulturation.de/ki_1_thema.php?id=127 (gesehen: 27.10.2017).
6. Kehrer (2015): Günther Kehrer, *Atheismus, Religion und Wissenschaft – Ein Problemfeld zu klärender Verhältnisse*, in: Frank Benseler, Bettina Blanck, Reinhard Keil, Werner Loh (Hrsg.), *Erwägen Wissen Ethik. Forum für Erwägungskultur – Forum for Deliberative Culture*, Stuttgart 2015, S. 3-12.
7. Klohr (1958): Olof Klohr, *Naturwissenschaft, Religion und Kirche*, Berlin 1958.
8. Klohr (1964): Olof Klohr, *Ursachen des Säkularisierungsprozesses im Sozialismus, Religionssoziologie, Internationale Forschungsberichte 2* (1964), S. 20-34.
9. Klohr (1966a): Olof Klohr, *Theoretische Grundsätze und Aufgaben der Soziologie der Religion*, in: Olof Klohr (Hrsg.), *Religion und Atheismus heute. Ergebnisse und Aufgaben marxistischer Religionssoziologie*, Berlin 1966, S. 13-32.
10. Klohr (1966b): Olof Klohr, *Zwischen Wissenschaft und Spekulation*, in: Olof Klohr, Herbert Trebs (Hrsg.), *Der Mensch im Kosmos. Beiträge zur Deutung von Teilhard de Chardin*, Berlin 1966, S. 3-21.
11. Klohr (1967): Olof Klohr, *Marxistischer Atheismus – Sozialismus und Säkularisierungsprozeß, Religionssoziologie, Internationale Forschungsberichte 4* (1967), S. 4-58.
12. Klohr (1968): Olof Klohr, *Jugend – Atheismus – Religion, Religionssoziologie, Internationale Forschungsberichte 5* (1968), S. 36-55.
13. Klohr (1993): Olof Klohr, *Atheismus und Religion in der DDR*, in: Günther Heydemann, Lothar Kettenacker (Hrsg.), *Kirchen in der Diktatur. Drittes Reich und SED-Staat*, Göttingen 1993, S. 282-293.
14. Klohr/Oetzel (1964): Olof Klohr, Ewald Oetzel, *Sechs Jahrzehnte Weltgeschehen. Geschichtliche Ereignisse, Erfahrungen, Erkenntnisse*, [von einem Kollektiv des Inst. für Marxismus-Leninismus der Univ. Rostock unter Leitung von Olof Klohr. Lektor: Ewald Oetzel], Leipzig/Jena/Berlin 1964.
15. Klügl (1966a): Johann Klügl, *Theoretische Grundlagen und Ergebnisse der bürgerlichen Religionssoziologie*, in: Olof Klohr (Hrsg.), *Religion und Atheismus heute. Ergebnisse und Aufgaben marxistischer Religionssoziologie*, Berlin 1966, S. 51-78.

16. Klügl (1966b): Johann Klügl, Zur Kritik der strukturell-funktionalistischen Religionssoziologie, *Religionssoziologie, Internationale Forschungsberichte* 2 (1966), S. 42-57.
17. Kühn (2001): Ulrich Kühn, Zur säkularen Welt Ostdeutschlands, in: Karl Baier, Sigrid Mühlberger, Hans Schelkshorn, Augustinus Karl Wucherer-Hufenfeld (Hrsg.), *Atheismus heute? Ein Weltphänomen im Wandel*, Leipzig 2001, S. 53-62.
18. Lauer mann (2006): Manfred Lauer mann, Der Atheismus – das ungeliebte Stiefkind der DDR-Philosophie, in: Richard Faber, Susanne Lanwerd (Hrsg.), *Atheismus. Ideologie, Philosophie oder Mentalität?*, Würzburg 2006, S. 121-147.
19. Lee (2012): Lois Lee, Research Note. Talking about a Revolution: Terminology for the New Field of Non-religion Studies, *Journal of Contemporary Religion* 27 (2012), S. 129-139.
20. Lutter (1966): Hans Lutter, Die Säkularisierung in der sozialistischen Großstadt, *Religionssoziologie, Internationale Forschungsberichte* 2 (1966), S. 35-41.
21. Lutter (2001): Hans Lutter, Zur Geschichte des Atheismus in der DDR, *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung* 43 (2001), S. 72-83.
22. Martin (2007): Michael Martin, General Introduction, in: Michael Martin (Hrsg.), *The Cambridge Companion to Atheism*, Cambridge 2007, S. 1-7.
23. Pawelzik (2008): Ralf Pawelzik, Der Lehrstuhl für Wissenschaftlichen Atheismus an der Universität Jena und die Internationalen Kolloquien über Soziologie der Religion in den sozialistischen Ländern, in: Gesellschaft zur Förderung vergleichender Staat-Kirche-Forschung (Hrsg.), *Staat-Kirche-Beziehungen in der DDR und anderen ehemals realsozialistischen Ländern 1945 bis 1989*, 2. Aufl., Berlin 2008, S. 81-86.
24. Roberts (2009): David D. Roberts, ‚Political Religion‘ and the Totalitarian Departures of Interwar Europe: On the Uses and Disadvantages of an Analytical Category, *Contemporary European History* 18 (2009), S. 381-414.
25. Rothenberger (1964): Erwin Rothenberger, Krankheitsbegriff und Krankenheilung in christlichen Sekten, in: Olof Klohr (Hrsg.), *Moderne Naturwissenschaft und Atheismus*, Berlin 1964, S. 225-236.
26. Quack (2013): Johannes Quack, Was ist „Nichtreligion“? Feldtheoretische Überlegungen zu einem relationalen Verständnis eines eigenständigen Forschungsgebietes, in: Peter Antes, Steffen Führding (Hrsg.), *Säkularität in religionswissenschaftlicher Perspektive*, Göttingen 2013, S. 87-107.
27. Schmidt-Lux (2008): Thomas Schmidt-Lux, Wissenschaft als Religion, Szientismus im ostdeutschen Säkularisierungsprozess, Würzburg 2008.
28. Sonnemans (1987): Heino Sonnemans, Interpretation der Zukunft zwischen Atheismus und Christentum, *Renovatio. Zeitschrift für das interdisziplinäre Gespräch* 43 (1987), S. 202-222.
29. Stölting (2006): Erhard Stölting, Gläubiger Atheismus. Ein Stabilisierungsversuch sowjetischer Herrschaft, in: Richard Faber, Susanne Lanwerd (Hrsg.), *Atheismus. Ideologie, Philosophie oder Mentalität?*, Würzburg 2006, S. 161-182.
30. Tiefensee (2011): Eberhard Tiefensee, Religiöse Indifferenz als interdisziplinäre Herausforderung, in: Gert Pickel, Kornelia Sammet (Hrsg.), *Religion und Religiosität im vereinigten Deutschland. Zwanzig Jahre nach dem Umbruch*, Wiesbaden 2011, S. 79-101.
31. Vainio/Visala (2015): Olli-Pekka Vainio, Aku Visala, Varieties of Unbelief: A Taxonomy of Atheistic Positions, *Neue Zeitschrift für Systematische Theologie und Religionsphilosophie* 57 (2015), S. 483-500.

32. Weber (1984): Max Weber, Soziologische Grundbegriffe, 6. erneuerte durchgesehene Aufl., Tübingen 1984.
33. Wirth (2002): Günter Wirth, Zu dem Aufsatz von Hans Lutter „Zur Geschichte des Atheismus in der DDR“, Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung 44 (2002), S. 106-118.
34. Wohlrab-Sahr/Burchardt (2011): Monika Wohlrab-Sahr, Marian Burchardt, Vielfältige Säkularitäten. Vorschlag zu einer vergleichenden Analyse religiös-säkularer Grenzbeziehungen, Denkströme, Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften 7 (2011), S. 53-71.

Der Zukunft immer einen Schritt voraus? Zum futurologischen, technikgeschichtlichen und (zeit-)historischen Quellenwert des Jahrbuchs „Das Neue Universum“ (1880-2002)

Hans Jörg Schmidt

1. Das Neue Universum

Kurz nach der Jahrtausendwende, genauer: 2002, wurde das Erscheinen des Jahrbuchs „Das Neue Universum“ eingestellt. In insgesamt 119 Bänden bot die Publikation seit der ersten Ausgabe im Jahr 1880, nur durch kurzzeitige kriegsbedingte Pausen unterbrochen, ihrer Leserschaft unzählige Beiträge aus dem vielfältigen Themenspektrum „Forschung“, „Wissen“ und „Unterhaltung“. Lediglich im Kriegsjahr 1943 und in der unmittelbaren Nachkriegszeit von 1945 bis 1947 erschienen keine Bände. Seiner im Bereich der „reifen Jugend“¹ avisierten, wohl vorrangig männlichen Zielgruppe präsentierte das Jahrbuch, das jeweils kurz vor Weihnachten erschien, über mehr als einhundert Jahre hinweg größtenteils von Zukunftszuversicht, Machbarkeitsoptimismus, Fortschrittsgeist, Abenteuer- und Entdeckerlust sowie allgemeiner „Curiositas“ getragene populärwissenschaftliche Sachberichte über Natur, Wissenschaft und Technik mit dezidiert futurologischem Charakter. Stets waren die hunderte Seiten umfangreichen, hochwertig gestalteten Bände reich bebildert und mit vielen Zeichnungen, Foto- und Lithografien, Skizzen und Konstruktionsplänen versehen. Unzählige großformatige Abbildungen und sogenannte „Einschalttafeln“, welche u.a. in den jüngeren Auflagen der 1950er bis 1970er Jahre von dem futuristischen Illustrationsgraphiker Klaus Bürgele gestaltet wurden,² ergänzten die auf visuelle Veranschaulichung und Popularisierung angelegten und wissenschaftsjournalistisch aufbereiteten Jahrbücher.

Auch fanden seit dem achten Band im Jahr 1887 fiktionale Texte des Genres Science-Fiction Eingang in die einzelnen Bände. So publizierten z.B. renommierte Autoren wie Hans Dominik³ oder auch Isaac Asimov ihre Erzählungen im „Neuen Universum“. Beide Textgruppen, fiktionale als auch nonfiktionale Beiträge, beschäftigten sich, zumeist ausgehend von gegenwartsaktuell diskutierten oder implementierten wissenschaftlich-technischen Errungenschaften, explorativ mit der Imagination der Zukunft. Somit gereichten sie zu einer Popularisierung wissenschaftlich-technizistischer Zukunftsvorstellungen, wobei die Grenzen der Genres und auch diejenigen zwischen Textualität und Visualität häufig verschwammen. Viele Beiträge – besonders jene der Gründerzeit, der Wirtschaftswunderjahre und auch aus der anschließenden Zeitspanne der Planbarkeits euphorie – ergreifen die Gelegenheit zur Feier der „erfolgreichen Arbeit deutscher Ingenieure“⁴ und des technischnaturwissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts. Die Zukunftsprojektionen fungierten als kommunikative Strategien gesellschaftlicher Identitätsstiftungsprozesse. Verbreitung fanden

¹ So im Untertitel der ersten Ausgaben.

² Vgl. Bülow (2012).

³ Vgl. Päch (1981), S. 175-211.

⁴ Kehl (1954), S. 161.

die Bücher schätzungsweise in 30.000 bis 70.000 Haushalten jährlich, geht man einmal von der nur schätzungsweise und durch vereinzelte Angaben bekannten Auflagenhöhe aus.⁵

Ungefähr einhundert Jahre nach Erscheinen des ersten Bandes setzte Ende der 1970er Jahre eine erste wissenschaftliche Aufarbeitung des „Neuen Universums“ ein. Susanne Päch untersuchte im Rahmen einer Dissertation die futurologischen Tendenzen auf dem Gebiet von Naturwissenschaft und Technik, beschäftigte sich mithin unter dem Aspekt der seinerzeit neu entwickelten „Zeitungswissenschaft“ mit der Zukunftsdarstellung im „Neuen Universum“. ⁶ Der eher philosophisch-philologischen Frage nach den Mythen der Technik nahm sich nahezu zeitgleich Martin Hussong in seiner Dissertation zur Fortschrittsideologie „in einem Jugendjahrbuch von 1880 bis 1980“ ⁷ an.

Seither sind jedoch keine weiteren umfassenderen wissenschaftlichen Arbeiten, die sich auf das Quellenmaterial des „Neuen Universums“ stützen, zu verzeichnen. Dies erstaunt angesichts des über einhundertjährigen, nahezu lückenlosen Erscheinens des „Neuen Universums“, das somit eine bisher noch kaum ausgeschöpfte Quelle der Forschung darstellt. Insbesondere in Hinblick auf die futurologische, aber auch auf die technikgeschichtliche sowie zeit- und allgemeinhistorische Auswertbarkeit des Materials sind noch jede Menge interessante Erkenntnisse von einer systematischen Analyse des Materials zu erwarten. So erscheint es als gerechtfertigt und zugleich vielversprechend, im Rahmen des hiesigen Textes eine neuerliche kulturwissenschaftlich-kontextualisierende Einschätzung des futurologischen, technikgeschichtlichen und (zeit-)historischen Quellenwerts des Jahrbuchs vorzunehmen.⁸

2. Futurologie

Hinsichtlich der Futurologie – hier verstanden im wortwörtlichen Sinne eines (z.T. reflektierten) Sprechens über noch nicht eingetretene, aber auf prognostischen Annäherungen basierenden Zukunftserwartungen – ist das „Neue Universum“ eine aufschlussreiche Quelle, bietet es doch die Möglichkeit, historischen Wandel von technisch-wissenschaftlich induzierten Zukunftsvorstellungen über eine längere Zeitspanne nachzuvollziehen. Die besondere Qualität gründet im Jahrbuchcharakter der Publikation, der die Gelegenheit einräumte, in regelmäßigen Abständen über die eigenzeitliche Gegenwart von Wissenschaft und Technik zu berichten, es aber auch von ihr ausgehend erlaubte, in Schrift- und Bildform geäußerte Vermutungen über (eher technisch-szientizistische induzierte) nähere und (eher utopisch-literarisch gestaltete) fernere Zukünfte anzustellen. In diesen Entwürfen spiegelt sich die jeweilige Eigenzeit, was wiederum erlaubt, die Prognosen als wirklichkeitsvorstrukturierende Kräfte in ihrem jeweiligen historischen Kontext zu untersuchen und mit der realen Entwicklung zu vergleichen.⁹ Für das Anliegen einer historisch rekonstruierenden, sozusagen reflexiven Futurologie vielversprechend ist z.B. eine Verlagsaussage in Band 70 des Jahrgangs 1953, die über den spezifisch orientierenden Charakter und die Zielgruppe des Jahrbuchs informiert: „Das Neue Universum‘ ist der Kompaß für jeden richtigen Jungen, mit

⁵ Vgl. Hussong (1983), S. 12.

⁶ Vgl. Päch (1981).

⁷ Vgl. Hussong (1983).

⁸ Eine Vollausswertung bleibt einem zukünftigen Forschungsprojekt des Autors vorbehalten.

⁹ Vgl. Tzschaschel (1998), S. 227.

dem er in die Gebiete der Naturwissenschaft und Technik eindringt, lockende Abenteuer und fremde Länder ansteuert, Heimat und Ferne durchstreift und utopische Bereiche einer fernen Zukunft erkundet.“¹⁰ Aus der futurologischen Selbstbeschreibung der seinerzeit in der Union Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart erscheinenden Publikation wird der explizit zukunftsgerichtete Charakter der Publikationen deutlich.

Bemerkenswert ist über die z.T. sprachliche und visuelle Erotisierung bzw. Fetischisierung von Naturwissenschaft und Technik im Sinne einer männlich geprägten Faszinationsgeschichte hinausreichend, die etwa auch in der künstlerischen Gestaltung und dem Frauen- bzw. Wissenschaftsbild der frühen Bucheinbände durchscheint, der direkte Verweis auf den utopischen, fernzukünftigen Charakter der Bandinhalte. Geprägt sind diese durch die Idee der Machbarkeit von Zukunft im Sinne einer utopischen Erwartungshoffnung, weniger durch kritische Auseinandersetzung mit Risikohorizonten. Durch die im Zitat belegte Erkundung einer „fernen“ Zukunft tritt außerdem ein interessantes Element der Futurologie des „Neuen Universums“ zutage: die Zweistufigkeit, die der Verknüpfung von technischer Zukunftsvision mit literarischem Utopismus entspringt und dadurch eine zeitlich weiter reichende Prospektivität und somit mehrere Zukunftsschichten generiert. Sie basieren auf einer positiven szientistischen Fortschritts-fortschreibung der realtechnischen Entwicklung im Rahmen von Wissenschaftsfiktionen. In der auf fernere Zeiten angelegten Science-Fiction als Eingewöhnung in zukünftige Erwartungshorizonte einerseits,¹¹ aber auch in der gegenwartspraktischen Begeisterung zu fortschrittsorientiertem Selbsttätigsein im Sinne eines selbstwirksamen Ausbaus des Erfahrungsraums andererseits, ist der Grundtenor der Bände zu finden, der in der Idee einer positiv fortschreitenden Entwicklung von Individuum und Gesellschaft wurzelt.¹²

So sind die ersten Auflagen des „Neuen Universums“ der 1880er bis 1890er Jahre, die ihren Lesern mit den „interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten“¹³ aufwarten, angelegt als „Jahrbuch für Haus und Familie besonders für die reifere Jugend“¹⁴ und verfügen über einen „Anhang zur Selbstbeschäftigung ‚Häusliche Werkstatt‘“¹⁵. Sie verweisen somit auf einen Gestus der Jahrhundertewende, der Wissenschaft und Technik zu einem exponierten Visionsraum für die Konstruktion von Zukunft erhebt.¹⁶ Mithin wird in den Bänden des Jugendjahrbuchs die wissenschaftlich-technische Utopie zur futurologischen Antwort auf Geschichte erhoben.¹⁷ Zunächst wendet sich das „Neue Universum“ qua Bandtitel an ein breiteres Publikum, das den gesamten Haushalt umfasst und dessen Zugehörige ermächtigt, selbst naturforschend und Technik nachvollziehend tätig zu werden. Das Jahrbuch solle, wie der Einleitung zum zweiten Band aus dem Jahr 1881 zu entnehmen ist, „in mancher jugendlichen Brust die schlummernde Gabe, das Talent [wecken,] welches sich vielleicht dereinst zum Segen unseres Volkes Bahn bricht und Geltung verschafft.“¹⁸ Um die

¹⁰ Der Verlag (1953).

¹¹ Vgl. Salewski (1986).

¹² Vgl. Kosselleck (1979).

¹³ Vgl. dazu den Untertitel der Zeitschrift „Das Neue Universum“, hier 1923.

¹⁴ Vgl. ebd.

¹⁵ Vgl. ebd.

¹⁶ Vgl. Salewski (1994).

¹⁷ Vgl. Voßkamp (1990).

¹⁸ „Was das Buch will“ (1881), Vorwort.

Leser für eine Laufbahn in Naturwissenschaft und Technik zu begeistern, liegt der Schwerpunkt der Publikationen zudem auf einer Faszination heischenden Visualisierung der präsentierten Inhalte, so dass das „Neue Universum“ auch „ein reiches Bilderwerk bietet, das man stets gern zur Hand nimmt und an dem Alt und Jung sich erbaut“.¹⁹ Noch in einer Selbstbeschreibung des Jahres 1967 wird in Fortführung dieses für die Technik begeistern wollenden Impulses betont, das „Neue Universum“ berichte „in Wort und Bild über die großen Abenteuer unserer Zeit in Wissenschaft und Technik“ und es werde „das alljährliche Spiegelbild der neuesten Erfindungen und Entdeckungen, der jüngsten Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschung sowie des technischen Fortschritts“²⁰ in den Jahrbüchern dargeboten. Jedoch reflektiert der jüngere Reklametext eine allzu überschwängliche Technik- und Fortschrittseuphorie, die in den früheren Jahren des „Neuen Universums“ vorherrscht, indem er betont, das Jahrbuch würdige „kritisch und ohne sie überzubewerten, die Rolle, die der Technik und den Naturwissenschaften in unserer Zeit zukommt.“²¹ Somit entfaltet sich über die einzelnen Bände der Publikation hinweg ein perzeptorischer Bogen von einer ursprünglichen Technikeuphorie der Moderne zu einer kritischeren Sichtweise einer reflexiv und somit auch technikkritischer werdenden (Post-)Moderne.²²

Die Wandlung der Fortschrittsidee lässt sich sehr gut anhand der jeweiligen Untertitel des „Neuen Universums“ nachvollziehen. In den Gründerzeitbänden des Verlages Wilhelm Spemann lautete das didaktische Anliegen eher allgemein informatorischer Natur und beleuchtete neben den „interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten (...) Reiseschilderungen, Erzählungen, Jagden und Abenteuer.“²³ Dem Aspekt des wissenschaftlich-technischen Fortschritts tragen dann expliziter erst die späteren Auflagen Rechnung, welche im Untertitel formulieren, es handele sich beim „Neuen Universum“ um ein „Jahrbuch des Wissens und Fortschritts“. In den 1970er Jahren, bedingt auch durch einen Verlagswechsel (zum Südwest-Verlag), entwickelte sich der Dreiklang „Forschung, Wissen, Unterhaltung“ zum thematischen Gerüst. Fortan wurden die „Leistungen des Menschen in Forschung, Technik, Kunst und Kultur, die Wunder des Lebens, die Rätsel unserer Erde und die Geheimnisse des Alls, Mikrokosmos und Makrokosmos“²⁴ in den Fokus der Jahrbücher gestellt.

In vielen Bänden des Periodikums werden bereits qua Beitragstitel explizit futurologische Inhalte thematisiert: Mit einer „Reise im Jahr 1970“²⁵ (1909), der „Zukunft der Großstadt“²⁶ (1924) oder der „Weltstadt von morgen“²⁷ (1951) beschäftigen sich beispielsweise besonders einschlägige Zukunftsgeschichten. Oder es wird aus der Perspektive des

¹⁹ Ebd.

²⁰ Klappentext (1967).

²¹ Ebd.

²² Vgl. Beck/Lau (2004).

²³ Vgl. dazu Hussong (1983), S. 42-46.

²⁴ Klappentext (1979).

²⁵ Dominik (1909), S. 1-30.

²⁶ Laßwitz (1924), S. 123-127.

²⁷ Brügle (1951), o.S.

Jahres 1977 über den „Tunnelbau im Jahr 2000“²⁸ spekuliert. Aus dieser direkten zeitlichen Verschränkung von Gegenwart und Zukunft bereits in zahlreichen Titeln lässt sich ein dem „Neuen Universum“ inhärenter Konnex von wissenschaftlich-technischer Fortschrittsidee und Futurologie ableiten. Deziert mit der Zukunft in Form von Science-Fiction beschäftigte sich z.B. auch das Jahrbuch 1907, das einen Beitrag von Hans Dominik über die Zukunft der Nahrung zum Inhalt hat.²⁹ In der mit der Geschichte vorgenommenen erzählerischen Verknüpfung einer individuellen mit einer kollektiven Fortschrittsgeschichte wird die Entwicklung eines Gymnasiasten (der offensichtlich auch die avisierte Leserschaft umschreibt) zum promovierten Naturwissenschaftler beschrieben, der sich mit der Lösung der Welternährungsproblematik beschäftigt. Die Nahrungsproblematik wird im fiktionalen Text über die künstliche Produktion von Stärke gelöst. Im Rahmen der Erzählung wird folgender, für das positive Wissenschaftsbild des „Neuen Universums“ paradigmatische, durchweg fortschrittsoptimistische Satz geäußert: „Die Wissenschaft wird alle speisen, die heute noch an der Tafel des Lebens hungrig bleiben müssen.“ Somit wird in Hans Dominiks futurologischer Erzählung, aber auch in der überwältigenden Mehrzahl der Artikel des „Neuen Universums“ Wissenschaft als generelles Problemlösungsmuster für Gegenwart und Zukunft etabliert. Über den gemischtfiktionalen Charakter des Jahrbuchs wird ein Amalgam von Technik, Wissenschaft und Phantasie hergestellt – und dadurch die Erzählung von einer sozialen Hegemonie von Technik und (Natur-)Wissenschaften transportiert.³⁰

Zur Futurologie des „Neuen Universums“ gehört – neben dem hier bislang vorrangig angesprochenen Aspekt einer durch Wissenschaft und Technik positiv gestalteten näheren oder fernerer Zukunft – auch der Bereich der sprachlich-rhetorischen Gestaltung und der Visualisierung. Zusammengefasst werden könnte dieser Aspekt unter dem Begriff spezifischer Sprech- und Abbildungsweisen: Fast ausnahmslos geht die sprachlich-visuelle gestaltete Futurologie von einer positiven, auf Hochglanz und steten Fortschritt getrimmten Zukunftsimagination aus und feiert die zivilisatorische bzw. kulturgeschichtlich herausragende Rolle von Technik und Wissenschaft.³¹

Gekennzeichnet ist die konkrete sprachlich-argumentative Gestaltung der Texte durch die Verwendung bestimmter, häufig zu beobachtender Denk- und Redeweisen. Oftmals werden dabei gegensätzliche Elemente oder Attribute miteinander in Einklang gebracht, wie dies etwa schon der 2. Jahrgang 1881 belegt, wo zwei Texte in der Rubrik „Statistisches und vermischte Mitteilungen“ über „brennendes Wasser“ und „kaltes Feuer“ berichten.³² Neben dem dadurch signalisierten Hang in der Darstellungsweise des „Neuen Universums“ zu einer elementaren Hybridität lässt sich die sehr häufige Verwendung von Superlativen hervorheben. Eine weitere, ebenfalls oft anzutreffende Sprechweise im „Neuen Universum“ ist diejenige, Kleines und Großes miteinander zu kombinieren, um dadurch den Mikro- im Makrokosmos zu spiegeln. Darauf hatte bereits die weiter oben zitierte Selbstbeschreibung aus dem Jahr 1979 hingewiesen. Ausdruck finden diese Ten-

²⁸ Baier (1977), S. 247.

²⁹ Vgl. dazu genauer den Beitrag von Dominik (1907), S. 335-356.

³⁰ Vgl. Graaf (1971), S. 185-188.

³¹ Vgl. Böhme (2000) zur kulturgeschichtlichen Komponente der Technik.

³² Vgl. dazu Inhaltsverzeichnis (1881).

denzen z.B. in Berichten über „Blumenriesen“ oder „Riesenbrücken“. Sie dienen dazu, die Neugierde der Leser zu wecken. Außerdem knüpft das „Neue Universum“ an klassische Erzählstoffe an, wie z.B. an die sagenumwobenen Luftfahrten Alexanders des Großen und dessen Expeditionen bis zu den Rändern der Welt. Zu finden ist eine dergestaltige naturforschende „Curiositas“ im Sinne einer wissenschaftlichen Neugierde an elementare Grenzen überschreitender Exploration im Rahmen des „Neuen Universums“ z.B. in Berichten über „Taucher der Wüste“, „Ballonfahrt[en] in die Tiefe“³³ (beide 1954), über „Vorstöße ins Erdinnere“³⁴ (1962) oder in modernisierter Form auch in Berichten über „Flugboote“ (1928) oder „fliegende Autos“³⁵ (1954).

Parallel zum Text werden den Lesern häufig mit Superlativen und auffällig verschobenen Maßstäblichkeiten aufwartende Visualisierungen dargeboten. Stilbildend in der Bildgestaltung ist außerdem die oft überdeutliche Aufspaltung der gezeichneten Bildtafeln in Ebenen des Vorder- und Hintergrunds. Thematisch sind viele Bilder auf technische Lösungen der Mobilitätsfrage fokussiert. Die Darstellungen der Mobilitätslösungen neigen wiederum zu einer wertenden, auch visuell nachvollziehbaren Schichtung, insofern gerade in den Verbildlichungen der Mobilitätsutopien die kollektiven Transportmittel priorisiert werden.³⁶ Beispielsweise lautet die Unterschrift auf einer Ausklapp-Bildtafel des Jahres 1959: „Der Verkehr der Zukunft wird in Etagen laufen.“³⁷ Räumlich hierarchisiert werden dort die kollektiven Mobilitätslösungen über diejenigen der individuellen Mobilität dargestellt. Eine genauere Bildanalyse der seit 1880 bis in die 1970er Jahre hinein im Frontispiz eingebrachten Ausklapptafeln oder auch der bedruckten Buchdeckel der „Jugendstil-Bände“ könnte ebenso ertragreich für die wissenschaftliche Forschung sein wie die Analyse der zahlreichen sogenannten „Einschalttafeln“ im Bandinneren. Besondere Aufmerksamkeit verdient dabei die Frage nach einer spezifischen Kohärenz bzw. Divergenz von textlicher und bildlicher Präsentation der Zukunftsvorstellungen im „Neuen Universum“.

Ein kursorischer Blick auf die Vorderseite der im 19. und frühen 20. Jahrhundert erschienenen verschiedenen Einbände legt den großen Stellenwert nahe, den Wissenschaft und Technik im „Neuen Universum“ einnehmen: In den ersten Ausgaben (Bände 1-11), die im Stuttgarter Spemann Verlag erschienen, zieren neben der Verkörperung der Scientia, die ein Fernrohr, eine Weltkugel und chemische Gerätschaften um sich versammelt hat, auch zwei Putti die Titelseite, von denen einer eine Fackel, vermutlich die des Prometheus, in seinen Händen hält. Der andere Putto präsentiert eine Banderole mit der Aufschrift „Reichspatent“. Mittels des Einbandes wird somit ambitioniert, das 1870 gegründete „Deutsche Reich“ auch mithilfe des „Neuen Universums“ als Erfindernation zu konstituieren. Eine Zusammenstellung an Werkzeugen, die sich ebenfalls auf dem Einband findet, verweist außerdem auf die exponierte Rolle, die der Ingenieur- und Konstruktionskunst zugemessen wird. Unterstrichen wird diese Wahrnehmung durch Attribute wie ein Geodreieck, eine Eisenzange, einen Hammer und ein Beil. Die ab dem zwölften bis zum

³³ Graak (1954), S. 44.

³⁴ Bürgle (1962), o.S.

³⁵ Streit (1954), S. 37.

³⁶ Vgl. Bülow (2012), S. 298.

³⁷ Bürgle (1959), o.S.

90. Band im Union Verlag Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart-Berlin-Leipzig erschienenen folgenden Bände weisen in der kunstvollen Gestaltung der Einbände während der Gründer- und Jugendstilzeit, die mehrfach innerhalb weniger Jahre wechselten, weitere interessante Gestaltungsdetails auf. Der zeitlich folgende Einband stellt eine Figuration der Weisheitsgöttin Athene dar,³⁸ die einen Herrschaftsstab in der Rechten umgreift und in der Linken einen Lorbeerkranz zur Auszeichnung darbietet. Über der Weisheitsgöttin ist eine emporsteigende weibliche Engelsgestalt zu sehen, die einem hell leuchtenden Fixstern am Firmament entgegengreift. Zu Füßen der auf einem Podest thronenden Frauenfigur spielt ein Putto Posaune. Er hält einen Schild vor sich, welcher die Aufschrift „Patent“ trägt. Aus den eher einfachen mechanischen Werkzeugen der vorhergehenden Abbildung ist inzwischen ein ganzes Sammelsurium an wissenschaftlichen Gerätschaften geworden. Ein großer Globus, erneut ein Hammer, aber auch ein Sextant, ein Anker und zahlreiche zum Teil aufgeschlagene Bücher, Karten und Folianten weisen auf die „Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten“, wie sie in den Bandtiteln dieser Folgen benannt sind. Statt eines Puttos mit der Fackel des Prometheus ziert den Buchrücken jetzt ein Putto, der eine hell leuchtende Laterne emporhält. Dem Aussehen nach zu urteilen ist es eine Gasleuchte. Bei der Lampe handelt es sich sogar um einen zweifach abgebildeten und dadurch besonders hervorgehobenen Gegenstand, insofern eine zusätzliche Leuchte hinter dem Globus auf dem Einband positioniert ist und die davorstehenden wissenschaftlich-technischen Gegenstände ins rechte Licht setzt.

Schlichter, aber in Anlehnung an den spätgründerzeitlichen Buchdeckel folgte nur wenige Jahre später ein qua Gestaltung deutlich dem Jugendstil zuzuschreibender Einband. Auf der gestalterisch wesentlich reduzierteren Fassung steht ebenfalls eine überproportionierte Frauenfigur im Vordergrund, wohl eine Verbildlichung der Wissenschaft. Sie trägt ein herabwallendes rotes Gewand. Mit ihrem Profil nach rechts gewendet ist die nicht nur dadurch erotische Konnotationen weckende Frauenfigur im Zentrum des Einbandes positioniert. Auf der Höhe ihres Schoßes trägt sie ein leeres Skizzenbrett vor sich – und entwirft die Zukunft auf diesem. Eingerahmt wird sie von stilisiertem Blattwerk. Mit ihren Füßen steht die im Vergleich zur Landschaft überproportional große Figur auf einem Podest. Infolge der räumlichen Anordnung im Vordergrund wirkt es sogar so, als ob sie auf den stählernen Spannbrückenteilen im Hintergrund stünde, welche ihr Gewicht problemlos zu tragen scheinen. In der Ferne sind unterhalb des sternenfunkelnden Firmamentes noch einzelne miniaturisierte Ozeanriesen und weitere stählerne Brückenträger zu erkennen. Die Gaslaterne auf dem Buchrücken ist inzwischen abgelöst worden von mehreren stilisierten Glühbirnen, die nun in zeitangemessener Weise für elektrische Beleuchtung sorgen.

Der Horizonte transzendierende Charakter der technischen und wissenschaftlichen Entwicklung³⁹ und die verstärkt einsetzende Industrialisierung sind die prägenden Themen der zeitlich folgenden Einbandabbildung, die ebenfalls dem Jugendstil zugeschrieben werden kann. Das Bild zeigt eine scherschnittartige Stadtsilhouette, die dominiert wird von qualmenden Schornsteinen und dampfenden Industrieanlagen. Zu sehen sind auch einige Gebäuden mit aufwändig gestalteten Kuppeln, die die typische Architektur und

³⁸ So die Interpretation von Hussong (1983), S. 14.

³⁹ Vgl. zum transzendenten Charakter technisierter Fortschrittserwartungen: Fraunholz/Hänsler/Woschesch (2012).

darüber vermittelt auch die Ingenieurkunst der Zeit repräsentieren. Des Weiteren sind Telegrafmasten und elektrische Leitungen zu erkennen und Verhüttungsöfen und Industrieanlagen abgebildet. Gleichsam einer Corona, die sich nach oben hin in einzelnen Strahlen ins Weltall hinaus öffnet, wird von diesem Einband der zeitgenössische Stand des Raum und Zeit transzendierenden technisch-industriellen Fortschritts gefeiert.

Die nachfolgenden Bucheinbände, die der Vollständigkeit halber hier noch kurz besprochen werden sollen, sind wesentlich schlichter gestaltet. So ist auf der zeitlich nächsten Einbandversion lediglich noch ein stilisierter Frauenkopf zu sehen, der in einer Aureole dargestellt wird, in deren Umlaufband die zwölf Symbole des Tierkreiszeichens eingetragen sind. Die Frau mit Kurzhaarfrisur ist als Silhouette en face abgebildet und trägt einen großen Eisenhammer auf der rechten Schulter. In ihrer Anlage erinnert sie an Figuren des sozialistischen Arbeiterstils der 1920er Jahre. Eine zeitlich noch spätere Einbandgestaltung erscheint nochmals reduzierter. Sie zeigt nur noch eine Eule, die auf einem stilisierten Sockel prangt, und damit einen Hinweis auf die im Buch gesammelte Weisheit gibt. Mit diesem Cover wird wesentlich weniger eindeutig auf den von den Lesern zu erwartenden Inhalt hingewiesen, als dies noch in den ersten Jahrzehnten des „Neuen Universums“ mit den ausgeschmückten Personifizierungen und Attribuierungen von Wissenschaft und Technik der Fall gewesen ist. Die Leserschaft wusste wohl inzwischen, welche Inhalte und Zukunftsvorstellungen sie im Bandinneren erwarten würde, was eine aufwendige und für den Verlag teure Gestaltung des Titels nicht mehr erforderlich machte. Seit den 1970er Jahren bot dann der Offset-Druck die Möglichkeit, Fotos auf dem Schutzumschlag zu reproduzieren, was für die im Südwest-Verlag erschienenen Bände 91 bis 119 der Fall gewesen ist und eine jährlich wechselnde, zeitaktuelle Gestaltung der Einbände erlaubte. In einer ausführlichen Analyse der Abbildungen im „Neuen Universum“ liegt ein bislang noch kaum gehobenes Potenzial kulturwissenschaftlicher Beschäftigung mit dessen vielgestaltigen Text- und Bildquellen.

Neben der auffälligen Einbandgestaltung sind die bis 1970 in jedem Band vorhandenen „Ausfalttafeln“ eine weitere visuelle Besonderheit des „Neuen Universums“. Dabei handelt es sich um jeweils im Frontispiz befestigte Blätter, die ausgeklappt oder auch als Poster herausgelöst werden können. Durch das Ausfalten vergrößern diese sich auf eine Bildfläche von ca. DIN A 3. Somit lassen sie das Buch in den Raum des Betrachters hinein wirken und regen die Phantasie – und somit auch zum weiteren Entfalten der Gedanken – an. Die überdimensionierten Abbildungen am Bandanfang greifen zumeist einen Schwerpunktartikel auf und geben in der diachronen Perspektive interessante Eindrücke, die über mit ihnen visualisierte futurologische Vorstellungen informieren, auf den aktuellen und den zukünftig zu erwarteten Stand von Wissenschaft und Technik verweisen und auch den jeweiligen Geist der Zeit atmen. Anhand verschiedener zeitlicher und inhaltlicher Häufungen sollen nun im Folgenden noch einige Beobachtungen zum technikhistorischen und (zeit-)geschichtlichen Quellenwert des „Neuen Universums“ angestellt werden.

3. Geschichtlichkeit

Sowohl was ihren Bezug zur Zeit- als auch zur Technikgeschichte anbelangt, zeichnen sich die Bände des „Neuen Universums“ durch ihren hohen historischen Aussagewert aus. Dieser speist sich vorrangig aus einem wachsenden Interesse der gegenwärtigen Geschichtsschreibung an einer Historiographie der Prognostik oder auch aus dem, was aktuell unter dem Begriff einer Erforschung „vergangener Zukünfte“ in Teilen der Geschichtswissenschaft verhandelt wird. Durch den rückwärtsgerichteten Blick auf die Geschichtlichkeit von Futurologie wird deutlich, dass die Zukunftsvisionen des „Neuen Universums“ auf der Gegenwartsperzeption der damaligen Zeitgenossen aufbauen, und diese deren – inzwischen wiederum vergangene – zukünftige Möglichkeitsräume präfigurierten. Die Text- und Bildwelt des „Neuen Universums“ steht paradigmatisch für diesen Prozess der Geschichtlichwerdung einer Futurologie. Sie bietet ein hochinteressantes Amalgam aus Technik- und Zeitgeschichte, dessen Erforschung – durch die verschränkten Betrachtungsrichtungen von Pro- und Retrospektive – neue Perspektiven eröffnen kann.⁴⁰

Ein erster interessanter Themenbereich für neuere Tendenzen in der historischen Forschung ist etwa derjenige der Muße und Selbstbeschäftigung. So erscheinen gerade die ersten Bände des „Neuen Universums“ mit „einem Anhang zur Selbstbeschäftigung ‚Häusliche Werkstatt‘“ durch ihre Anknüpfungsmöglichkeit an aktuelle historiographische Projekte zur Selbermachen- und Do-It-Yourself-Bewegung als interessante Quelle. Fernerhin wird, um auf allgemeinere Tendenzen überzuleiten, anhand der Beiträge des „Neuen Universums“ bis zum Zweiten Weltkrieg auch eine historisch wirksam werdende Militarisierung und Agonalisierung der Gesellschaft in Bezug auf den wissenschaftlich-technischen Fortschritt transparent. Weitere vielversprechende Themenbündel für eine ausgiebigere Erforschung des oszillierenden Spannungsfelds von Gegenwarts-, Vergangenheits- und Zukunftsdeutung sind beispielsweise auch die im Jahrbuch repräsentierten Texte über das Atomzeitalter und die friedliche Nutzung der Atomkraft. Zu beobachten ist außerdem die Tendenz, dass nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zunächst einmal eher Naturgeschichten in den Fokus der Jahrbücher rücken. So gab es bereits 1948 im ersten Nachkriegsjahrgang des „Neuen Universums“ einen Beitrag mit dem Titel „Sterbender Wald, sterbendes Land“. In diesem historischen Kontext, der angesichts der vorhergehenden Fokussierung auf Krieg und Militärisches nun auf friedliche, vermeintlich unverfänglichere Naturberichte ausweicht, sind Artikel über die Erforschung unbekannter Gebiete der Welt beispielhaft, etwa im Jahr 1953 ein Text über eine Expedition in die „Eiswüste des Polarmeeres“⁴¹ oder eine Ausklapptafel des Jahres 1954 „über den Meeresboden“⁴². Doch werden auch andere zeithistorisch interessante Themen der Ökologie wie das „Ozonschild“⁴³ (1977) und die in den Mittneunzigern verhandelte Frage nach dem „wohin mit dem Müll“⁴⁴ (1994) thematisiert. Auch „AIDS“⁴⁵ als ein die

⁴⁰ Vgl. Fraunholz/Hänseroth/Woschech (2012), S. 11f.

⁴¹ Bürgle (1953), o.S.

⁴² Bürgle (1954), o.S.

⁴³ Panzram (1977), S. 26.

⁴⁴ Schmid (1994), S. 56-63.

⁴⁵ Dahlke (1994), S. 178-186.

historische Gegenwart jener Jahre prägendes Thema wurde vom „Neuen Universum“ nicht ausgespart (1994).

Nicht nur in der Schutzumschlaggestaltung mit Bildern von der Mondlandung ist, um ein weiteres ergiebiges Thema anzuführen, das Raumfahrtzeitalter v.a. der 1960er und 1970er Jahre präsent. Vielmehr nimmt die Imagination der Raumfahrt eine in zeitgenössischer Perspektive als zeitnah realisierbar erachtete Zukunft vorweg.⁴⁶ So sind zum Beispiel Texte über „Die Eroberung des Mondes“⁴⁷ (1956) und die Vorstellung von „Menschen auf dem Mond“⁴⁸ (1958) antizipierende Schritte in der Exploration des Erdtrabanten, die die Mondlandung um ungefähr ein Dezennium vorwegnehmen. Nach der Mondlandung befindet sich das „Neue Universum“ des Jahres 1970 seiner Zeit übrigens schon wieder einen Schritt voraus. Gerade einmal in der geschichtlichen Realität auf dem Mond gelandet ambitioniert der Band bereits den „nächste[n] Schritt zu fremden Himmelskörpern“⁴⁹ und richtet sich somit an eine fernere Zukunft als Erwartungshorizont. In einem Beitrag des Jahres 1977 wird – nach noch ferneren Zukünften greifend – über die Marssonde berichtet – eine Thematik, die sich auch in fiktionalen Texten über die „Marsianer“, z.B. in einer diesbezüglichen Geschichte von Hans Dominik über eine imaginierten Reise zum Mars,⁵⁰ widerspiegelt.⁵¹

Weitere aus der Perspektive der Technikgeschichte interessante Themenbereiche seien hier noch kursorisch erwähnt: Mit prognostischem gleichwie erfindungshistorischem Charakter warten etwa die Beiträge des Jahres 1881 auf, in denen über das „interoceanische Transportproblem“⁵², die „untermeerische Telegraphie“⁵³ oder über das „Wassergas als Brennstoff der Zukunft“⁵⁴ berichtet wird. Im 10. Band des Jahrbuchs von 1889 wird, indem in einem Artikel über den Nutzen einer seinerzeit völlig neuen Technologie reflektiert wird, Interessantes über den zivilisatorischen Charakter der „Telephonographie“⁵⁵ ausgesagt:

„Wer an den Gebrauch des Telephons gewöhnt ist, dem kommt leicht die Zeit, wo man diese überaus schnelle und überaus bequeme Methode der Unterhaltung auf weite Entfernungen hin nicht kannte, fast wie eine Epoche aus der Geschichte der Barbarei vor.“⁵⁵

Und auch unter dem Aspekt der historischen Genese der Idee von der Elektromobilität bieten sich einige interessante Texte des „Neuen Universums“ zur ausführlicheren technikhistorischen Analyse an, etwa ein Beitrag über einen „elektrischen Wagen“⁵⁶ aus dem

⁴⁶ Päch (1981), S. 94-142.

⁴⁷ Bürgle (1956), o.S.

⁴⁸ Bürgle (1958), o.S.

⁴⁹ Bürgle (1979), o.S.

⁵⁰ Vgl. Dominik (1908), S. 1.

⁵¹ Vgl. Päch (1981), S. 144-173. Zur Thematik von Marslandung und Marsianern vgl. bitte Meyer (1977), S. 266-277.

⁵² Interoceanisches Transportationsproblem (1881), S. 208.

⁵³ Stählerne Passagierdampfer (1881), S. 96.

⁵⁴ Wassergas (1881), S. 43.

⁵⁵ Telephonographie (1889), S. 234.

⁵⁶ Vgl. dazu Probefahrt (1895), S. 42.

Jahr 1895 oder Texte über einen Elektrokarren von Hansa-Lloyd und einen elektrischen Paketpostwagen mit Riesenluftreifen, die beide aus dem Jahr 1927 stammen. Aus heutiger Sicht weniger sensationell mutet dahingegen der Bericht über einen „Motorwagen mit auswechselbaren Reifen“⁵⁷ (1907) an sowie über weitere technik-historisch beachtenswerte Themen wie die „Drahtlose Telefonie“⁵⁸ (1890) oder die Herstellung von „Elektrizität aus Tageslicht“⁵⁹ (1931). Der Frage, ob Maschinen denken können, und damit der Frage nach der Existenz von künstlicher Intelligenz, ging bereits ein Artikel des Jahres 1963 nach. Und die 1967 im „Neuen Universum“ angedachte Personenrohrpost ist eine Idee, die wie aktuellen futurologischen Presseartikeln zu entnehmen ist, noch heute verfolgt wird.⁶⁰ Dass 1982 über „Bildschirme im Cockpit“⁶¹ berichtet wurde oder 1994 über „Gen-Technik zum Anfassen“⁶², impliziert die zeitgenössische Gegenwartsaktualität der in den Jahrbüchern aufgegriffenen Themen und spricht für die gute Verwertbarkeit des „Neuen Universums“ für eine historische Profundierung gegenwärtiger Technologiediskurse, wie sie z.B. in der aktuellen Debatte um die Digitalisierung oder die Gentechnik durchaus angebracht wären.

Ein Schwerpunkt der Berichte und Abbildungen des „Neuen Universums“ liegt auf der Darstellung von ingenieurtechnischen Konstruktionsleistungen, wie das bereits die kursorische Analyse der frühen Bucheinbände nahelegte. Gerade in der physikalischen Überwindung von Naturgewalten, etwa versinnbildlicht in der Konstruktion von Staudämmen, Brücken und Tragewerken, kann diese Tendenz anhand zahlreicher Einschalttafeln nachvollzogen werden. Zu erkennen ist auch der Wechsel der spezifischen Konstruktionsmaterialien von Stahl zu Beton bzw. die innovative Mixtur beider Materialien im Spannbeton. So wird im Band von 1895 vom Bau der Tower Bridge berichtet.⁶³ 1889 findet sich dann eine Ausklapptafel mit dem Gelände der Pariser Weltausstellung und der Konstruktionszeichnung des Eiffelturms⁶⁴, genauso wie im Jahr 1899 über die „Riesenbrücke bei Müngsten“⁶⁵ berichtet wird. Die Schwebebahn bei Barmen-Elberfeld (also in Wuppertal), deren Konstruktionsprinzip das der Metallverstrebung ist, bilden die Entwicklung der zeitgenössischen Statik und Ingenieurskunst ebenso ab, wie dies 1911 der Bericht „Die Neue St. Pauli-Landungsbrücke und der Elbtunnel in Hamburg“⁶⁶ oder ein 1919 in einer Bildtafel angestellter Vergleich der Hudson Brücke mit dem Wolkenkratzer „Flatiron-Building“⁶⁷ tun. Und ein Bericht über die Tunnelverbindung des Mersey-Flusses zwischen Liverpool und Birkenhead (1935)⁶⁸ gereichen dem „Neuen Universum“ genauso als Nachweis der unerschöpflichen Möglichkeiten der Ingenieurskunst wie ein Bericht über die erste Spannbetonbrücke über den Rhein bei Worms im Jahr 1954, ein Beitrag über

⁵⁷ Motorwagen (1907), S. 178-180.

⁵⁸ Telefonie (1890), S. 300.

⁵⁹ Tageslicht (1931), S. 308.

⁶⁰ Vgl. dazu Futuristische Reiseröhre (2016) oder die Idee eine solche Verbindung in Kalifornien zu bauen.

⁶¹ Hilscher (1982), S. 74.

⁶² Gentechnik (1994), o.S.

⁶³ Towerbrücke (1895), S. 142.

⁶⁴ Riesenturm (1889), S. 115-125.

⁶⁵ Müngsten (1899), 72.

⁶⁶ St. Pauli-Landungsbrücke (1911), o.S.

⁶⁷ Flatiron-Building (1919), S. 151.

⁶⁸ Brücken (1935), S. 151-157.

„Himmelsstürmende Wolkenkratzer“⁶⁹ des Jahres 1968 oder ein ausführlicher Text über die konstruktiven Qualitäten des Spannbetons im Jahr 1982.⁷⁰

Ein insbesondere in den frühen Bänden anzutreffender, stark kolonialistisch geprägter Exotismus ist eine weitere Spezifität des „Neuen Universums“. So wird etwa in einer Ausklapptafel der Speisewagen im Orientexpress⁷¹ als Faszinosum des Orientalismus präsentiert oder im Jahr 1900 vom Bau der Bagdad-Bahn berichtet. Doch sind auch noch andere, in historiographischer Perspektive wesentlich kritischer zu betrachtende Exotismen und ethnographische Texte in den Jahrbüchern zu verzeichnen. So finden sich etwa sporadisch anzutreffende Berichte z.B. über die zwerghaften Menschenrassen (1890)⁷², in denen ganz im Duktus des kolonialen Zeitalters über den „Zustand vor der Einführung der europäischen Civilisation“ in Afrika und über die „zur Schaustellung“ von Pygmäen in Europa berichtet wird. In der damit kritisch angesprochenen Traditionslinie eines rassistisch gefärbten Biologismus berichtet beispielsweise ein Beitrag von Hans Nevermann, der im Jahr 1937 erschien,⁷³ über „Australiens schwarze Ureinwohner“. Hierbei handelt es sich um ein ethnographisches Themenfeld, das sich selbst in den ersten Nachkriegsjahren noch wiederfindet, etwa in einem Bericht von Hermann Niggemeyer mit dem sensationsheischenden Titel „Schützenfest bei den Kopffägern“⁷⁴ (1953), aber auch späterhin noch nachwirkt in Texten von Willy Lützenkirchen z.B. über die „Die Buschmänner der Kalahari“⁷⁵ (1980) oder knapp einhundert Jahre nach dem ersten Bericht über die „zwerghaften Menschenrassen“ erneut in einem Beitrag jenes Autors über die die Pygmäen (1982) repräsentiert ist.⁷⁶

Weitere Felder für die Erforschung der Geschichtlichkeit der futurologischen Aussagen des „Neuen Universums“ stellen der in zahlreichen Texten und mindestens ebenso vielen Abbildungen präsente Militarismus sowie die gerade im Umfeld der beiden Weltkriege nachvollziehbar werdende Technisierung und Scientifizierung nationaler Vormachtsansprüche dar. Ein früher Hinweis auf die Flottenpolitik des Kaiserreichs ist etwa das 1881 im zweiten Band des „Neuen Universums“ als Faltpfand anzutreffende Innere eines Kriegsschiffes. Im Jahrbuch von 1886 wurde der „Krieg der Gegenwart“⁷⁷ mit den „edelsten Eigenschaften der Menschheit“⁷⁸ in Verbindung gebracht. In rhetorischer Frage gekleidet wurde festgestellt: „Treue und Vaterlandsliebe, Opferfreudigkeit, Tapferkeit und Heldenmut!, wo entfalten sie sich schöner als im Kriege.“⁷⁹ Lediglich drei Jahre später (1889) informierte ein Artikel über den „Festungsbau der Zukunft“.⁸⁰ Zur Illustration der

⁶⁹ Bürgle (1968), o.S.

⁷⁰ Vgl. Gaebert (1954), S. 116ff.

⁷¹ Vgl. Orientzug (1896), S. 56.

⁷² Vgl. Akkas (1890), S. 15.

⁷³ Vgl. zu den rassistischen Tendenzen der naturwissenschaftlich-technischen Phantastik im „Neuen Universum“, Päch (1981), S. 66-72.

⁷⁴ Niggemeyer (1953), S. 26-32.

⁷⁵ Lützenkirchen (1980), S. 139.

⁷⁶ Vgl. Lützenkirchen (1982), 61-73.

⁷⁷ Krieg der Gegenwart, S. 142.

⁷⁸ Ebd., S. 143.

⁷⁹ Ebd.

⁸⁰ Festungsbau (1889), S. 168-176.

zeitgenössischen militärischen Wehrhaftigkeit ist dem Beitrag das Bild eines „fahrbaren Schützengrabenpanzers“ beigegeben. Reichhaltig bebilderte Berichte über „Schnellfeuerkanonen“⁸¹ der Firma Krupp und „moderne Kriegsschiffe“⁸² ergänzen den militaristischen Tenor des erwähnten Bandes. 1894 wurde den Lesern des „Neuen Universums“ sodann das „Flaggschiff des englischen Mittelmeergeschwaders“⁸³ präsentiert und im Folgejahr über „[f]ahrbare Panzertürme im Feldkrieg“⁸⁴ berichtet, 1900 über den französischen Panzerkreuzer Jeanne d'Arc. Einen auch qua Bildunterschrift explizit futurologischen Verweis beinhaltet die Ausklapptafel des Jahres 1913 mit dem Titel „Das Flugzeug im Zukunftskrieg“⁸⁵. Abgebildet sind dort ein Richtung Westen fliegender Eindecker sowie ein Fallschirmspringer. Beide leiten den Blick der zeitgenössischen Leser auf eine Landnahme im Westen und verbildlichen somit die mit ihm implizierten Erwartungen eines zukünftigen Krieges. Das im kolorierten Faltblatt dargestellte Flugzeug gleitet westwärts über eine an das Rheintal erinnernde Landschaft hinweg und gibt den Blick frei auf verschiedene Heerlager und Truppenbewegungen am Boden, die den zeitgenössischen Status der militärischen Mobilisierung verbildlichen.

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges sind auch in den Beiträgen des „Neuen Universums“ die Auswirkungen der Demilitarisierung zu erkennen. Erst 1929 wird mit einem „Längsschnitt durch ein englisches Unterseeboot“⁸⁶ wieder ein militärisches Thema im Rahmen eines Faltblattes aufgegriffen. Dass sich die Zeiten erneut zur Expansion und zum Militärischen gewandelt hatten, lässt nicht nur ein ausführlicher, die Rasseideologie der Nationalsozialisten spiegelnder Beitrag „Über körperliche und geistige Fähigkeiten der Affen“⁸⁷ erkennen (1932), sondern auch ein dezidiert wertender Beitrag über „Das Moderne Babylon: New York, die Stadt der Türme“ im selben Jahr. Die zunehmende Einbindung des „Neuen Universums“ in die Propagandamaschinerie des NS wird auch an einem Panoramablick und Querschnitt des Olympiastadions Berlin anlässlich der Olympiade von 1936 ersichtlich.⁸⁸ Und den agonalen Zeitgeist gibt der 1937 mit einer Faltafel abgebildete „Kampf der Spitzentruppe im Nürburg-Rennen“⁸⁹ wieder. 1938 sind sodann „Sturzkampfflugzeuge im Angriff“ auf der Faltafel im Frontispiz zu sehen. Und anhand einer Faltafel-Abbildung des „Weltflughafen[s] Berlin-Tempelhof“⁹⁰ werden die auch im Band des Jahres 1939 dokumentierten globalen Ambitionen der Nationalsozialisten deutlich. 1941 greifen dann nicht nur in den deutschen Jugendzimmern „Deutsche Schnellboote (...) einen englischen Geleitzug an“⁹¹. Vielmehr befinden sich zufolge der Ausklapptafel des „Neuen Universums“ des Jahres 1940 „Aufklärungsflieger über feindlichem Gebiet“⁹². Nach

⁸¹ Schnellfeuerkanonen (1889), S. 179-186.

⁸² Kriegsschiffe (1889), S. 196-198.

⁸³ Flaggschiff (1884), S. 192.

⁸⁴ Jeanne d'Arc (1900), S. 233f.

⁸⁵ Zukunftskrieg (1913), o.S.

⁸⁶ Schwornstadt (1929), o.S.

⁸⁷ Schmid (1932), S. 398.

⁸⁸ Vgl. Bürger (1936), o.S.

⁸⁹ Maywald (1937), o.S.

⁹⁰ Sagebiel (1939), o.S.

⁹¹ Gotschke (1941), o.S.

⁹² Gotschke (1940), o.S.

einer kriegsbedingten Unterbrechung im Jahr 1943, wird 1944 im letzten Erscheinungsjahr des „Neuen Universums“ im Zweiten Weltkrieg in einer Falttafel noch ein deutsches Schnellboot dargestellt, das ein englisches Geleit angreift.⁹³ 1945 bis 1947 ruhte die Herstellung des „Neuen Universums“ infolge des Mangels an Papier und der allgemeinen Auswirkungen des Krieges. Danach waren dezidiert militärische Themen obsolet geworden.

Der im militärischen Bereich entsprungenen Atomkraft, um eine abschließenden Hinweis auf den spezifischen Quellenwert des „Neuen Universums“, in diesem Fall für die Historiographie des nuklearen Jahrhunderts,⁹⁴ zu geben, widmete sich das Jugendjahrbuch zunächst vollständig im Sinne einer technologischen Hoffnungsgeschichte.⁹⁵ Unter dem Titel „Ein neues Paradies“⁹⁶ erzählte Hans Dominik in einem fiktionalen Beitrag bereits im Band des Jahres 1910 von der Gewinnung von Energie durch Radioaktivität, die dazu eingesetzt werden könne, um die Raumfahrt zu ermöglichen. 1921 griff Hans Dominik die Atomfrage mit seiner Erzählung „Zukunftsmusik“⁹⁷ erneut auf, indem er darin die Idee der Atomumwandlung thematisierte und über die dadurch mögliche Energieerzeugung informierte. „Professor Belians Tagebuch“⁹⁸ (1934), ein weiterer fiktionaler Text Dominiks, hatte die Gewinnung von Atomenergie durch elektromagnetische Kräfte zum Inhalt. In „Atomgewicht 500“⁹⁹ (1935) berichtet der Science-Fiction Autor nochmals von der Energiegewinnung mittels Atomzertrümmerung. Und auch noch im Kriegsband des Jahres 1940 trug er eine futurologische Geschichte über den „Treibstoff SR“ zum „Neuen Universum“ bei, der zukünftig Raumfahrt durch künstliche Radioaktivität ermöglichen würde.¹⁰⁰

Im ersten Nachkriegsband des Jahres 1948 ist sodann erneut von Atomkraft die Rede, aber erstmals nicht nur unter dem Aspekt einer positiven Futurologie. Vielmehr werden die „[e]ntfesselte[n] Urkräfte“¹⁰¹ der Atome angesprochen. Auch wurde die Thematik nicht mehr im Rahmen eines fiktionalen Textes, sondern in Form eines Sachberichts dargestellt und die bisherige technikhistorische Entwicklung, „wie der Mensch sich die Atomenergie nutzbar machte“¹⁰², resümiert. In der bereits vorhergehend zitierten Einleitung zum 65. Band aus dem Jahr 1948 werden angesichts des Atomschocks nach den Bombenabwürfen auf Hiroshima und Nagasaki die Ambivalenzen von wissenschaftlichem und technischem Fortschritt für das „Neue Universum“ erstaunlich kritisch reflektiert. Dennoch merkt der noch stets von den Möglichkeiten der Atomspaltung faszinierte Autor des Einleitungstextes über den dadurch signalisierten technologischen „Durchbruch“, den vor allem Hans Dominik in zahlreichen fiktionalen Texten antizipiert hatte, an:

⁹³ Bloßfelder (1944), o.S.

⁹⁴ Vgl. Salewski (1998a).

⁹⁵ Vgl. Salewski (1998b), S. 21f.

⁹⁶ Dominik (1910), S. 284.

⁹⁷ Dominik (1921), S. 1.

⁹⁸ Dominik (1934), S. 1.

⁹⁹ Vgl. dazu das gleichnamige Buch Dominik (1935).

¹⁰⁰ Vgl. dazu Dierfeld (1940), S. 85-90.

¹⁰¹ Alfred (1948), S. 2.

¹⁰² Ebd.

„Die Befreiung der Atomenergie ist jedem Bewohner unseres etwas in Wanken geratenen Planeten auf eine sehr dramatische Weise bekannt geworden. Die Nachricht von der Anwendung der Atombombe in den ersten Augusttagen des Jahres 1945 war zweifellos die größte Sensationsmeldung, die bisher je durch die Zeitung ging. Denn wer hätte sich etwas Derartiges träumen lassen! Einige von uns fürchteten, daß damit der Weltuntergang nahe sei, andere meinen, das Zeitalter der Atomenergie sei nun angebrochen.“¹⁰³

In einem für den zukunftsgenerischen Aspekt des „Neuen Universums“ exemplarischen Bericht aus dem Jahr 1954 ist dann – aus gegenwärtiger Retrospektive in nahezu prophetischer Zukunftsvision einer mit der Atomtechnologie verbundenen Ära – über die „Energiequelle Atom“ und die dafür benötigten Reaktorbauten zu lesen:

„Die Atomkraftwerke von morgen werden Technik und Wirtschaft auf eine völlig neue Grundlage stellen. Zahlreiche technische Probleme gibt es bis dahin noch zu lösen. Trotzdem dürfen wir erwarten, daß der Atomkernenergie die Zukunft gehören wird. Gewaltige Atombrenner werden die Symbole dieser Zeit sein.“¹⁰⁴

Im Jahr 1957 fuhren die Leser des „Neuen Universums“ „Mit Atomkraft über die Ozeane“¹⁰⁵ oder es wurde ihnen zwei Jahrzehnte später ein im Polarmeer kreuzender „Atomeisbrecher“¹⁰⁶ vorgestellt (1977). Aus der Perspektive des Jahres 1960 wurde den Lesern futurologisch nahegelegt:

„Die neue Welt des Atomzeitalters wird eine bessere, eine schönere Welt sein als die von heute – wenn sie nicht vorher durch Atomenergie zerstört wird. Ob das Atom für uns zum Segen oder Fluch wird, ist in unsere Hand gegeben. Von der Weisheit, der inneren Stärke des Menschen hängt die Entscheidung ab.“¹⁰⁷

Und die Frage nach der Entsorgung des Atommülls beantwortete das „Neue Universum“ im Jahr 1980 mit einem in der Tradition seiner bisherigen Atomberichterstattung entsprechenden Glaubensbekenntnis in Form eines Berichts zur technischen Machbarkeit und zur problemlösenden Wirkung von Wissenschaft und Technik: „Ende in Glas und Salz. Atommüll – so sicher wie in Abrahams Schoß“¹⁰⁸. Da das „Neue Universum“ im Jahr 2002 wegen der gewandelten Lektüregegewohnheiten seiner Leser und somit auch infolge eines insgesamt gewandelten Zeitgeistes eingestellt wurde, handelt es sich bei der Frage nach der Atomkraft um eine Geschichte, die anhand des diesbezüglich sehr ergiebigen Quellenmaterials des „Neuen Universums“ nicht weiter fortgeschrieben werden kann. Doch schon ein Beitrag des Jahres 1909 hatte weitsichtig über den spezifischen Charakter futurologischer Aussagen angemerkt: „[U]nd das ist ja das Gute bei allen diesen Zukunftsbildern, dass die menschliche Natur in jedem Falle genügend Korrekturmittel in sich selber

¹⁰³ Ebd.

¹⁰⁴ Walter (1954), S. 85.

¹⁰⁵ Bürgle (1957), o.S.

¹⁰⁶ Kujawa (1977), S. 230.

¹⁰⁷ Todtmann (1960), S. 373.

¹⁰⁸ Baier (1980), S. 99.

trägt, um solchen Übertreibungen die Spitze abzubrechen und gesunde Verhältnisse zu schaffen.“¹⁰⁹

¹⁰⁹ Zeitalter der Maschinen (1909), S. 158.

Literatur

1. Akkas (1890): o.A., Die Akkas, eine Zwergrasse in Centralafrika, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 11 (1890), S. 15.
2. Alfred (1948): Fritz Alfred, Entfesselte Urkräfte. Wie der Mensch sich die Atomenergie nutzbar machte, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 65 (1948), S. 1-25.
3. Baier (1977): Walter Baier (1977), Tunnelbau im Jahr 2000. Neue Techniken für den Untertagebau zeichnen sich ab, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 94 (1977), S. 247-258.
4. Baier (1980): Walter Baier, Ende in Glas und Salz. Atommüll – so sicher wie in Abrahams Schoß, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 97 (1980), S. 99-109.
5. Beck/Lau (2004): Ulrich Beck, Christoph Lau, Einleitung, Entgrenzung erzwingt Entscheidung. Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? in: Ulrich Beck, Christoph Lau (Hrsg.), Entgrenzung und Entscheidung, Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung?, Frankfurt a.M. 2004, S. 13-63.
6. Bloßfelder (1944): Karl Bloßfelder, Front-Falttafel: U-Boot-Angriff auf ein feindliches Geleit, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 64 (1944), o.S.
7. Böhme (2000): Hartmut Böhme, „Kulturgeschichte der Technik“, Hartmut Böhme, Peter Matussek, Lothar Müller (Hrsg.), Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will, Hamburg 2000, S. 164-178.
8. Brücken (1919): o.A., Neue Brücken in aller Welt, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 40 (1919), S. 151-157.
9. Bülow (2012): Ralf Bülow, Das neue Universum des Klaus Bürgle, in: Klaus Bürgle, Uwe Fraunholz, Anke Woschek (Hrsg.), Technology Fiction. Technische Visionen und Utopien in der Hochmoderne, Bielefeld 2012, S. 289-300.
10. Bürger (1936): Werner Bürger, Front-Falttafel: Das Olympia-Stadion, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 57 (1936), o.S.
11. Bürgle (1951): Klaus Bürgle, Front-Falttafel: Rohrbahnhof der Weltstadt von morgen, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 68 (1951), o.S.
12. Bürgle (1953): Klaus Bürgle, Front-Falttafel: In der Eiswüste des Polarmeeres, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 70 (1953), o.S.
13. Bürgle (1954): Klaus Bürgle, Front-Falttafel: Ballonfahrt in die Tiefe, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 71 (1954), o.S.
14. Bürgle (1956): Klaus Bürgle, Front-Falttafel: Die Eroberung des Mondes, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 73 (1956), o.S.
15. Bürgle (1957): Klaus Bürgle, Front-Falttafel: Mit Atomkraft über die Ozeane, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 74 (1957), o.S.
16. Bürgle (1958): Klaus Bürgle, Front-Falttafel: Mensch auf dem Mond, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 75 (1958), o.S.
17. Bürgle (1959): Klaus Bürgle, Front-Falttafel: Der Verkehr der Zukunft wird in Etagen laufen, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung, 76 (1959), o.S.

18. Bürgele (1962): Klaus Bürgele, Front-Falttafel: Vorstoß ins Erdinnere, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 79 (1962), o.S.
19. Bürgele (1968): Klaus Bürgele, Front-Falttafel: Himmelstürmende Wolkenkratzer, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 85 (1969), o.S.
20. Bürgele (1970): Klaus Bürgele, Front-Falttafel: Der nächste Schritt zu fremden Himmelskörpern, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 87 (1970), o.S.
21. Dahlke (1994): Ernst Dahlke, AIDS – Die Gefahr ist nicht gebannt, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 110 (1994), S. 178-186.
22. Dierfeld (1940): G.F. Dierfeld, Kraftwagenbetrieb mit nichtflüssigen Treibstoffen, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung, S. 85-90.
23. Dominik (1908): Hans Dominik, Die Reise zum Mars, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 29 (1908), S. 1-17.
24. Dominik (1909): Hans Dominik, Eine Reise im Jahr 1970, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 30 (1909), S. 1-30.
25. Dominik (1910): Hans Dominik, Ein neues Paradis, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 31 (1910), S. 284-300.
26. Dominik (1921): Hans Dominik, Zukunftsmusik, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 42 (1921), S. 1-17.
27. Dominik (1934): Hans Dominik, Professor Belians Tagebuch, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 54 (1934), S. 1-41.
28. Dominik (1935): Hans Dominik, Atomgewicht 500, Berlin 1935.
29. Festungsbau (1889): o.A., Der Festungsbau der Zukunft, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 10 (1889), S. 168-176.
30. Flaggschiff (1894): o.A., Flaggschiff des englischen Mittelmeergeschwaders, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 4 (1894), S. 192-195.
31. Flatiron-Building (1919): o.A., Front-Falttafel: Die Hell-Gate-Brücke über den Hudson bei Neuyork im Vergleich zum berühmten Wolkenkratzer „Flatiron-Building“ (Platteisenhaus), Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 40 (1919), S. 143-152.
32. Fraunholz/Hänseroth/Woschek (2012): Uwe Fraunholz, Thomas Hänseroth, Anke Woschek, Hochmoderne Visionen und Utopien. Zur Transzendenz technisierter Fortschrittserwartungen, in: Uwe Fraunholz, Anke Woschek (Hrsg.), Technology Fiction, Technische Visionen und Utopien in der Hochmoderne, Bielefeld 2012, S. 11-24.
33. Futuristische Reiseröhre (2016): o.A., Futuristische Reiseröhre, Der Spiegel Online vom 10. März 2016, <http://www.spiegel.de/auto/aktuell/hyperloop-slowakei-prueftbau-der-futuristischen-reiseroehre-a-1081608-druck.html> (gesehen: 27.10.2017).
34. Gaebert (1954): Hans Walter Gaebert, Eine Brücke schlägt Wellen... Abenteuerlicher Trip bei Windstärke 12, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 71 (1954), S. 116-121.
35. Gentechnik (1994): o.A., Buchcover, Gentechnik zum Anfassen. Der Verkehr der Zukunft wird in Etagen laufen, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 110 (1994), o.S.
36. Gotschke (1940): Walter Gotschke, Aufklärungsflieger über feindlichem Gebiet, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 62 (1940), o.S.

37. Gotschke (1941): Walter Gotschke, Deutsche Schnellboote greifen einen englischen Geleitzug an, *Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung* 62 (1941), o.S.
38. Graaf (1971): Vera Graaf, *Homo Futurus. Eine Analyse der modernen Science-fiction*, Hamburg/Düsseldorf 1971.
39. Graak (1954): Paul Graak, Ballonfahrt in die Tiefe, *Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung* 71 (1954), S. 44-54.
40. Hilscher (1982): Gottfried Hilscher, Bildschirme erobern das Cockpit, *Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung* 99 (1982), 74-84.
41. Hussong (1983): Martin Hussong, Mythen der Technik im „Neuen Universum“. Fortschrittsideologie in einem Jugendjahrbuch von 1880 bis 1980, Frankfurt a.M. 1983.
42. Inhaltsverzeichnis (1881): o.A., Inhaltsverzeichnis, *Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung* 2 (1881), o.S.
43. Interocéanisches Transportationsproblem (1881): o. A., Das interocéanische Transportationsproblem, *Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung* 2 (1881), S. 208-210.
44. Jeanne d'Arc (1900): o.A., Die französischen Panzerkreuzer Jeanne d'Arc, *Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung* 21 (1900), S. 233-234.
45. Kehl (1954): Paul Kehl, Der magische Trichter, *Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung* 71 (1954), S. 161-163.
46. Klappentext (1967): o.A., Klappentext, *Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung* 84 (1967), o.S.
47. Klappentext (1979): o.A., Klappentext, *Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung* 87 (1979), o.S.
48. Koselleck (1979): Reinhard Koselleck, „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ – zwei historische Kategorien, in: Reinhard Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a.M. 1979, S. 349-375.
49. Krieg der Gegenwart (1886): o.A., Vom Krieg der Gegenwart, *Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung* 7 (1886), S. 142-165.
50. Kriegsschiffe (1889): o.A., Moderne Kriegsschiffe, *Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung* 10 (1889), S. 196-198.
51. Kujawa (1977): Helmut Kujawa, Freie Bahn im ewigen Eis. Der neue Atomeisbrecher „Arktika“, *Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung* 94 (1977), S. 230-237.
52. Laßwitz (1924): Erich Laßwitz, Die Zukunft der Großstadt, *Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung* 45 (1924), S. 123-127.
53. Lützenkirchen (1980): Willy Lützenkirchen, Die Buschmänner der Kalahari. Verachtet, verstoßen, versklavt – eine steinzeitliche Kultur zerbricht, *Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung* 97 (1980), S. 139-147.
54. Lützenkirchen (1982): Willy Lützenkirchen, Die Pygmäen – ein sterbendes Volk, *Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung* 99 (1982), S. 61-73.
55. Maywald (1937): Willy Maywald, Front-Falttafel: Kampf der Spitzengruppe im Nürburgrennen, *Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung* 57 (1936), o.S.
56. Meyer (1977): Hans Gerhard Meyer, Viking landet auf dem Mars. Der erste Besuch auf dem roten Planeten, *Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung* 94 (1977), S. 266-277.

57. Motorwagen (1907): o.A., Motorwagen mit auswechselbaren Reifen., Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung, S. 178-180.
58. Müngsten (1899): o.A., Die Riesenbrücke bei Müngsten, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 20 (1899), 72-73.
59. Niggemeyer (1953): Hermann Niggemeyer, Ein Schützenfest bei den Kopffägern. Erlebnis auf den Molukken, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 70 (1953), S. 26-32.
60. Orientzug (1896): o.A., Orientzug-Speisewagen, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 17 (1896), S. 56.
61. Päch (1981): Susanne Päch, Von den Marskanälen zur Wunderwaffe. Eine Studie über phantastische und futurologische Tendenzen auf dem Gebiet von Naturwissenschaft und Technik, dargestellt am populärwissenschaftlichen Jahrbuch Das Neue Universum 1880-1945 (= Diss. phil. München 1981).
62. Panzram (1977), Heinz Panzram, „Die Zeitbombe aus der Spraydose tickt.“ Zerstört der Mensch den lebenswichtigen Ozonschild der Erde, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 94 (1977), S. 26-32.
63. Probefahrt (1895): o.A., Probefahrt mit der elektrischen Lokomotive, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 5 (1895), S. 42-44.
64. Riesenturm (1889): o.A., Der eiserne Riesenturm der Pariser Ausstellung von 1889, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 10 (1889), S. 115-125.
65. Sagebiel (1939): Ernst Sagebiel, Front-Falttafel: Modell des neuen Weltflughafens Berlin-Tempelhof, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 48 (1939), o.S.
66. Salewski (1986): Michael Salewski, Zeitgeist und Zeitmaschine. Science Fiction und Geschichte, München 1986.
67. Salewski (1994): Michael Salewski, Technik als Vision der Zukunft um die Jahrhundertwende, in: Michael Salewski, Ilona Stolken-Fitschen (Hrsg.), Moderne Zeiten. Technik und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1994, S. 77-91.
68. Salewski (1998a): Michael Salewski, Energie, Macht und Politik: Realitäten und Visionen im 19. und 20. Jahrhundert, in: Michael Salewski (Hrsg.), Das nukleare Jahrhundert. Eine Zwischenbilanz, Stuttgart 1998 (= Historische Mitteilungen, Beiheft 28), S. 10-22.
69. Salewski (1998b): Michael Salewski, Vorwort, in: Michael Salewski (Hrsg.), Das nukleare Jahrhundert. Eine Zwischenbilanz, Stuttgart 1998 (= Historische Mitteilungen, Beiheft 28), S. 7-9.
70. Schmid (1932): Bastian Schmid, Über körperliche und geistige Fähigkeiten der Affen, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 53 (1932), S. 398-400.
71. Schmid (1994): Uwe Schmid, Müll ist mehr als Mist, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 110 (1994), S. 56-63.
72. Schnellfeuerkanonen (1889): o.A., Die Schnellfeuerkanonen, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 10 (1889), S. 179-186.
73. Schwornstädt (1929): Felix Schwornstädt, Front-Falttafel: Längsschnitt durch ein englisches Unterseeboot, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 50 (1929), o.S.

74. St.-Pauli-Landungsbrücke (1919), o.A., Die neue St.-Pauli-Landungsbrücke und der Elbtunnel in Hamburg, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 32 (1911), S. 180-189.
75. Stählerne Passagierdampfer (1881): o.A., Der stählerne Passagierdampfer Victoria, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 2 (1881), S. 96.
76. Streit (1954): Kurt Streit, Morgen fliegen wir mit dem Auto, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 71 (1954), S. 37-43.
77. Tageslicht (1931): o.A., Elektrizität aus Tageslicht, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 52 (1931), S. 308-310.
78. Telephonie (1890): o.A., Drahtlose Telephonie, Das neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 28 (1890), S. 300.
79. Telephonographie (1889): o.A., Die Telephonographie, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 10 (1889), S. 234-236.
80. Todtmann (1960): Heinz Todtmann, Atomkrieg – Segen oder Fluch?, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 77 (1969), S. 362-373.
81. Towerbridge (1895): o.A., Die neue Towerbrücke in London, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 16 (1895), S. 142-146.
82. Tzschaschel (1998): Rolf Tzschaschel, Atomkriege in der Science-Fiction, in: Michael Salewski (Hrsg.), Das nukleare Jahrhundert. Eine Zwischenbilanz, Stuttgart 1998 (= Historische Mitteilungen, Beiheft 28), S. 226-251.
83. Voßkamp (1990): Wilhelm Voßkamp, Utopie als Antwort auf Geschichte. Zur Typologie literarischer Utopien in der Neuzeit, in: Dieter Lamping, Dieter Weber (Hrsg.), Gattungstheorie und Gattungsgeschichte, Wuppertal 1990, S. 183-206.
84. Walter (1954): Max Walter, Hundertjährige unter sich, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 71 (1954), S. 85-91.
85. „Was das Buch will“ (1881), o.A., Vorwort zur Auflage, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 2 (1881), o.S.
86. Wassergas (1881): o.A., Wassergas als Brennstoff der Zukunft, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 2 (1881), S. 43.
87. Zeitalter der Maschinen (1909): o.A., Aus dem Zeitalter der Maschinen, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 30 (1909), S. 155-158.
88. Zukunftskrieg (1913): o.A., Front-Falttafel: Das Flugzeug im Zukunftskrieg, Das Neue Universum: ein Jahrbuch für Forschung, Wissen, Unterhaltung 34 (1913), o.S.

Atomkrieg und Literatur oder: die Unverdaulichkeit der Zukunft. Überlegungen zur „Futurologie des Essens“ in science-fiktionalen und wissenschaftlichen Texten

Anne D. Peiter

1. Einführung

Ausgehend von science-fiktionalen und wissenschaftlichen Texten der späten 1940er bis 1970er Jahre möchte ich die Frage untersuchen, wie die drohende Verseuchung von Nahrung durch einen möglichen, atomaren Schlagabtausch wahrgenommen und rhetorisch dargestellt wurde. Seit dem 6. August 1945 – dem ersten, an Krieg gebundenen Abwurf einer Atombombe – sahen sich Schriftstellerinnen und Schriftsteller zunehmend gehalten, ein Dilemma zu reflektieren, das Karl Jaspers in den 1960er Jahren wie folgt beschreiben sollte:

„Sie [„Amerika“ und „Russland“; A.P.] stellen mit gewaltigen Mitteln her, was sie nie anwenden möchten. Sie strengen alle Kräfte an, um diese Waffe so zu steigern, dass sie dem anderen dadurch überlegen werden. Man hält den Atomkrieg für unmöglich, und je stärker die Atomwaffe wird, für desto unmöglicher. Aber durch diese faktische Rüstung in einem sich steigernden Wettlauf bereiten sie paradoxerweise vor, was sie vermeiden wollen.“¹

Der gegnerischen Seite mit Rache zu drohen, bedeutete seit Hiroshima, dass Clausewitz' Formel „[D]ie politische Absicht ist der Zweck, der Krieg ist das Mittel, und niemals kann das Mittel ohne Zweck gedacht werden“ nicht länger als anwendbar gelten konnte. Es ging plötzlich im Wortsinn um Sein oder Nichtsein der Menschheit, um Überleben oder Sterben im globalen Maßstab. Zum einen konnte das „Nichtsein“ durch den Krieg selbst herbeigeführt werden, als seine unmittelbare Konsequenz. Zum anderen sahen sich ForscherInnen und AutorInnen jedoch auch veranlasst, die Möglichkeit eines langsamen Sterbens zu reflektieren, das z.B. durch die radioaktive Verseuchung von Nahrung zu befürchten stand.

Der Historiker John Lewis Gaddis beschreibt die Neuartigkeit der internationalen Situation mit den Worten:

„Staaten können selbst zum Opfer des Krieges werden, wenn die Waffen so zerstörerisch werden, dass sie die Zwecke gefährden, für die Kriege geführt werden. Unter solchen Umständen könnte durch die Anwendung von Gewalt zerstört werden, was verteidigt werden sollte.“²

Da also die Drohung, rächend Gleiches mit Gleichem zu vergelten, nicht länger erfolgversprechend war – bereits der erste Schritt hin zu einem atomaren Inferno enthielt die Gefahr einer Selbstauslöschung derer, die diesen ersten Schritt taten –, stellt sich die Frage, wie zeitgenössische literarische Fiktionen mit den neuen (sei es nun kurz-, sei es

¹ Jaspers (1962), S. 98.

² Gaddis (2007), S. 70.

mittelfristigen) Gefahren umgehen und welches Verhältnis sie zu „futurolologisch“-wissenschaftlichen Überlegungen unterhielten.

Insgesamt fällt auf, dass literarische Texte des „mainstreams“, in denen der Ausbruch eines Atomkrieges imaginiert wird, den politischen Motiven der jeweiligen politischen Akteure kaum Bedeutung beimessen. Oft wird der Abwurf von Atombomben als Folge eines technischen Unfalls oder des „Knopfdrucks“ eines einzelnen Verrückten dargestellt. Bei anderen AutorInnen wiederum wird nur vage von Missverständnissen zwischen den Entscheidungsträgern der feindlichen Blöcke gesprochen, so dass grundsätzlich die Absurdität des Kriegsausbruchs anschaulich wird. Es tritt die Angst vor den Konsequenzen in den Vordergrund, die sich aus den neuartigen Waffensystemen und der mit ihr vermachten radioaktiven Verseuchung von Städten und Anbaugebieten ergeben könnten.

Obwohl die Angst vielen Texten zugrunde liegt, schrecken die AutorInnen vor der Idee zurück, die Günther Anders als eminenter Kritiker der militärischen wie zivilen Atomkraft plausibel zu machen versuchte.³ Seiner Überzeugung nach herrschte seit Hiroshima eine „Pluralität der Allmacht“ – was bedeutete, dass die Idee effizienter Rache und die Möglichkeit zur Rettung der eigenen Nahrungsmittelversorgung ein für alle Mal ad acta gelegt werden müssten. Seine paradoxe Konzeption fasst er folgendermaßen zusammen:

„Die durch den Besitz der ‚Atomwaffen‘ gewonnene Omnipotenz liegt nicht in der Hand eines einzigen Staates. Seit die Vereinigten Staaten das atomare Monopol eingebüßt haben, ist die *Allmacht* zur Qualität anderer Staaten geworden; ist sie ‚pluralisiert‘ worden. Philosophisch bedeutet das: Da mehrere Mächte die größtmögliche Macht innehaben, gibt es keinen ‚Größten‘ mehr; der Superlativ ist sinnlos geworden.“⁴

Weil nun viele AutorInnen davor zurückschreckten, die Menschen unterschiedslos als „Moritur[i] des atomaren Zeitalters“ zu begreifen, überwogen auf dem europäischen wie nordamerikanischen Buchmarkt die Versuche, in Fiktionen die Überlebarkeit von Atomkriegen zur Darstellung zu bringen – und damit dann doch so etwas wie die Hoffnung auf die „Verdaulichkeit“ der Zukunft zurückzugewinnen. Zwar wurde eingeräumt, dass die voraussehbare Zerstörung die Zerstörung aller bisherigen Kriege bei weitem übertreffen werde, doch insgesamt blieb bei vielen AutorInnen des „mainstreams“ die Idee erhalten, dass trotz hoher Opferzahlen ein ökonomischer Wiederaufbau, eine gerechte Verteilung unverseuchter Nahrung und eine demographische Normalisierung möglich sein würden. Pascual Jordans „Der gescheiterte Aufstand“ steht beispielhaft für diese Apologie der Zukunft nach einem nuklearen Inferno. Paul Briens hat die literarische Darstellung von Atomkriegen anhand von Hunderten von Büchern untersucht und kommt zu einem Schluss, der sich auch aus den von mir analysierten Texten ergibt:

„Yet most of those who have depicted nuclear war or its aftermath in fiction have done so in ways that avoid coming to terms with the nature of a nuclear war in the real world. There are (...) commercial reasons for this avoidance. The subject has never been truly popular (...): realistic depictions of nuclear holocaust are too disturbing to appeal to a mass audience. The experience of reading such a work is too

³ Ich denke zum Beispiel an den Roman von Wörner (1948).

⁴ Anders (1972), S. 13-14. Hervorhebung im Original.

much like staring into one's own grave. The best-seller status of Shute's *On the Beach* was an anomaly, perhaps due in part to the book's careful exclusion of all aspects of the war except the relatively tidy effects of the blanket of fallout which ungulfs the globe. It contains no melted eyeballs, no hanging flaps of skin, no suppurating sores, no cancerous lesions, no mounds of rubble, no deformed babies – in short, no nuclear war.“⁵

Zu den Texten, die von diesem Erzählmuster abweichen, gehören hingegen Mordechai Roshwalds „Level 7“, Helen Clarksons „The last day“, Günter Eichs „Träume“ sowie der von Brian erwähnte, ambivalente Bestseller „On the Beach“ von Nevil Shute. In diesen Büchern wird zur Darstellung gebracht, dass die Anwendung von Rache auf die Urheber der Rache zurückschlagen und in ein planetarisches Sterben münden würde. Die Konsequenzen, die die Radioaktivität für die betroffenen Länder und ihre Bewohner hat, werden hier z.T. detailreich ausgemalt. Auffällig ist außerdem, dass in diesen Texten die Idee des Jüngsten Gerichts – als einer Art unvermeidlicher göttlicher Rache am Menschen – zurücktritt und ganz das Menschengemachte des Infernos in den Vordergrund rückt. Doch dass Zukunft als unverdaulich wahrgenommen wird, ist selten. Was überwiegt, ist die Unvorstellbarkeit bestimmter Gefahren.

2. Wer „A“ sagt, muss auch „B“ sagen

Zu den einflussreichsten AutorInnen, die sich mit futurologischen Fragen beschäftigten und dabei der Nahrungsmittelversorgung Bedeutung beimaßen, gehörte Hermann Kahn, eminenter Militärstrategie, Mitglied der RAND Corporation und Autor des 1960 erschienen, kontrovers diskutierten Buches „On thermonuclear war“, das entscheidenden Einfluss auf die strategischen Pläne der US-Regierung hatte. Dieses Buch soll im Folgenden im Zentrum stehen. Es geht mir um eine sprachliche Mikroanalyse, die zeigen soll, wie ein Systemtheoretiker seine Zukunftsvisionen rhetorisch fasste.

Im Rahmen seiner Überlegungen zum Problem der radioaktiven Verseuchung beschäftigt sich Kahn mit dem Verhältnis von Innen- und Außenwelt. Er betrachtete es als seine Aufgabe, unabhängig von dem, was Überlebenden von Hiroshima und Nagasaki im „Weiter-Leben“ widerfuhr, Pläne für eine Zukunft zu entwerfen, in der die Menschen sich zum Problem strahlenverseuchter Nahrung – also zu etwas Unsichtbarem, Unriechbarem, Unhörbarem, haptisch und geschmacklich nicht Fassbarem – würden verhalten müssen.⁶ Dem Credo gemäß, dass die Amerikaner Konzepte für die „Gewinnbarkeit“ des Krieges zu entwickeln hätten, galt sein Interesse nicht der Frage der „Verhinderung“ von Verstrahlungen, sondern vielmehr den Organisationsformen, zu denen die amerikanische Gesellschaft finden sollte, um – Carl Friedrich Weizsäckers Formel variierend – „mit der Strahlung zu leben“. Fatalistisch wird also stets von der Voraussetzung ausgegangen, dass es zu einer flächendeckenden Verstrahlung kommen werde. Doch die furchtbaren Konsequenzen, die sich mit einem solchen Szenario

⁵ Brians (1987), S. 65. Hervorhebung im Original.

⁶ Siehe zum Problem der fehlenden Wahrnehmbarkeit der Radioaktivität meinen Aufsatz: „Atomgestank. Strahlung in der Pazifik-Literatur der 1940er und 1950er Jahre“. Vgl dazu bitte Peiter (2017), S. 373-390. Meine Habilitationsschrift, die den Titel „Träume der Unverhältnismäßigkeit“ trägt und sich u.a. mit der literarischen Imagination von Atomkriegen beschäftigt, steht kurz vor ihrem Abschluss. Peiter (2018).

verbinden würden, erscheinen bei Kahn im Lichte des Konzepts, das sein gesamtes Buch grundiert: Es wird unterschieden, und das heißt: es wird überhaupt die Unterscheidbarkeit verschiedener Optionen angenommen. Ziel dieses spieltheoretischen Ansatzes ist es, strategische Konzepte zu entwickeln, die einen Atomkrieg trotz aller Gefahren zu einer gangbaren Lösung machen würden.

In diesem Kontext ist die Frage nach der Lebensmittelversorgung nach dem Krieg von fundamentaler Bedeutung. Der Leserschaft wird die Unterscheidbarkeit von Lebensmitteln unterschiedlicher Verseuchungsgrade aufgetischt. Die folgende Passage einer genauen, rhetorischen Analyse zu unterziehen, soll meine Aufgabe sein, und zwar mit dem Ziel, Zugang zu Zukunftsvisionen zu finden, die politisch wirkungsmächtig waren:

„How much would we have to drop our standards in a realistic attack situation? I suggest that something like the following rather dangerous-looking standards might be both adequate and acceptable in some postwar worlds. The common contaminated food which would be the major source of Sr-90 might be classified into five grades – A, B, C, D, and E. Food in each of these five grades if eaten with no other alleviatory measures (such as supplementary calcium in a diet), might result in the levels of contamination in new bone (...). The A food would be restricted to children and to pregnant women. The B food would be a high-priced food available to everybody. The C food would be a low-priced food also available to everybody. Finally, the D food would be restricted to people over age forty or fifty. Even though this food would be unacceptable for children, it probably would be acceptable for those past middle age, partly because their bones are already formed so that they do not pick up anywhere near as much strontium as the young, and partly because at these low levels of contamination it generally takes some decades for cancer to develop. Most of these people would die of other causes before they got cancer. Finally, there would be an E food restricted to the feeding of animals whose resulting use (meat, draft animals, leather, wool, and so on) would not cause an increase in the human burden of Sr-90.“⁷

Die strikte Trennung von Mensch und Umwelt, d.h. die Abwehr gegenüber allen Konzepten, die im Angesicht der alles durchdringenden Radioaktivität ihre Ununterscheidbarkeit betonen, wird hier exemplarisch deutlich. Während die bereits erwähnten Autoren Eich und Clarkson betonen, dass im Falle radioaktiver Verseuchung alle Formen von Grenzziehung illusorisch werden – Radioaktivität geht, geradezu geisterhaft, durch Wände und Körper –, ist Kahn damit beschäftigt, die Omnipräsenz der Strahlung durch die Konzeptualisierung verschiedener Verseuchungsgrade als „akzeptabel“ (so eines seiner Lieblingswörter) erscheinen zu lassen. Und „akzeptabel“ heißt eben, dass es mit Blick auf die Radioaktivität doch so etwas wie ausgesparte oder wenigstens „teilweise“ ausgesparte Bereiche des Lebens geben wird. Die Radioaktivität wird da sein, doch nicht überall in gleicher Stärke. Darin liegt für Kahn die Chance, nicht zuletzt für die Lebensmittelversorgung.

Da aber auch er nicht umhin kann, zuzugeben, dass mit der Verstrahlung das allgemeine Krebsrisiko steigen wird, sieht er sich gezwungen, mit Blick auf die Nahrungsmittelversorgung nicht nur verschiedene Verstrahlungs-, will heißen: Akzeptanzgrade vorzuschlagen. Vielmehr

⁷ Kahn (2007), S. 676-677.

splittert er die Akzeptanzgrade – A, B, C, D und E – dann ihrerseits in Bezug auf die Frage auf, „wer“ die verstrahlte A-, B-, C-, D- und E-Nahrung jeweils zu sich nehmen wird. Den Menschen, die im Alter weiter fortgeschritten sind („fourty or fifty“), wird die Botschaft vermittelt, die Akzeptanzgrade würden für sie die höchsten sein. Das habe damit zu tun, dass sie, anders als andere Altersgruppen, die Nahrung so gut wie aller Akzeptanzgrade – nämlich A bis D – würden zu sich nehmen können. Die Auswahl an Nahrung wird für sie folglich am größten sein. Dieser Umstand verdankt sich der Tatsache, dass ihre Knochen nicht so anfällig für Krebs sind wie die von Kindern oder Embryonen. Der durch Verstrahlung verursachte Krebs sieht sich also durch die Tatsache überlistet, dass ab einem bestimmten Alter andere Todesursachen dem Krebs den Rang ablaufen. Man kann es auch so wenden: Der Trost besteht darin, dass ältere Menschen gar nicht erst die Möglichkeit haben werden, an Krebs zu sterben, weil sie schon vorher gestorben sein werden. Der Tod ist also der Verhinderer von Tod.

Was diese Todeswahrnehmung zeigt, ist, dass Kahn stets von der „vollendeten“ Zukunft her denkt, und nicht von der Zukunft: Der Krebstod wird unmöglich gemacht „worden sein“. Unmöglich jedoch nicht durch die Bereitstellung unverseuchter Nahrung, durch die das Risiko von Knochenkrebs gar nicht erst erhöht wird, sondern vielmehr durch die Tatsache, dass der Mensch, bevor er stirbt, schon gestorben „sein wird“. Noch einmal: Der Tod kommt dem Tod zuvor; der Tod ist die beste Waffe gegen die tödliche Wirkung zu hoher Strahlenbelastung. Niemand wird die verseuchte Nahrung mit so großer Selbstgewissheit zu sich nehmen werden können, wie diejenigen, die wissen, dass sie „sowieso“ so gut wie tot sind. Der vollendete Beweis für den hohen Akzeptanzgrad von Nahrung, die selbst Produkten mit dem Label D zukommt, ist die Vollendung des Menschenlebens, die grammatisch der vollendeten Zukunft entspricht.

Hinzu kommt Kahns Angebot an die Leserschaft, D-Nahrung mit E-Nahrung zu vergleichen. E-Nahrung ist für Tiere, nicht für Menschen. Insofern können sich die Menschen, die aufgrund ihres Alters der Kategorie „Tiernahrung“ schon ganz nah gerückt sind, der Zuerkennung des Rechts erfreuen, von der E-Nahrung ausgenommen zu werden. Qua Nahrung bleiben die Alten („fourty or fifty“), wenn auch um einige Nahrungs- (und mithin um Menschen-)Grade herabgemindert, „Menschen“. Und Menschen haben per definitionem Anrecht auf Menschennahrung und auf die Verweigerung all dessen, was durch den Buchstaben „E“ dann doch als unakzeptabel eingestuft werden muss.

Auch für die von Krebs bedrohten Kinder bestehen hoffnungsreiche Aussichten. Während die Alten das Privileg genießen, durch den Sowieso-Tod dem Krebstod zu entgehen, wird den Kindern das Recht zugestanden, die besten aller Nahrungsmittel zu erhalten und so der Tatsache, dass das Sowieso für sie noch nicht gilt, ein Schnippchen zu schlagen. Sie behaupten sich gegenüber der Tierwelt als Menschen des höchsten Grades. Dass mit der Zeit die Kinder dieses Grades verlustig gehen – nämlich durch eine Art Abstieg in die Alters-Kategorien von B, C und D –, liegt ganz in der Logik der Sache: In dem Maße, in dem bei ihnen qua Älterwerden das Privileg wächst, dem Krebstod durch einen anderen Tod zu entgehen, verschwindet das Privileg, das darin bestanden hatte, sich ausschließlich von A-Nahrung ernähren zu dürfen. „Wer A sagt, muss auch B sagen“, belehrt das Sprichwort. Kahns Konzept zielt also auf eine gerechte, gesamtgesellschaftliche Balance: Damit die Chancengleichheit gegenüber Knochenkrebs und Tod gewährleistet sei,

müsse sich der langsame Abstieg in puncto Nahrungsmittelkategorie (A, B, C und D) proportional zum Aufstieg in puncto Altersklasse verhalten. Je jünger ein Mensch ist, desto weniger verseucht darf – mit Blick auf sein vergleichsweise hohes Krebsrisiko – seine Nahrung sein. Umgekehrt gilt: Je älter er ist, desto verseuchter darf – mit Blick auf sein vergleichsweise geringes Krebsrisiko – seine Nahrung sein: B, C, D.

In Gabriele Wohmanns Erzählung „Ein russischer Sommer“ kommt es, ganz in Entsprechung zu diesem Szenario, zu einem Konflikt zwischen der jungen Generation und dem Großvater, der sich um die Konsequenzen der Radioaktivität für das „tägliche Brot“ sorgt: „Wir aber lachen ihn dann aus, denn er ist ja gut dran, so alt, so alt, was kann denn ihm noch in zehn Jahren schaden!“⁸ Während hier jedoch die ironische Haltung der Erzählinstanz Wohmanns kritische Distanz zu optimistischen Zukunftsvisionen beweist, ist Kahns Text vollkommen unironisch.

Chancengleichheit kommt bei ihm durch einen bestimmten Umgang mit dem Alphabet zustande. Der Vorschlag, den er seiner Leserschaft unterbreitet, beruht auf extremer Selbstbescheidung. Statt für die Kennzeichnung unterschiedlicher Verseuchungsgrade auf „sämtliche“ Buchstaben zurückzugreifen, kommen bloß fünf zum Einsatz. Das garantiert die Übersichtlichkeit der Gradeinteilungen. Es garantiert außerdem, dass ein Mensch, der nur Anrecht auf das B hat, sich den Kindern, die ausschließlich von A leben, noch ganz nahe fühlen kann: Immerhin folgt B gleich auf A. Es besteht also Nachbarschaft, und zwar sowohl bezüglich der Buchstaben als auch bezüglich der Verseuchungsgrade. Das Gleiche gilt für C: C folgt gleich nach B, so dass der Unterschied zwischen C und B ebenfalls nur ein gradueller ist. Würden das Raster in sich stärker ausdifferenziert (z.B. von A bis P oder gar von A bis Z), bestünde die Gefahr, dass sich die Menschen unterschiedlicher Altersklassen durch viele Buchstaben voneinander getrennt sähen. Der Extremfall läge vor, wenn ein A-Kind mit einem Z-Greisen bei Tische säße. Die Menge an Buchstaben, die letzteren von der besten Kategorie trennte, könnte, so die implizite Befürchtung in Kahns Text, zu Konflikten Anlass geben.

Weil aber die Ordnung der Buchstaben eine rein konventionelle Angelegenheit ist, A also keineswegs wichtiger ist als B oder C, D oder E, scheint auch die Einteilung von Verseuchungsgraden konventionell (und nicht etwa realitäts-, d.h. radioaktivitätshaltig) zu sein. Hinzu kommt der Vorteil, dass die Verwendung von A, B, C, D und E einer Tarnsprache den Weg weist: Man isst A, B, C, D oder E und nicht etwa „kaum verseuchte Nahrung“, „verseuchte Nahrung“, „stark verseuchte Nahrung“, „sehr stark verseuchte Nahrung“ oder gar „unzumutbar verseuchte Nahrung“. Die Buchstaben wirken – ebenso wie Statistiken – ordentlich und kohärent, und so sind wir bei Günther Anders' Feststellung, dass die Art der Präsentation von „Fakten“ die „Fakten“ beeinflusst: Wenn etwas „ordentlich aussieht, scheint die dargestellte Sache selbst gleichfalls in Ordnung“.⁹ Das einzige Problem, das Kahn zufolge noch einer Lösung harrt, ist die Frage des ökonomischen Rahmens, in dem die Verteilung von A-, B-, C-, D- und E-Nahrung erfolgen soll. Die größte ethische Herausforderung stellt in seinen Augen die Aufgabe dar,

⁸ Wohmann (1987), S. 127.

⁹ Anders (1959), S. 170.

Rationierungsmaßnahmen mit der Aufrechterhaltung marktwirtschaftlicher Prinzipien zu vereinbaren.

„The reason for the suggested difference in price of the B and C foods comes from assuming some sort of a free market mechanism; we wish to encourage the production of the B food and to discourage that of the C food. Price differences would keep the demand and supply in equilibrium. We do not want to discourage B food, we want all there is of it to be consumed. If there were no free market, some sort of rationing of B food would be required, but this could introduce all kinds of serious administrative, political, and ethical difficulties and would not encourage expanded production of B food unless some subsidy were granted – implying further complications. A reasonable rationing procedure might restrict the B food to those between the ages 15-30 and the C food for those between the ages 30-45; those over 45 eating the D food.“¹⁰

Die Ausführlichkeit, mit der sich Kahn den marktwirtschaftlichen Prinzipien widmet, ist kein Zufall. Schon in anderen, vorhergehenden Abschnitten ist vom Preissystem die Rede, das dafür sorgen sollte, die Zugänglichkeit bestimmter Nahrungskategorien für alle zu gewährleisten, ohne staatlicherseits ins freie Spiel von Angebot und Nachfrage einzugreifen. Sehen wir uns diese Sätze noch einmal genauer an: „The B food would be a high-priced food available to everybody. The C food would be a low-priced food also available to everybody. Finally, the D food would be restricted to people over age forty or fifty.“ Das wiederkehrende Motiv dieser Passage ist enthalten in den Worten „available“ und „everybody“. Es soll betont werden, dass niemand von der Nahrung eines bestimmten Akzeptanzgrades – hier B und C – ausgeschlossen werden soll. Nicht Rationierung bestimmt, wer was essen darf, sondern allein das Verhältnis von Angebot und Nachfrage, d.h. das Prinzip „freier“ Preisbildung.

Trotz Kahns Versicherungen stellt sich die Frage, wie die allgemeine Zugänglichkeit von B- oder C-Nahrung bewerkstelligt werden soll, wenn die betreffende Person die Preise, die auf dem Markt für sie bezahlt werden müssen, nicht zahlen kann. Dem Dilemma, dass die Restriktionen, die bezüglich der Zugehörigkeit zu verschiedenen Altersklassen aufgestellt werden müssten, von Restriktionen sozialer Art überlagert werden würden, entgeht Kahn problemlos: Indem er betont, dass E-Nahrung beschränkt sei auf Personen über vierzig oder fünfzig, lässt er die Erleichterung derjenigen, die zwar keine Kinder oder keine schwangeren Frauen sind, doch altersmäßig unter vierzig oder fünfzig liegen, auf das gesamte System abfärben. Denn wenn man weiß, dass man, weil man noch nicht vierzig oder fünfzig ist, freien Zugang zur B- und C-Nahrung hat, tritt das Problem in den Hintergrund, dass es Leute geben könnte, die zwar wegen ihres Alters theoretisch das Recht auf B- oder C-Nahrung hätten, sich aber nichts anderes leisten können als D oder, schlimmer noch, E. Mit anderen Worten: Was vorprogrammiert ist, ist die soziale Diskriminierung von Alten und sozial Schwachen. Nur wird diese Tatsache überdeckt durch den Sog der Privilegien, die sich ins Gewand der Chancengleichheit kleiden („available for everybody“).

¹⁰ Kahn (2007), S. 67.

Es gehört wenig Phantasie dazu, sich vorzustellen, wie bei den bestehenden sozialen Unterschieden Privilegien (A, B oder C) an den Meistbietenden gegen eine entsprechende Summe abgetreten würden. Reiche alte Leute, die Schwangeren ihr Recht auf A-Nahrung abkaufen; 39-jährige, die ihren Eintritt in die C-Klasse durch die Bezahlung bestimmter Preise hinauszuzögern verstünden; finanzschwache Familien, die sich mit niedrigeren Nahrungskategorien begnügen würden, um andere Anschaffungen tätigen zu können. Wie realistisch solche Ausblicke sind, zeigen die vielfältigen Beispiele, in denen der Schwarzmarkt Restriktionen und Rationalisierungen, die in einen als „frei“ bezeichneten Markt eingriffen, problemlos unterlief. Anders gesagt: Die Vorschläge Kahns laufen nicht allein auf eine „Selektion“ der Alten hinaus, sondern ebenso auf eine soziale „Selektion“. Über Leben und Gesundheit wird entscheiden, ob man sie sich leisten kann oder nicht. Krebs oder Nicht-Krebs sind also weniger ein Problem der Zeit („it generally takes some decades for cancer to develop“), sondern weit mehr ein Problem der Bezahlbarkeit.¹¹

Die Akzeptanz würde dennoch gesichert, und zwar durch die Zusicherung „Finally, there would be an E food restricted to the feeding of animals (...)“. Mit diesem Satz zeigt Kahn an, dass niemandem, sei er auch noch so finanzschwach, zugemutet werden wird, tierischen Fraß (bzw. genauer: tierisch verseuchten Fraß) zu fressen. In Bezug auf das, was eh niemand essen will, zeigt sich Kahn unerbittlich: Kein Mensch muss E-Nahrung schlucken. Die Freiheit, solche Nahrung abzulehnen, ist total. Da aber „sowieso“ davon auszugehen ist, dass niemand freiwillig E-Nahrung zu sich nehmen wird, ist die Versicherung, dieser Grad an Verseuchung werde Tieren vorbehalten sein, keine wirkliche Aussage über die Freiheit zur Ablehnung. Eigentlich ist die Tiernahrung nur dazu da, den Teilhabern der D-Gruppe das Gefühl zu geben, dass es, wider Erwarten, noch jemanden unter ihnen gibt. Die Erleichterung, die aus der Einsicht resultiert, zwar leider D-Nahrung essen zu müssen, nicht aber E-Nahrung, verdeckt zugleich, dass in Wirklichkeit alle Kategorien – von A bis D – E-Nahrung zu sich nehmen. Denn wie soll garantiert werden, dass mit E-Nahrung gefütterte Tiere ihr „Str 90“ nicht an die Nahrung abgeben, sobald sie selbst auf dem Tisch der Menschen landen? Die Tröge mit E-Fraß bleiben auf die Tiere beschränkt, ebenso die mit diesen Trögen verbundene Tragödie. Die Grenzziehung, die eingangs als rhetorisches Grundprinzip der Kahnschen Argumentation erwähnt wurde, funktioniert. Gezielt wird auf den „Selbstzwang des deduzierenden Denkens“, der Hannah Arendt zufolge in dem „Wer A gesagt hat, muss auch B sagen“ vorzüglich zum Ausdruck kommt.

„Das Zwingende des Arguments liegt in dem „Du darfst dir nicht selbst widersprechen“, und das Zwingende in diesem seltsamen Gebrauch des Satzes vom Widerspruch liegt in der Annahme, dass Widerspruch alles sinnlos macht, dass Sinn und Stimmigkeit das gleiche sind.“¹²

¹¹ Kritisch und phantasiebegabt ist hingegen Mordecai Roshwald, der sich die sozialen Konsequenzen vorstellt, die sich aus der Abschottung verschiedener Gesellschaftsschichten in einem Leben in der „Unterwelt“ ergeben: „But what will an élite do when it's all on its own. If an élite hasn't a crowd to contrast itself with, what will happen to it? I think living by themselves may prove hard for our selected civilians – and not only the honoured few on Level 5.“ Zum Text siehe bitte Roshwald (1989), S. 104.

¹² Arendt (2008), S. 969.

3. Wer „A“ gesagt hat, muss nicht unbedingt „B“ sagen

Nachdem wir in einem ersten Schritt einen eminenten Apologeten der Bereitschaft zum atomaren Krieg kennen gelernt haben, sollen jetzt Gegenstimmen zu Wort kommen. Die Produkte des literarischen Marktes spiegeln das widersprüchliche, politische Klima und damit eine ausgedehnte Debatte zu den Gefahren der atomaren Aufrüstung. Eine der Figuren von Clarkson liefert den entsprechenden Kommentar zum Kahnschen Strontium 90 – den fälligen Widerspruch also:

„Another thing that bothered me was the fact that just about the time they found children were getting more strontium 90 than had been expected, they raised the maximum permissible dose. That may have been coincidence, of course, but it certainly made the statistics look better just as your check book looks richer if you're writing checks in a highly inflated currency.“¹³

Wie ein Echo auf Kahns Empfehlungen bezüglich der Rationierungsmaßnahmen wirkt außerdem in Judith Merrils „Shadow on Earth“ die Klage einer Haushälterin, die nach dem Inferno für Freunde und Familie Nahrung zu besorgen versuchte:

„People thought it was hard to get food in the last war,‘ Veda said. ‚But there never was anything like this before. I had to stand in line near three hours before I got inside that store and then I tried to tell about them kids that are coming, but that squadman wouldn’t listen to nobody. He said I had proof fer five people, and five people was all I was goin’ to get food for. Never even thought to ask was all five home. He took a look to see all the names was different, an’ told Mr. Monnassey to give me fer five.“¹⁴

Zu erwähnen ist außerdem Roshwalds Roman „Level 7“, in dem sich die verfeindeten Lager in atomsicheren Bunkern eingraben, durch einen technischen Defekt dann aber selbst im untersten – also sichersten – Stockwerk von der Radioaktivität eingeholt werden. Ein Massensterben beginnt, das auch auf die Verseuchung der Nahrung zurückzuführen ist. Die letzten Überlebenden, die sich lange Zeit als privilegiert betrachten dürfen, gehen dem sicheren Tod entgegen: „Level 7 is emptying fast. I went out for lunch again just now, and the place looked like a battlefield. Corpses scattered around everywhere. But not a wound to be seen.“¹⁵ Das Buch endet mit den Sätzen, die der Ich-Erzähler seiner zunehmenden Schwäche abringt. Seine tödliche Ermattung drückt sich typografisch im wachsenden Abstand zwischen den Worten aus:

„I do not think I can write any more. But I must try hard. This is my contact with – with what was. Sunshine was. Does the sun still shine? I cannot read the clock across the room. But it is still light. No. Dark. I cannot see Oh friends people mother sun I I.“¹⁶

¹³ Clarkson (1959).

¹⁴ Merril (1950), S. 193.

¹⁵ Roshwald (1989), S. 179.

¹⁶ Ebd., S. 183.

Die Literatur ist mitunter also widersprüchlicher (und also widerständiger?) als die wissenschaftliche „Futurologie“: Bei Clarkson erweist sich die Hoffnung, Konserven böten unverseuchtes Essen, als Illusion. Bei Merrill ist das Ende der Kämpfe nur der Beginn von neuen, dieses Mal Verteilungskämpfen. Bei Roshwald gewinnt die Verseuchung, ebenso wie das Sterben, eine planetarische Dimension. Und auch in der deutschen Literatur vom Anfang der 1950er Jahre gibt es Stimmen, in denen die Verseuchung der menschlichen Körper als tödliche gedacht wird. So wird in Günter Eichs Hörspiel „Träume“ ein Szenario entworfen, in dem die gesamte Stadt New York mitsamt ihrer Bewohner von krebsartig wuchernden Termiten von innen her zerfressen wird. Die Mutter eines jung verheirateten Paares legt sich zu einem Schläfchen nieder – und erwacht nicht mehr. Der heimkehrende Schwiegersohn mahnt seine Frau (die stets als „Tochter“ bezeichnet wird), sich von ihren Illusionen zu befreien und nicht länger ans Essen zu denken:

TOCHTER Mama ist zu Besuch gekommen.

BILL Wo ist sie?

TOCHTER Hier im Zimmer –

Die Tür wird geöffnet, die Radiomusik klingt näher.

Sie schläft, sie ist müde von der Reise. Hast du Hunger? ,

BILL Nein.

TOCHTER Das Essen ist gleich fertig. Es gibt Kalbsleber.

BILL Ich will nichts.

TOCHTER Dein Lieblingsgericht!

BILL Ich habe keinen Hunger. Mama scheint sehr fest zu schlafen.

TOCHTER Ich mache das Essen fertig, und dann wecken wir sie.

BILL Ach, lass das Essen! [...] Sag mal, ist Mama plötzlich müde geworden? Ich meine: Hat man vorher gar nicht gemerkt, dass sie müde war?

TOCHTER Sie sagte auf einmal, sie wollte sich hinlegen. Ich sollte sie wecken, wenn du kommst. Ich wecke sie jetzt.

BILL Du kannst sie nicht mehr wecken. Sie ist tot.¹⁷

Gegessen wird nach diesem Dialog nicht mehr. Die Stadt bricht in sich zusammen. Die Kalbsleber bleibt unberührt. Mit diesem grausigen Schluss reiht Günter Eich sich jedoch in die Gruppe von Kritikern ein, die dafür plädieren, dass derjenige, der „A“ sagt, durchaus nicht auch „B“ sagen muss.

¹⁷ Eich (1991), S. 382. Auslassung im Original.

Literatur

1. Anders (1959): Günther Anders, Der Mann auf der Brücke. Tagebuch aus Hiroshima und Nagasaki, München 1959.
2. Anders (1972): Günther Anders, Endzeit und Zeitenende. Gedanken über die atomare Situation, München 1972.
3. Bennett (1954): Margot Bennett, The long way back, London 1954.
4. Brians (1987): Paul Brians, Nuclear holocausts. Atomic war in fiction, 1895-1984, Kent 1987.
5. Clarkson (1959): Helen Clarkson, The last day, New York 1959,
http://www.pages.drexel.edu/~ina22/301/NOVEL-Last_Day2.htm (gesehen: 27.10.2017).
6. Dowling (1987): David Dowling, Fictions of nuclear disaster, Iowa City 1987.
7. Eggebrecht (1947): Axel Eggebrecht, Was wäre, wenn.... Ein Rückblick auf die Zukunft der Welt, Hörspiel, Hamburg 1947.
8. Gaddis (2007): John Lewis Gaddis, Der Kalte Krieg. Eine neue Geschichte, München 2007.
9. Gregor-Dellin (1959): Martin Gregor-Dellin, Der Nullpunkt, Wien/München/Basel 1959.
10. Hersey (1947): John Hersey, Hiroshima. Ein Tatsachenbericht, Stuttgart 1947.
11. Hölscher (1999): Lucian Hölscher, Die Entdeckung der Zukunft, Frankfurt a.M. 1999.
12. Jahn (1961): Hans Henny Jahn, Die Trümmer des Gewissens, in: Hans Henny Jahn, Dramen, Band 2, Hamburg 1961, S. 749-976.
13. Jaspers (1958): Karl Jaspers, Die Atombombe und die Zukunft des Menschen. Politisches Bewusstsein in unserer Zeit, München/Zürich 1958.
14. Jordan (1956): Pascual Jordan, Der gescheiterte Aufstand. Betrachtungen zur Gegenwart, Frankfurt a.M. 1956.
15. Jungk (1953): Robert Jungk, Die Zukunft hat schon begonnen. Amerikas Allmacht und Ohnmacht, Stuttgart/Hamburg 1953.
16. Kahn (2007): Herman Kahn, On thermonuclear war, New Brunswick/London 2007.
17. Kipphardt (1988): Heinar Kipphardt, In der Sache J. Robert Oppenheimer. Ein Stück und seine Geschichte, Frankfurt a.M. 1988.
18. Kirst (1961): Hans Hellmut Kirst, Keiner kommt davon. Bericht von den letzten Tagen Europas, München/Wien/Basel 1962.
19. Laurence (1948): William Laurence, Dämmerung über Punkt Null. Die Geschichte der Atombombe, München/Leipzig 1948.
20. Merlin (1948): Gilbert Merlin, Ein Marsmensch reist durch unsere Zeit. Ein Buch, das verboten werden müsste, Bonn 1948.
21. Merrill (1950): Judith Merrill, Shadow on the earth, New York 1950.
22. Peiter (2007): Anne D. Peiter, Komik und Gewalt. Zur literarischen Verarbeitung der beiden Weltkriege und der Shoah, Köln 2007.
23. Peiter (2017): Anne D. Peiter, „Atomgestank“. Strahlung in der Pazifik-Literatur der 1940er und 1950er Jahre, in: Johannes Görbert, Mario KumeKawa, Thomas Schwarz (Hrsg.), Pazifikismus: Poetiken des Stillen Ozeans, Würzburg 2017, S. 373-390.
24. Peiter (2018): Anne D. Peiter, Träume der Unverhältnismäßigkeit. Kolonialismus, Nationalsozialismus, Kalter Krieg, Publikation in Vorbereitung, 2018.

25. Roshwald (2004): Mordecai Roshwald, Level 7, herausgegeben und eingeleitet von David Seed, London 2004.
26. Schell (1982): Jonathan Schell, Das Schicksal der Erde. Gefahr und Folgen eines Atomkriegs, München/Zürich 1982.
27. Shute (1957): Neville Shute, On the beach, New York 1957.
28. Wessel (1962): Oskar Wessel, „Hiroshima“, in: Hansjörg Schmitthenner, Sechzehn deutsche Hörspiele, München 1962, S. 219-234.
29. Williams (1981): Paul O. Williams, The dome in the forest, New York 1981.
30. Wörner (1948): Hans Wörner, Wir fanden Menschen. Roman einer Expedition, Braunschweig 1948.

Schicksal – Zukunft – und das Leben als Spiel.

Was die Geschichtswissenschaft über die Zukunft auszusagen vermag

Armin Heinen

1. Die Vielfalt der Zukünfte als Herausforderung an die Historiographie

Wenn Geisteswissenschaftler, Historiker insbesondere, die Zukunft thematisieren, fallen die Antworten höchst vorsichtig aus. Denn was immer sie in Verlängerung der Vergangenheit für die Zukunft als wichtig erachten, unterliegt zugleich dem Vorbehalt der Kontingenz, also der prinzipiellen Offenheit menschlicher Lebenserfahrung, dem unbestreitbaren Zufall und der nicht zu ergründenden Willensentscheidung. Das gilt sogar für ganz verschiedene Zukunftsformen. Denn offensichtlich gibt es differierende Wege in die Welt der Zukunft. Anders formuliert: Der Mensch beschreitet täglich unterschiedlich tragfähige Brücken, die alle in die Zukunft führen, aber ungleich konstruiert sind und nur kryptisch zu erkennende Sicherheitsmerkmale aufweisen:

- a) Stark „pfadabhängige“ Sachverhalte wie die Bevölkerungsentwicklung sind über einen begrenzten Zeitraum im Trend recht gut vorherzusagen. Hier unterliegt die Zukunft dem Gesetz der „großen Zahl“. Freilich gilt selbst für die demographische Entwicklung als klassisches Beispiel für die trend- und wahrscheinlichkeitstheoretisch fundierte Zukunftsvorhersage, dass die Voraussetzungen kalkulierbar bleiben müssen, die Lebensoptionen der Menschen sich durch ein Ereignis nicht plötzlich ändern, die Einwanderungsraten vorhersehbar sind, der medizinische Fortschritt sprunghaft verläuft und die Altersversorgung gesichert ist.
- b) Andere Sachverhalte, wie die zukünftige Struktur des internationalen Systems, erkunden Historiker und Sozialwissenschaftler eher in Form von Szenarien, um damit auf alternative Entwicklungswege vorbereitet zu sein.
- c) Schließlich lassen sich für die Folgen des Atomausstiegs (abhängig von der Energiepreisentwicklung, der Wahrnehmung der von Atomkraftwerken ausgehenden Gefahren, dem technologischen Fortschritt, Investitionen in alternative Energien, Koalitionsentscheidungen politischer Parteien) kaum mehr als begründete Vermutungen formulieren.

Jede Zukunftsvorstellung jenseits des in langer Frist Unveränderbaren muss das Handeln der Menschen einbeziehen, resultiert aus kulturell jeweils verschiedenen Wahrnehmungen und Bewertungen des Vergangenen, aus offenen und weniger offenen Diskursen, aus höchst komplexen und somit schwer vorhersehbaren Entscheidungsverläufen. Zukunft ist zwar durch die Vergangenheit geprägt, aber die Komplexität des Lebens, die Freiheit des Menschen und die Launen der Natur (Erdbeben, Vulkanausbrüche, Wetterphänomene, Mutationen) bestimmen doch so stark die zukünftige Entwicklung, dass Aussagen über die Zukunft allenfalls Möglichkeitsräume unter sehr genau beschriebenen Bedingungen beschreiben.

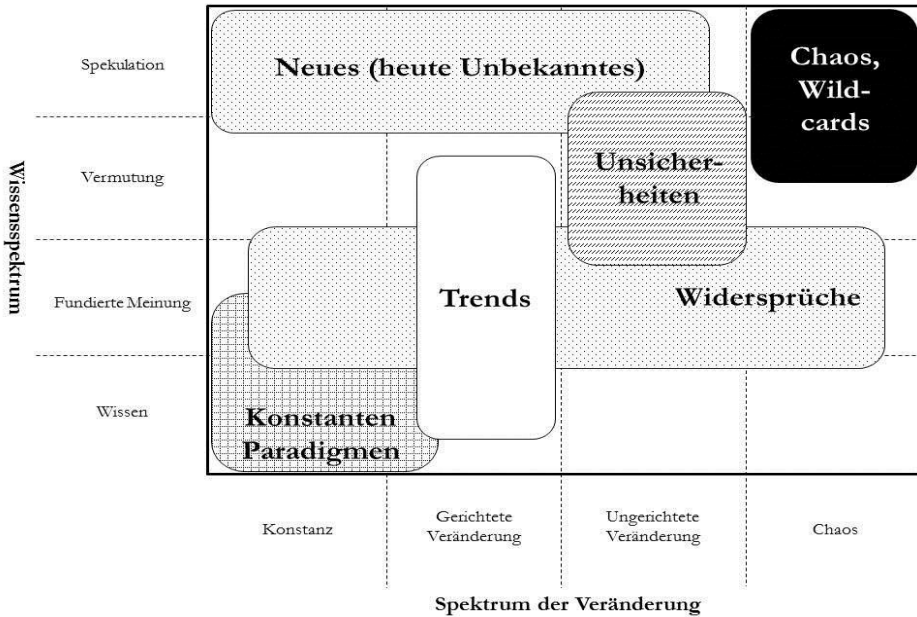


Abbildung 1: Spektrum des Wissens und der Veränderung¹

Deshalb vermeiden Geisteswissenschaftler heute vielfach den unmittelbaren Blick auf die Zukunft. Die Selbstbescheidung ist dabei ein durchaus neues Phänomen, denn lange verstanden sich die Geisteswissenschaften als die zentralen Zukunftswissenschaften, weil sie aus der Vergangenheit auf die Gegenwart und die Zukunft schlossen. Andere Wissenschaften folgten später dem Beispiel: die Sozialwissenschaften, die Wirtschaftswissenschaften, die Verwaltungswissenschaften, die Ingenieurwissenschaften. Das Ergebnis war in längerer Frist immer dasselbe. Die Selbstbescheidung vor der Zukunft. Teleologische Geschichtsschreibung² ist heute desavouiert, die Meistererzählungen³ sind ihrer Legitimation beraubt. Aussagen können wir etwas darüber, wie die Menschen in der Vergangenheit mit der Zukunft umgegangen sind, was der Verlust der Zukunftsgewissheit in der Gegenwart bedeutet, warum dennoch wir uns der Zukunft stellen müssen und wie das in aller Bescheidenheit gelingen kann.

Zunächst soll die Geschichte der Zukunft, besser der Zukunftsvorstellungen, betrachtet werden. Dieser, im engeren Sinne begriffsgeschichtlichen Frage gilt der erste, größere Teil der Untersuchung. Von der Deutung der „res futurae“ als schicksalhafte Fügung in der Vormoderne, zu den verschiedenen Zukunftsvorstellungen der Moderne bis zur „spieltheoretischen“ Deutung des Lebens in der Gegenwart sind zumindest sechs Etappen zu unterscheiden.

¹ Eigene Darstellung nach Pillkahn (2007).

² Also eine auf ein politisches Ziel hin orientierte Darstellung.

³ Großdeutungen über viele Jahrhunderte hinweg (z.B. der Historische Materialismus, die Nationalgeschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts).

Danach wird zu erkunden sein, warum Historiker die Vergangenheit recht gut zu beschreiben vermögen und gleichzeitig die Zukunft so schlecht vorhersagen können. Das führt in den Bereich der Geschichtstheorie.

Mit den geschichtswissenschaftlichen Zugängen zum Thema Zukunft jenseits der Begriffsgeschichte beschäftigt sich der dritte Teil. Hier werde ich diskursanalytisch argumentieren. Es wird zu zeigen sein, dass die Geschichtswissenschaft zwar nicht die Zukunft vorhersagen, aber schlechtere und bessere Wege der Zukunftsvorsorge beschreiben kann.

Der Beitrag wird ausklingen mit Überlegungen zur Pfadabhängigkeit, jetzt verstanden als kulturelle Pfadabhängigkeiten. Im Ergebnis führt dies zu einer der zentralen Thesen meines Beitrags, dass nämlich nicht die Zukunft, sondern „viele Zukünfte“ heute bedacht werden müssen und herzustellen sind.

2. Zur Geschichte der Zukunftsvorstellungen und ihrer Etappen

Dass Zukunft überhaupt denkbar ist, ist ein durchaus neues historisches Phänomen, denn bis ins 17./18. Jahrhundert hinein waren Vergangenheit, Gegenwart und Futur durch das immer Wiederkehrende, das Kreislaufförmige verbunden. Deshalb konnte man aus Geschichte, die sich wiederholte, unmittelbar lernen, richtiges und moralisches Handeln erkennen. Das wirklich Neue, das Unvorhersehbare verdankte sich in der Vorstellungswelt der Zeitgenossen teuflischen oder göttlichen Eingriffen oder auch den Einwirkungen des Kosmos.⁴ Daher galt es, sich in sein Schicksal zu ergeben, die außerirdischen Eingriffe und Schicksalszuweisungen vorab zu erkennen (das war die Aufgabe von Priestern oder Astrologen) – oder, wie es bei der Hexenverfolgung der Fall war, die nicht zufällig zeitlich mit der „kleinen Eiszeit“ zusammenfiel, – ganz praktisch die bösen Geister zu vertreiben, die für das Unerklärliche verantwortlich gemacht wurden.⁵ Was die Menschen erwarteten, waren die „zukünftigen Dinge“, die „res futurae“, die jenseits metaphysischer Einsichten nicht vorherzusehen waren, oder das Ende der Welt, auf das es sich vorzubereiten galt. Zwischen Gegenwart und Weltende gab es keine Geschichte, keinen Fortschritt, nur Geschichten – vom Wiederkehrenden (Jahreszeiten, Herrschertod) oder vom Einmaligen (der Flut als Strafe Gottes, der Krankheit als Folge bösen Zaubers).

Immerhin, die genaue Beobachtung der Natur konnte einen Hinweis geben auf das bevorstehende Weltende. Johannes Fried hat aus der erahnenden Gottesfurcht des Mittelalters den Beginn der wissenschaftlichen Beschreibung der Natur abgeleitet und damit die Dynamik europäischer Gesellschaftsentwicklung.⁶ Im Versuch, das Ende der kreislaufförmigen Wiederkehr des immer Gleichen zu erkennen, entdeckten die Europäer die Newtonsche Physik. Sie erklärte die Welt aus unveränderlichen Prinzipien und bestätigte damit noch einmal die statische Weltsicht. Zugleich wies sie darüber hinaus, weil sie durch Kombination ihrer Prinzipien Neues möglich machte. Die Uhren gingen nun immer genauer, weil sie seit Ende des 17. Jahrhunderts die Eigenfrequenz des Pendels

⁴ Vgl. zur Begriffsgeschichte des Wortes „Zukunft“ grundlegend dazu Hölscher, (1999). Zur Zukunftsvorhersage siehe Minois (1998).

⁵ Behringer (2007), S. 173-179.

⁶ Vgl. dazu Fried (2001).

ausnutzten.⁷ So wurde das Zeitgefühl ein anderes. Für die Zeitpioniere, die Wissenschaftler, die Kaufleute, die protestantischen Prediger, zählten selbst die Minuten und die Sekunden. Immer neue soziale Gruppen beobachteten, dass ihnen die Zeit davon lief, dass sich „die Zeit“ verkürzte.⁸

Bezeichnenderweise diente die Uhr in Westeuropa als Metapher für die absolute Staatsordnung. Das verwies auf das Kreislaufförmige und das Wohlgeordnete, stellte freilich höhere Ansprüche an den Einzelnen als je zuvor. Der Bruch mit dem Alten resultierte aus den Ideen des „Perfectionnements“ und der „Perfectibilité“. Der eine wie der andere Grundsatz beförderte die Idee des Fortschritts: zuerst, im Sinne einer immer vollkommeneren Annäherung an die ewigen Gesetze der Natur und Kunst, damit Resultat stetigen Fortschreitens menschlichen Wissens; sodann: als vom Menschen zu gestaltende Selbstverfeinerung. In der von Rousseau entwickelten Argumentationsfigur resultierte die Dynamik der Geschichte aus der Offenheit menschlichen Daseins, aus dem Unterschied zum instinktgeleiteten Tier, und damit aus der Veränderbarkeit der von Menschen bewohnten Welt.⁹

Die politischen Intellektuellen Englands setzten auf ganz andere Vergleiche, wie Otto Mayr herausgearbeitet hat. Sie faszinierte das Prinzip der Rückkoppelung, die dynamische Selbststeuerung, wie es der Fliehkraftregler der Dampfmaschine symbolisierte. Da war der Weg zum Kapitalismus und der Industriegesellschaft erkennbar gebahnt.¹⁰

Schließlich gab es noch einen ganz anderen Weg in die offene Zukunft, ganz praktisch und ganz empirisch verfahrend, indem historisch interessierte „Forscher“ Zeitreihen erstellten, Tabellen mit den vergangenen Ereignissen chronologisch anordneten und darin immer neue Strukturen und Prozesse entdeckten. In den Sterbetafeln und bei der sich herausbildenden Wahrscheinlichkeitsrechnung ging es noch darum, die Zeit festzuhalten, Vorhersagen für die Gegenwart zu machen und damit innerhalb der Logik des sich damals herausbildenden Versicherungssystems, den Zufall auszutreiben.¹¹ Aber mit demselben Verfahren der Anordnung der Ereignisse entlang der Zeitachse versuchten andere nicht Strukturen, sondern Prozesse zu erkennen. So konnten sie vermeintlich auch den Fortschritt entdecken.¹²

Die „Zukunft“, so lässt sich zusammenfassen, ist eine Geburt der Neuzeit und ihre Verbindung mit der Vorstellung von Fortschritt und Naturbeherrschung ein Phänomen des ausgehenden 17. und des 18. Jahrhunderts. Dabei machte die „Zukunft“ verschiedene Metamorphosen mit, ordnete zwar zeitlich ein in Vergangenes und ein unbekanntes Neues und blieb doch mehrdeutig, religiös überformt. Die Säkularisierung der Zukunft erfolgte erst, als das Gottvertrauen absolut wurde, die Vorstellung des strafenden Gottes verloren-

⁷ Bis etwa 1600 erreichten die Uhren nur eine Genauigkeit von etwa 600 Sekunden am Tag. 1657 legte Christiaan Huygens ein Patent vor, das nur noch eine Schwankung von 10 Sekunden ermöglichte. George Graham und John Harrison beschrieben in den 1720er Jahren unabhängig voneinander ein temperaturkompensierendes Pendel, das eine Genauigkeit von einer Sekunde erlaubte.

⁸ Heinen (2006), S. 335-350.

⁹ Koselleck (2010), S. 78f.

¹⁰ Vgl. dazu Mayr (1987).

¹¹ Minois (1998), S. 566-570.

¹² Steiner (2008).

ging, die Erwartung sich breitmachte, dass das Menschengeschlecht zu immer Größerem berufen sei und gerade dadurch Gott erfahrbar werde.¹³

Der Glaube an die Machbarkeit der Welt, das utopische Denken des 19. Jahrhunderts, hatte nachvollziehbare Gründe. Die Menschen lebten länger als jemals zuvor und erlebten gesellschaftliche Veränderungen, die in immer höherer Geschwindigkeit erfolgten. Weil die Menschen älter wurden, der Tod zwar gewiss war, aber die Wahrscheinlichkeit früh zu sterben, gering wurde, lohnten sich Investitionen in Bildung und Ausbildung. Planbar schien Zukunft zu werden und für immer größeren materiellen Fortschritt offen, denn die Beschränkungen der Solarenergiegesellschaft wurden durch die Nutzung fossiler Energien aufgehoben. An die Stelle der auf der Erfahrung der Begrenztheit (an Lebensmitteln, an Rohstoffen, an Energie) beruhenden malthusianischen Gesellschaft trat die scheinbar unbegrenzte Gesellschaft der Agrarrevolution und der fossilen Energien.¹⁴ Zugleich freilich stand die kapitalistische Welterfindung für ihre „permanente schöpferische Zerstörung“ (Schumpeter). Damit keimte die Sehnsucht nach einem ruhiggestellten Endzustand auf, in dem alle Widersprüche aufgehoben seien, ein Paradies, das, nachdem doch die Menschen die Welt erschufen, auf Erden zu verwirklichen sei.

Das europäische 19. Jahrhundert wurde zum Jahrhundert der Schreckensszenarien eines Malthus (zu Beginn des Jahrhunderts), zum Zentenarium der Utopien von Saint-Simon oder Karl Marx (etwas später) und des Zukunftsvertrauens in die soziale Arithmetik. Anstelle der vergangenen Geschichten als Lehrmeister des Lebens galt es, die Entwicklungsgesetze der Geschichte zu verstehen. Malthus misstraute dem gesellschaftlichen Aufbruch, diagnostizierte eine krisengeschüttelte Zukunft, da die Menschen ihre Ressourcen permanent überfordern würden. Die Agrarrevolution und das stetige Sinken der Geburtenrate kamen in seiner Argumentation noch nicht vor. Saint-Simon und Karl Marx beschrieben die Emanzipation des Menschen von der Natur und schlossen von hier aus auf die Möglichkeit einer generellen Emanzipation von äußerer Abhängigkeit. Auguste Comte, zeitweise Sekretär Saint-Simons, kritisierte die allzu einfache Übertragung der Mechanik auf die gesellschaftliche Entwicklung und plädierte für eine historische Zukunftsschau, ohne dass er das grundsätzliche Problem der Unvorhersehbarkeit der Zukunft lösen konnte. Adolphe Quetelet, belgischer Astronom und Statistiker, antwortete mit seinem Konzept der „sozialen Physik“ und begründete damit die sozialwissenschaftliche Statistik. Aber auch er widerstand nicht dem Versuch, die Ceteris-Paribus-Klauseln seiner Argumentation zu negieren.¹⁵

Die eigentliche Periode der Prognosen und Prophezeiungen setzte um 1890 ein, und erstmals richtete sich der Blick nicht mehr auf die moralische Verbesserung der Menschen, sondern auf die technische Gestaltbarkeit der Zukunft. Das ist also die vierte Phase der Zukunftsvorstellungen nach Mittelalter und Aufklärung bzw. Industrieller Revolution und die dritte Phase moderner Zukunftsvorstellungen nach der Phase des Fortschrittsdenkens

¹³ John Oldhams Beobachtung von 1682: „Es gibt Menschen, die jedwede Vorsehung leugnen, / Und glauben, der Zufall regiere die Welt; / Sie machen aus Gott einen müßigen Zuschauer; / Einen faulen, auf dem Thron sich regelnden Monarchen“ kennzeichnet das Dilemma der zunehmenden Kritik an den Prophezeiungen. Giambattista Vico löste das Problem, indem er in der Geschichte einen unhintergehbaren Fortschritt zu erkennen glaubte. Zum Text siehe bitte Oldhams (1682), S. 528-532.

¹⁴ Vgl. dazu Sieferle (1982).

¹⁵ Vgl. Hölscher (1999), S. 93-113.

und der Utopien. Auto, Flugzeug, Telefon, Radio, Fernsehen, alles das war vorhersehbar, wurde imaginierbar. Die Zukunftsbilder verließen den Raum der Utopie und verwirklichten sich in visionären Modellen, die hier und dort ansatzweise konkretisiert wurden: in der vertikal organisierten Großstadt, der horizontal kleinräumigen Gartenstadt oder der Frankfurter Küche für die moderne, selbstbewusste, technophile Frau. Die Kunst erprobte neue Lebensmodelle und Ästhetiken, indem sie das technisch Machbare vorwegnahm, so etwa – ins Phantastische gewendet –, in Jules Vernes Romanen, oder als bedrückende Science-Fiction einer überdimensionierten, technologisch entfesselten, sozial seelenlosen Stadt, in Fritz Langs Metropolis.¹⁶

Eine erste Planungswelle war zu beobachten, Planung als Versuch, die Urwüchsigkeit der Moderne in geordnete Bahnen zu lenken. Planung erkannte an, dass die moderne Lebenswelt alternativlos geworden war, und richtete zugleich das Streben darauf, die Komplexität der Moderne zu reduzieren. Rückwärtsgewandt erscheint aus heutiger Sicht, wenn der Versuch gemacht wurde, aus der Vergangenheit konstante Normen für die Zukunft abzuleiten, so wie in Walter Christallers Theorie der zentralen Orte;¹⁷ nach „vorne“ wies das Ziel, Zukunft bewusst zu gestalten. Die Notwendigkeit immer höherer Investitionen, die zunehmend unübersichtlicher werdenden Marktstrukturen, die Krisenanfälligkeit der Wirtschaft stärkten die Position der Experten, die, jenseits „intuitiver“ Politik, für eine rationale Gestaltung der sozialen Umwelt eintraten. Der Taylorismus versprach Produktivitätssteigerung durch die richtige Zuordnung der Menschen zu den Dingen. An die Stelle des „Jahrhunderts des Dampfes“ und damit der Autonomie des einzelnen Unternehmens während der ersten Industrialisierungsphase trat die Erwartung eines Jahrhunderts der Elektrizität und damit das Bewusstsein von der Vernetzung der Welt. In ihrer totalitären Variante ging es der Planung um die Aufhebung von Politik als legitimem Streiten um Interessens- und Wahrnehmungsgegensätze und um die „nachträgliche Intentionalisierung“ von ansonsten spontanen Handlungen“ und damit dem Verdecken eigentlich chaotischer Entscheidungsprozesse, deutlich etwa im NS-Vierjahresplan.¹⁸ Die fünfte Phase der Zukunftsbilder begann Ende der 1950er Jahre. Nach zwölf Jahren hatte das „Tausendjährige Reich“ 1945 ein Ende mit Schrecken gefunden, und damit war erst einmal Schluss mit der Zukunft gewesen, jedenfalls in Deutschland. Nur die Gegenwart interessierte noch, denn, was die Zukunft bringen würde, darüber war allemal nicht zu befinden, das hatten die Menschen gelernt und vor allem die Deutschen verinnerlicht, denn ihr Schicksal hing von anderen ab – und von ihnen selbst, wenn sie arbeiteten, die Aufgaben der Gegenwart anpackten, das taten, was nahe lag. Während Frankreich und die Niederlande unmittelbar mit Kriegsende die Planung forcierten, um durch Koordination von staatlichem Handeln und Marktorientierung den Weg in die Moderne zu beschleunigen,¹⁹ setzte die Bundesrepublik zunächst auf den Abbau von Staatseingriffen in Reaktion auf die Zeit des Nationalsozialismus, der Jahre der Bewirtschaftung 1945-1948 sowie der zentral gesteuerten Ökonomie der DDR.²⁰ Erst Ende der 50er Jahre geriet die Planung neuerlich

¹⁶ Ebd., S. 129-173.

¹⁷ Vgl. Kegler (2011).

¹⁸ Vgl. dazu van Laak (2008); van Laak (2010).

¹⁹ Schmidt-Gernig (1998), S. 67-69.

²⁰ Metzler (2008), S. 327-359; Ruck (2011), S. 20-48.

in das Blickfeld westdeutscher Politik, als der Wiederaufbau abgeschlossen und damit die Zukunft formbar schien. Planung wurde jetzt kurzfristiger konzipiert, war nicht mehr auf viele Jahrzehnte angelegt, sondern wurde gedacht als gestaltbare, steuerbare Zukunft in Verlängerung der Gegenwart. Um Krisenvermeidung ging es – das war die Lehre aus dem Zeitalter des Faschismus – und um die Organisation der Moderne – das spiegelte die Tradition seit den 1920er Jahren. Klarer als zuvor wurde die Frage gestellt, wo die Grenzen öffentlicher Intervention aufhörten und die individuelle Daseinsfürsorge beginne. Wissenschaftlich entsprach die neue Planungseuphorie dem Selbstbewusstsein der Parsonsschen funktionalistischen Systemtheorie oder dem makroökonomisch argumentierenden Keynesianismus. Ganz unmittelbar praktisch wurde Zukunftsgestaltung als Thema der Planungsexperten und Raumordner, die daran gingen, die Infrastruktur zu optimieren, um für alle gleiche Lebenschancen herzustellen. Gegenüber der schematischen Planung der 1930er Jahre beruhte der neue Planungsansatz auf einem Bekenntnis zur Empirie und zur größeren Offenheit gegenüber allzu schematischen Festlegungen. Eine verbesserte Datengrundlage, die Kybernetik und der Aufschwung der EDV versprachen Einsicht in Wirkungszusammenhänge, die bisher verborgen geblieben waren, mit der Folge einer besseren Anpassung der Modelle an die Realität.²¹ Tatsächlich zeigt ein Vergleich der Planungskarten, dass die Raumordner die Welt nicht mehr nach ästhetischen Kriterien konzipierten wie in den 1930er Jahren, sondern entsprechend den realen Verkehrs- und Kommunikationsströmen.²² Freilich ging es noch immer um eine sachgerechte, von Experten zu bestimmende Zukunftsgestaltung, bei der die Politik eher ausführendes Organ denn ein Ort der Entscheidung war. Bestimmend blieb die Hoffnung, eine „rationalere Welt“ zu verwirklichen, „die in der Lage sein würde, die immer dramatischeren Risiken einer exponentiell beschleunigten und globalisierten Modernisierungsdynamik zu bannen.“²³ Aus dieser Grundvoraussetzung heraus entwickelten sich drei Zugänge der Zukunftsforschung: ein eher normativ-ontologischer Ansatz (Carl Friedrich v. Weizsäcker), dem es um Handlungsfähigkeit, Ordnung und Frieden in einer technisch beschleunigten Welt ging, ein eher empirisch-positivistischer Zugang, der die angemessene Beschreibung von Zukunftswahrscheinlichkeiten anstrebte, und eine eher kritisch-emanzipatorische Richtung, die für die Fundamentalpolitisierung Ende der 1970er Jahre stand (Ossip K. Flechtheim).²⁴

Als „Humanisierung“ der Zukunftsforschung“ hat Elke Seefried die Entwicklung der „Futurologie“ von den 1950er bis Anfang der 1970er Jahre gekennzeichnet.²⁵ Damit war die Basis für die nächste Phase des Zukunftsdenkens gelegt.

Das Ende der Moderne, der Übergang zu den Strukturen der Gegenwartsgesellschaft seit den 1970er Jahren brachte zugleich das auffallende Ableben der Zukunftsgewissheit. Damit setzte die sechste Phase der Zukunftswahrnehmung ein. An die Stelle der Utopien, an die Stelle der Visionen, an die Stelle der technokratischen Modelle einer beherrschbaren, steuerbaren Welt traten differierende Szenarien der Zukunft, die mit Hilfe von Groß-

²¹ Vgl. van Laak (2011).

²² Vgl. Kögler (2016), S. 36-80.

²³ Schmidt-Gernig (1998), S. 83.

²⁴ Seefried (2015), S. 492f.

²⁵ Ebd., S. 497.

computern durchgerechnet wurden. Insofern steht der Computer tatsächlich für eine gewandelte Weltsicht. Der Club of Rome setzte auf die Überzeugungskraft der Wundermaschinen und benutzte verschiedene mathematische Modelle, über die man streiten konnte und heute noch kann. Die englische Ausgabe des Meadows-Berichts erschien 1972, die deutsche 1973, also noch vor der Strukturkrise von 1973/74. Die Studie verstärkte das neue Bild von der Erde, welche die Fotografien aus den menschengesteuerten Raumschiffen im Weltall vom blauen Planeten vermittelt hatten; dass nämlich der Globus eine Einheit bilde, es keine Grenzen gebe und dass die Erde auch ohne die Menschen existieren könne.²⁶ So beförderte der Triumph der Mathematik, Natur- und Ingenieurwissenschaften eine ganz andere Weltsicht als ursprünglich vermutet, denn die immer besseren Informationen, die immer größere Datendichte, die immer komplexeren Modelle zeigten, dass die Zukunft gerade nicht eindeutig berechenbar war, dass sie der gestaltenden Erprobung bedurfte. Der Streit der Experten über Grundannahmen, zu berücksichtigende Variablen und die Verlässlichkeit der Daten ließ eine ratlose Öffentlichkeit zurück. Die kybernetischen Modelle der Zukunftsforscher“ überschätzten den „Systemcharakter von Gesellschaften“, unterschätzten die „relative Autonomie individueller und kollektiver Handlungen“²⁷ und ließen die Anfälligkeit „überkomplexer Systeme“ für „Störungen“ von außen außer Acht.

Im Kern also erschien und erscheint Zukunft seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts deutlich offener zu sein als zuvor. Trends werden kaum noch als eineindeutige Entwicklung diskutiert, sondern als Element von höchst voraussetzungsreichen Szenarien.

Im Ergebnis verkehrte sich der Blick auf die Zukunft. Nicht mehr die Möglichkeiten und Chancen interessierten und interessieren seit den 1970er Jahren, nicht mehr der waghalsige Blick in eine faszinierend neue Welt betört, sondern die Antiutopie dominiert. Jene Szenarien gerieten und geraten in den Gesichtskreis, die unwahrscheinlich, aber denkbar und möglich sind, wenn sich die Randbedingungen ändern. An die Stelle der Gestaltung der Zukunft im Sinne eines offenen Raums ging und geht es jetzt um die Vermeidung möglicher Fehler in einem begrenzten Zeithorizont.

„Der Traum rationalen Handelns ist zum Albtraum geworden“, so hat es der französische Philosoph und Soziologe Bruno Latour beschrieben, „jetzt, wo Konsens und Gewissheit so schwer zu erreichen sind: Alles müsste ausgesetzt werden, wollten wir darauf warten, dass sich die Experten wieder einigen.“ „Handeln“, fährt er dann fort, „besteht niemals in der Verwirklichung oder Umsetzung eines Plans, sondern in der Erkundung unbeabsichtigter Folgen einer provisorischen und revidierbaren Version eines Projekts.“²⁸

Fassen wir zusammen: Zukunft, so scheint es, ist in vielfacher Weise Geschichte geworden, hat ihre Bedeutung immer wieder geändert:

- Zukunft als das immer Gleiche und/oder der schicksalhaften Einflussnahme höherer Mächte (die Zukunftsvorstellung des Mittelalters und der frühen Neuzeit).
- Zukunft als Vervollkommenung während der Aufklärung.
- Zukunft als utopisches Versprechen des Geschichtsverlaufs, als historischer Fortschritt menschlicher Kultur (Anfang, Mitte des 19. Jahrhunderts).

²⁶ Angster (2012), S. 84.

²⁷ Schmidt-Gernig (2002), S. 416.

²⁸ Vgl. dazu Latour (2001).

- Zukunft als Verheißung des Heraustretens der Menschheit aus den Zwängen der Natur durch die bewusste Nutzung von Technik (Ende des 19. Jahrhunderts).
- Zukunft als Einfangen der schöpferischen Zerstörung der Moderne durch Planung (lange sechziger Jahre).

Übrig geblieben ist Zukunft heute als ein höchst unbestimmter Begriff: Zukunft als offenes Lebensrisiko, als unvermeidliche Dimension des Handelns in der Zeit. Jedes Handeln reflektiert die Vergangenheit, betrifft die Gegenwart und wirkt auf die Zukunft ein. Zukunft ist nichts mehr – das unterscheidet die Postmoderne vom Mittelalter und der frühen Neuzeit –, das von sich aus passiert. Sie ist in großen Teilen anthropogen überformt, selbst gemacht. Damit ist sie nicht akteursunabhängig, untersteht keinen Gesetzen wie in den Naturwissenschaften, sondern ist Resultat (unvorhersehbaren) menschlichen Handelns. Richtete sich das Streben in der Moderne auf die Emanzipation von der Natur, so richtet sich das Handeln heute auf die Bewältigung der modernen Gesellschaft selbst. Die Moderne, so Ulrich Beck, ist reflexiv geworden.²⁹

An die Stelle der Zukunft im Singular (wie es so typisch ist für die Moderne: Recht statt Rechte, Freiheit statt Freiheiten, Gerechtigkeit statt Gerechtigkeiten, „le progrès“ statt „les progrès“³⁰) denken wir Zukunft wieder im Plural. Mögliche Zukünfte ist das, was antizipiert wird. Nicht dem linear zu denkenden Fortschritt gilt die Aufmerksamkeit, sondern den alternativen Wegen und den möglichen Zuständen der zukünftigen Welt.

Diese Zukünfte der zweiten Moderne oder Postmoderne – und da schließen sich der erste und zweite Gesichtspunkt – sind Resultat der prometheus-ähnlichen Gestaltungskraft des Menschen, des, wie Ulrike Fell es hervorgehoben hat, „futuring“,³¹ also des strukturierenden Eingreifens des Menschen und der Antizipation dieser Eingriffe. Während der Moderne erschien Zukunft als vorgegebener Entwicklungspfad, den es auszugestalten gab. Zukunft als Zeithorizont der Postmoderne vermittelt den Eindruck eines offenen Spiels, das sicherlich nachvollziehbaren Regeln folgt, aber immer die Möglichkeit des Scheiterns bereithält. Der Soziologe Ulrich Beck hat die neue Erfahrung mit dem Begriff der „Risikogesellschaft“ beschrieben.³² Als er sein Buch 1986 veröffentlichte, lag die Katastrophe von Tschernobyl wenige Tage zurück. Beck beobachtete einen ganz neuen Abschnitt der Geschichte, die er mit Begriffen wie Postmoderne oder zweite Moderne charakterisierte. Während die Moderne selbst, so Beck, die Frage nach der Entstehung und Verteilung von Reichtum stelle, thematisiere die Gesellschaft der zweiten Moderne die von der Moderne ausgehenden Risiken. Habe die Moderne in Familie, Milieus, Klassen, Wohlfahrtsstaat soziale Institutionen ausgebildet, die die entstehenden Ungleichheiten abfederten, so trafen die Risiken der zweiten Moderne (Klimakatastrophe, Reaktorunfälle, Arbeitslosigkeit) die Gesellschaft der Individuen schichtübergreifend und transnational. Reichtum sei vermehrbar, Risiken müssten gemindert werden. Daher richte sich der Blick zunehmend weg von den Chancen und hin zu den Gefahren der Moderne. Betrachte die Wissenschaft der klassischen Industriegesellschaft die vorgegebene Welt mit kritischer Vernunft, so richtete sich derselbe Impetus während der zweiten Moderne auf die

²⁹ Vgl. dazu Beck (1986).

³⁰ Koselleck (1982), S. 77-85.

³¹ Vgl. dazu Felt (2011).

³² Vgl. dazu Beck (2015).

Wissenschaft und deren Hervorbringungen selbst. Damit aber werde Wissenschaft ihres umfassenden Wahrheitsanspruchs beraubt, sei es, weil neben ihren Siegen die Niederlagen interessierten, sei es, weil durch ihre Spezialisierung die Relevanz ihrer Aussagen angezweifelt würde. Die Lösung verweise indes nicht aus der Wissenschaft heraus, sondern auf die durchgängige Verwissenschaftlichung der Welt. Wissenschaft sei nicht nur die Ursache gegenwärtiger Probleme, sie stelle auch die Mittel zur Verfügung, diese Probleme zu erkennen und sie schließlich zu meistern. Dabei würden freilich die Grenzen der Wissenschaft aufgehoben, sei es zwischen den Disziplinen, sei es zur Gesellschaft hin, weil die Gemeinschaft der Bürger sich selbst in Teilen das wissenschaftliche Handwerkszeug angeeignet habe. Im Kern führt das wissenschaftslogische Paradoxon der Risikogesellschaft dazu, dass Wissenschaft permanent die Zukunft mitbedenkt, immer häufiger Politiker und Manager Studien über die Zukunft in Auftrag geben, die Methoden der Zukunftsforschung immer ausgefeilter werden und zugleich das Risikobewusstsein zunimmt.

3. Verstandene Vergangenheit und erahnte Zukunft. Über die Grenzen geschichtswissenschaftlicher Zeitorientierung

Wie kommt es jedoch, dass Historiker die vergangenen Zukünfte so gut vorhersagen können, aber angesichts der gegenwärtigen Zukunft gründlich scheitern? Die Antwort darauf findet sich im Aufsatz eines renommierten Atomphysikers.

Michael Danos war mit einer Professorin für Geschichtswissenschaft verheiratet, eine intellektuell offenbar produktive Beziehung und ein Grund dafür, dass er sich die Frage stellte, was nun eine Erklärung in der Physik und eine Erklärung in der Geschichtswissenschaft sei und wo denn die Unterschiede lägen.³³ Danos spricht von drei grundlegenden Theorieansätzen in der Physik: die Theorie regulärer Systeme (klassische Mechanik), die Theorie von Systemen, die über Wahrscheinlichkeitsaussagen beschrieben werden können (Quantenphysik), und Systeme, die so komplex sind, dass man ihr Verhalten nicht vorhersagen kann und die nur rückwirkend mittels der Chaostheorie interpretiert werden können. Damit ist schon klar, dass Geschichte sehr viel gemein hat mit "chaotischen" physikalischen Phänomenen, wobei nach Danos Geschichte dadurch noch zusätzlich an Komplexität gewinnt, dass Personen unterschiedlichen Einfluss haben (wenn der König Krieg sagt, ist Krieg; und wer König ist und was er denkt und tut, ist wiederum sehr von Zufällen abhängig). Chaotische Systeme verhalten sich eine gewisse Zeit lang wie reguläre Systeme, kippen dann aber um und folgen anderen Gesetzen, ohne dass man den Zeitpunkt und die Richtung sicher vorhersagen kann. Man kann die Entwicklung allenfalls erfühlen, deuten, interpretieren. Kurz, die Chaostheorie der Physik könnte erklären, warum Historiker sich so schwer mit der Zukunft tun, aber sehr genaue Aussagen machen können über die Vergangenheit.

An einer Stelle könnte man das Argument von Danos sogar noch erweitern, an der Stelle seiner Argumentation nämlich, wo er von unterschiedlichen Einflussmöglichkeiten der Elemente in einem chaotischen System spricht. Tatsächlich sind die einzelnen Teilelemente ja lernende Einheiten mit hohen Freiheitsgraden, von denen wir nur begrenzt

³³ Danos (2003), S. 325-339.

sagen können, was sie bewegt. Kurz, die Geschichte ist auch deshalb so schwer vorherzusagen, weil die Menschen zwar nicht absolut frei sind, aber im Einzelfall kaum zu bestimmen ist, was sie aus der Vergangenheit lernen, und wann und wie sie von ihrer Freiheit Gebrauch machen.

Zukunft, so viel lässt sich aufgrund der Überlegungen zur chaotischen Struktur gesellschaftlicher Entwicklung sagen, lässt sich für eine begrenzte Zeit und unter der Annahme des Fehlens chaotischer Strukturwandlungen durchaus vorhersagen. Zugleich muss Zukunftserwartung immer die Möglichkeiten chaotischen Wandels, unerwarteter Risiken in überkomplexen Systemen einbeziehen.

Das ist der Ausgangspunkt von Bruno Latours Überlegungen. Die Vorstellung, Zukunft sei gestaltbar, wenn sie sicherem Wissen folge, habe sich längst als Fehlschluss erwiesen. Leben sei ein Experiment, das Forschung erfordere, nicht Wissenschaft.³⁴ Man mag Latours Technik- und Wissenschaftskritik als direkte Fortschreibung konservativen Denkens in der Tradition von Edmund Burke (1790)³⁵ kritisieren. In beiden Fällen geht es darum, durch begrenzte Innovationen, durch „trial and error“ chaotische Systeme fortzuentwickeln, ohne Revolution der Systemstrukturen. Latours Einwand zeigt freilich, dass sich der Blick auf die „Zukunft“ grundlegend gewandelt hat. „Zukunft“ ist nur noch an die Gegenwart gebunden denkbar, als Dialog zwischen der Natur und den Menschen – und den Menschen und den von ihnen geschaffenen sozialen und objektivierten Zuständen. Zukunft, so lässt sich schlussfolgern, ist aufgelöst in Teilmodelle und unterschiedliche Szenarien, deren Randbedingung die Lernfähigkeit menschlicher Gesellschaften und der Widerstand der Dinge selbst darstellen und die zugleich niemals ein vollständiges Abbild der Zukunft für sich zu beanspruchen vermögen. „Zukunft“ ist kein Raum der Freiheit, sondern Thema einer höchst komplexen alternativen „Szenarienforschung“, die sich des kurzen Zeitrahmens ihrer Vorhersagen, der Vielzahl der Variablen, der Begrenztheit der Modellannahmen und der Störanfälligkeit der betrachteten Systeme bewusst ist. Die Kosten falscher Entscheidungen erscheinen höher als die Chancen risikoreichen Handelns. Verzweifelt sucht die Politik nach neuen „ungefährlichen“ Entfaltungsräumen. Aber was immer vorgeschlagen wird, um ein Zukunftsproblem zu lösen, Windenergie oder Biodiesel, um zwei Beispiele zu nennen: Schnell werden die möglichen negativen Folgen bewusst. Nach den Utopien sind die Visionen abhanden gekommen und das Vertrauen in das Gestaltungsvermögen der Experten. Selbst die Szenarien geben allenfalls Sicherheit für die nächsten Tage, bestärken aber zugleich die Unsicherheit in Hinblick auf die längere Zukunft. Zukunft fasziniert nicht mehr, sondern tritt dem Zeitgenossen entgegen als eine Weggabelung, von der jeder weiß, dass einige Pfade vermutlich ungünstiger sind als andere, dass aber letztlich alle Pfade Mühsal und Gefahren bereithalten. „Nicht mehr das beherzte Ausgreifen, sondern das vorsichtige und pragmatische Tasten in die Zukunft“ charakterisiert das gegenwärtige Zukunftsdenken, so Dirk van Laak.³⁶

³⁴ Vgl. dazu Latour (2010); Latour (2011).

³⁵ Vgl. dazu Burke (1988).

³⁶ Vgl. dazu van Laak (2010).

4. Zusammenfassung und Erweiterung: Drei Zugänge der Historie zu den Fragen der Zukunft

Wie geht nun aber Geschichtswissenschaft mit der „Zukunft“ um? Welchen Beitrag kann die Historiographie zur Selbstvergewisserung der Zukunft leisten? Das war ja die Ausgangsfrage. Auf sie gilt es zurückzukommen. Drei Zugänge seien vorgeführt.

4.1 Begriffsgeschichte

Die historische Forschung untersucht die Geschichte des Begriffs Zukunft, stellt damit das Zukunftsdenken in den historischen Kontext und relativiert die Erwartungen an die Zukunft. Jede Hoffnung, die Zukunft dem methodisch kontrollierten Zugriff und der rationalen Argumentation von Experten überlassen zu können, erwies sich ob der gesellschaftlichen Verflochtenheit der Wissenschaft, der Unsicherheit der Datenlage, der Komplexität der Sachverhalte, der Begrenztheit der analysierten Befunde, der Standort-gebundenheit wissenschaftlicher Aussagen und der Freiheit menschlichen Denkens und Handelns als trügerisch. Das ist ein wichtiges Ergebnis des ersten Teils unserer Überlegungen.

4.2 Diskursanalytische Zugänge

Zweitens thematisiert Geschichte Zukunftsvorhersagen zu spezifischen gesellschaftlichen Teilbereichen im historischen Verlauf, fragt nach den Grundlagen der Zukunftsvorstellungen, untersucht den prognostischen Wert der Antizipationen und analysiert die sozialen Strukturen der Diskurse. So haben Alexander Faridi und Marc Engels, der eine Technikhistoriker, der andere Wirtschaftshistoriker, für das BMBF Studien zu den Energiediskursen vom beginnenden 20. Jahrhundert bis in die Gegenwart angefertigt und die jeweiligen Zukunftsdeutungen in den historischen Kontext eingeordnet.³⁷

Ihre Ergebnisse bestätigen, was für den Begriff Zukunft allgemein herausgearbeitet wurde, dass nämlich der entscheidende Umbruch in den 1970er Jahren erfolgte und zuvor die Erwartung unbegrenzten Wachstums die Zukunftsvorstellungen prägte. Gewiss, schon früh, präziser, seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, gab es Warnungen, die Kohlenvorkommen seien endlich. Darauf gälte es sich einzustellen. Doch immer neue Techniken und die Verwendung immer anderer Energieträger schienen die Grenzen hinauszuschieben. Noch in den 1980er Jahren stand das Versprechen im Raum, dank der Brütertechnologie würden auf absehbare Zeit ausreichende Energiemengen bereitstehen. So verblieben die Diskurse in der Logik der industriellen Moderne. Deren Wachstum beruhte im Selbstverständnis der Zeit auf der Überwindung der Energieengpässe.³⁸ Und wenn dann die Prognosen fehlschlügen, waren die Gründe rasch zu benennen: Inflation, Weltwirtschaftskrise, Krieg. Nach 1950 schienen die Voraussetzungen für eine Rückkehr zur Normalität günstig. Forscher fanden heraus, dass Energiemenge und Wirtschaftsleistung hoch miteinander korrelierten. Mit einfachen Mitteln ließen sich überzeugende und präzise Zeichnungen anfertigen, die den zukünftigen Stromverbrauch in den 1950er und

³⁷ Vgl. dazu Faridi/Engels (2008); Faridi/Engels (2011) sowie Hartmann/Vogel (2010).

³⁸ Sieferle (1997), S. 146f.

1960er Jahren vorhersagten. Die Zukunft war scheinbar tatsächlich vorherzusehen, hielt keine Überraschungen mehr bereit.

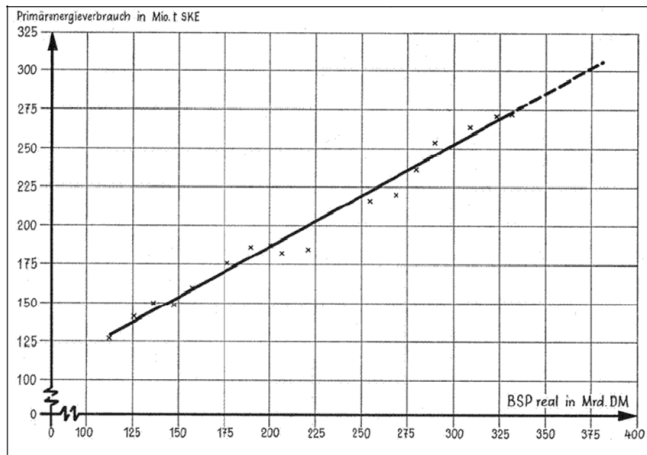


Abbildung 2: Regressionsanalyse und Prognose; Primärenergieverbrauch in der BRD zwischen 1950-1966³⁹

Unter diesen Voraussetzungen galt die Aufmerksamkeit der richtigen Topologie und Struktur der Netze sowie der angemessenen Dimensionierung der Kraftwerksleistung, um den betriebswirtschaftlichen Ablauf zu optimieren und Versorgungssicherheit herzustellen. Dass die Ölpreiskrise 1973/74 sowie die beginnende „Entindustrialisierung“ alles in Frage stellte, was bis dahin als gesichert galt, war nicht sofort ersichtlich. Doch tatsächlich beobachten wir seither Wirtschaftswachstum ohne vergleichbar steigenden Energieeinsatz. Die Gründe hierfür sind rasch aufgezählt: Die energieintensive Industrie hat an Bedeutung verloren, die Dienstleistungen tragen immer mehr zum Sozialprodukt bei, der höhere Energiepreis hat Haushalte und Unternehmen veranlasst, sparsamer zu wirtschaften; und schließlich ermöglichten technische Innovationen eine bessere Energieeffizienz. Die Politik selbst reagierte, indem sie am Wachstumspfad festhielt, Energiesparmaßnahmen förderte, die Energieimporte diversifizierte und auf die Atomkraft als alternative Energieform setzte. Der immer noch wachsenden Unsicherheit versuchte sie, mit dem Rückgriff auf Prognosen zu begegnen. Insofern verblieb die Politik in der Logik expertenorientierter Planung.

³⁹ Energieverbrauch und BSP; Energieenquete, Untersuchung über die Entwicklung der gegenwärtigen und zukünftigen Struktur von Angebot und Nachfrage in der Energiewirtschaft der Bundesrepublik unter besonderer Berücksichtigung des Steinkohlenbergbaus. Auf Beschluss des Deutschen Bundestages vom 12. Juni 1959 – durchgeführt von der Arbeitsgemeinschaft deutscher wirtschaftswissenschaftlicher Forschungsinstitute e. V., Berlin 1962, S. 27, entnommen aus Faridi/Engels (2011), S. 34.

Von zwei Seiten her geriet der Ansatz in die Kritik. Erstens zwang die Umweltbewegung die Politik dazu, die Energiefrage tatsächlich politisch zu thematisieren, alternative Modelle der Energieerzeugung und des Energieverbrauchs zu diskutieren. Zweitens halfen die zahlreichen wissenschaftlich fundierten Projektionen bei der tatsächlichen Entscheidungsfindung kaum. Obwohl die Modelle die Realität immer komplexer abbildeten, die zunehmend leistungsfähigeren EDV-Systeme aufwendige Modellierungen ermöglichten, wichen die Zielwerte der Vorhersagen viel deutlicher voneinander ab als in den 1960er Jahren. Selbst innerhalb kürzester Zeit kamen dieselben Forscher zu ganz unterschiedlichen Berechnungen. Das steigerte das Misstrauen der Öffentlichkeit und ließ die Politik ratlos zurück. Ganz offensichtlich standen technischer Aufwand und möglicher Erkenntnisgewinn in einem krassen Gegensatz zueinander. Suchte man nach den Gründen, so zeigte sich rasch, dass viele Daten, die in das Modell eingingen, nur geschätzt werden konnten. Wie hätte man aber eine Welt, die einen fundamentalen Strukturbruch erfuhr, mit zuverlässig geschätzten Daten annähern können? Das meinte, unsichere Entwicklungspfade mit unsicheren Werten produzieren zu wollen. Für die Politik erwiesen sich die Prognosen daher zunehmend als Element von Unsicherheit und nicht als verlässliche und gegenüber der Öffentlichkeit nützliche Entscheidungs- und Legitimationshilfe. Als Argument in der hitzigen Kernkraftdebatte verfehlten die Prognosen ihre Wirkung.⁴⁰

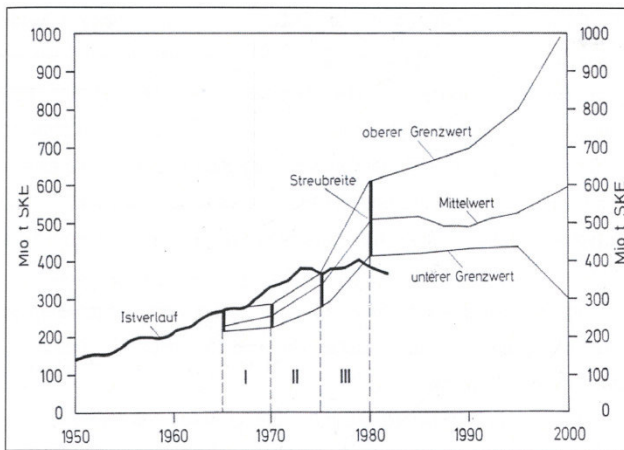


Abbildung 3: Prognosen des Primärenergieverbrauchs der BRD zwischen 1965-2000⁴¹

Auch noch auf einem ganz anderen Feld, nämlich bei der Risikobewertung, entwickelten sich Expertenkultur, Politik und öffentlicher Diskurs immer weiter auseinander. Ergänzend zu den klassisch ingenieurwissenschaftlichen, deterministischen Modellen fanden seit Mitte

⁴⁰ Vgl. dazu Kraus (1986); Faridi/Engels (2011), S. 49.

⁴¹ Quelle: Faridi/Engels (2011), S. 49.

der 1970er Jahre neue probabilistische Verfahren Anwendung, die es ermöglichten, ganze Fehlerketten zu bewerten und damit, besser als zuvor, Gefahren abzuschätzen. Bedeutete für die Experten jeder kleinere oder größere Unfall in einem ausländischen Reaktor die Möglichkeit, die eigenen Sicherheitsvorkehrungen zu verbessern und die komplexen Modelle der Realität anzupassen, auch das Fehlverhalten des Bedienungspersonals zu antizipieren, so waren die Kernkraftunfälle für die deutsche Öffentlichkeit Beweis einer allgemeinen Störanfälligkeit der Atomenergie, weit jenseits der von den Experten vorge-tragenen Wahrscheinlichkeitsaussagen.⁴²

Unter diesen Voraussetzungen war das Ende der Prognosen leicht vorherzusagen. Und tatsächlich fehlte und fehlt es nicht an Kritikern, die Prognosen als ein beinahe esoterisches Geschäftsmodell verurteilen. Sie seien wenig hilfreich, bemerkte Stefan Bergheim vor einige Zeit in einer Sonntagszeitung,⁴³ während der Hannoveraner Wirtschaftswissenschaftler Stefan Homburg noch schärfer urteilt: es sei einfach absurd, an Konjunkturprognosen festzuhalten.⁴⁴

Tatsächlich hat sich auch in der Energiedebatte der Zugriff auf die Zukunft gewandelt. Statt die zukünftigen Energieressourcen, Verbrauch und Preis vorhersagen zu wollen, gilt das Interesse unterschiedlichen Szenarien. Denn, wenn die komplexen prognostischen Modelle irgendetwas gezeigt hatten, dann, dass die Schwankung weniger Parameter genügte, um vollkommen andere Ergebnisse hervorzurufen. Zudem hatten die Modelle immer wieder um neue Parameter ergänzt werden müssen, da Unvorhergesehenes den Wert der Modelle gemindert hatte. Der Energiemarkt war und ist so stark von politischen Faktoren bestimmt, von begründeten und unbegründeten Ängsten und Erwartungen, dass sie kaum in operationalisierbare Schätzungen zu übersetzen sind.

Mit dem Instrument der Szenarienentwicklung, das seit den 1970er Jahren vermehrt von der Wissenschaft eingesetzt wurde, änderte sich der Zugriff auf die Zukunft. Zukunft ist seither keine vorweggenommene Realität mehr, sondern eine idealtypische Antizipation möglicher Ereignisabläufe und Konstellationen. Szenarien bilden die Realität nicht ab, sondern untersuchen die Auswirkung relevanter Variablen. Sollen Prognosen den gedanklichen Horizont auf das Wahrscheinliche eingrenzen, dienen Szenarien dazu, Phantasie für das Mögliche, wenn vielleicht auch Unwahrscheinliche zu entwickeln. Szenarien dienen nicht der Vergewisserung einer risikolosen Zukunft, sondern dem Studium einer Vielzahl möglicher Ernstfälle. Nicht der Wachstumspfad des Energiesystems interessiert, sondern die Frage, wie ein redundantes, flexibles, langfristige Investitionen tragendes, bezahlbares und gegenüber ganz unterschiedlichen Angriffen gefestigtes Energiesystem (Boykott, Terror, Naturereignisse) realisiert werden kann. Kurz, Szenarien dienen der Vergewisserung zukünftiger Gefahren und der Aufklärung über alternative Handlungsoptionen. Sie erlauben in einer Welt der Unsicherheit, Trends zu identifizieren, die belastbar sind, Modelle zu imaginieren, wie die Zukunft zeitnah aussehen könnte, und Notfallpläne auszuarbeiten, um auf harte Zeiten vorbereitet zu sein.⁴⁵

⁴² Quelle: Faridi/Engels (2008), S. 100-123.

⁴³ Bergheim (2009), S. 27.

⁴⁴ Homburg (2010), S. 26, zitiert nach Faridi/Engels (2008), S. 10.

⁴⁵ Vgl. dazu Bergheim (2008).

Geschichtswissenschaft hat für den Diskurs um die Zukunft als Szenarienentwicklung also eine dreifache Funktion: Sie beschreibt die sozialen und politischen Bedingungen für eine tragfähige Debatte, also die Voraussetzungen, die den offenen Dialog erst ermöglichen; sie stellt zweitens die notwendigen Daten bereit; und sie beflügelt drittens die Phantasie, um immer wieder neue Szenarien zu durchdenken.

4.3 Kulturelle Pfadabhängigkeiten

Neben Zukunftsvorstellungen allgemein und der konkreten Antizipation der Zukunft gesellschaftlicher Teilsysteme (Energiesystem z.B., s.o.) thematisiert Geschichtswissenschaft Zukunft mit Hilfe eines dritten Ansatzes, den man als genuin geschichtswissenschaftlich charakterisieren kann, und für den Sozialwissenschaftler den sprechenden Begriff der Pfadabhängigkeit geprägt haben. Zukunft stellt demnach keinen offenen Raum dar, sondern eine Möglichkeit mit der Vergangenheit und Gegenwart als Ausgangsbedingung. Das gilt auch und gerade für technologische Entwicklungen, obwohl doch die Gesetze der Naturwissenschaft global gelten. Joachim Radkau hat, in Anlehnung an den amerikanischen Technikhistoriker Thomas Hughes, herausgearbeitet, dass es jenseits der „inneren Logik der technischen Entwicklung“ in der konkreten Anwendung keine allgemeinen technischen Lösungen gibt, sondern Technikstile, Technikkulturen, ja, dass aufgrund geographischer und kultureller Gegebenheiten unterschiedliche Lösungsansätze für vergleichbare Probleme entwickelt werden mussten und müssen.⁴⁶ Mit anderen Worten, technische Entwicklung löst sich auch hier in vergangene Zukünfte auf. Technik determiniert nicht, oder besser, sie determiniert nur begrenzt. Wolfgang König, ein Berliner Technikhistoriker, der selbst die differierenden Konstruktionskulturen in Frankreich, Großbritannien, Deutschland und Nordamerika untersucht hat, hat die Forschung zur Technikentwicklung in Deutschland und den USA für die Zeit um 1900 wie folgt zusammengefasst:

„In der deutschen Technikkultur waren Unternehmen insbesondere dann erfolgreich, wenn es ihnen gelang, neues Wissen in marktfähige Investitionsgüter umzusetzen. Der daraus hervorgehende Technikstil zeichnete sich durch sein technisches Niveau und seine Qualität aus, durch Energie- und Materialeffizienz, aber häufig auch durch einen hohen Preis. In der amerikanischen Technikkultur erzielten die Unternehmen dagegen die größten Erfolge mit in rationeller Massenproduktion gefertigten kostengünstigen Konsumgütern für den Binnenmarkt. Die Qualität war der Nachfrage angepasst, Energie- und Materialsparen spielten keine Rolle. Die markanten Unterschiede zwischen beiden Technikstilen werden erklärt durch spezifische Technikkulturen – als Ergebnis der jeweiligen Ausstattung mit natürlichen Ressourcen, der unterschiedlichen Faktorkosten – insbesondere der Lohnkosten – sowie der Nachfrage.“⁴⁷

Greifen wir Wolfgang Königs Überlegungen auf, so müssen Zukunftsszenarien aus historischer Sicht die unterschiedlichen Technikkulturen, Diskursformen und Risikobewertungen in die Überlegungen einbeziehen. Es gibt also nicht nur technisch begründete unterschiedliche Entwicklungswege, sondern auch Zukünfte, die kulturell variieren. Offensichtlich gehen Deutsche mit Risiken anders um als Amerikaner. Zudem spielen die Medien und das Medien-

⁴⁶ Vgl. dazu Radkau (1989).

⁴⁷ König (2009), S. 70.

system eine zentrale Rolle bei der Beurteilung von Risiken. Wie die Mediensysteme Zukunft thematisieren, Chancen bewerten, Risiken herausstreichen, sprachlich kodieren, auch das ist in die Zukunftsszenarien einzubeziehen.

5. Fazit: Von der Zukunft als Vorbestimmung zur Zukunft als Bemühen um die Verringerung von Unsicherheit. Die Zukünfte in der Risikogesellschaft

Soviel ist deutlich geworden: Zukunft als schicksalhafter zukünftiges Ereignis war das Themenfeld der Prophezeiung vormoderner Gesellschaften. Zukunft als menschlicher Fortschritt reflektiert die Erwartungen des 19. Jahrhunderts. Zukunft als Technologieversprechen und totaler Gesellschaftsentwurf kennzeichnet das „Zeitalter der Extreme“ (Eric Hobsbawm) bis in die 1950er Jahre. Zukunft als wissenschaftlich begleiteter, harmonischer Systemwandel spiegelte die Hoffnung der langen 1960er Jahre. Zukunft als Thema der Postmoderne handelt von der Unabweisbarkeit menschlichen Tuns mit Folgen in die Zukunft hinein. (Ein Beispiel hierfür ist die Riester-Rente als Wette darauf, dass weltweit gezielt angelegte Investitionen größere Sicherheit ermöglichen [durch Streuen von Risiken] und höhere Renditen erlauben [durch Teilhabe an wachstumsstarken Märkten und Unternehmen], als es allein durch das Wachstum des bundesrepublikanischen Sozialprodukts möglich wäre.) Das gegenwärtige Interesse an der Zukunft zielt auf eine Verminderung von Unsicherheit und eine Gestaltung der Zukunft für einen vergleichsweise kurzen Zeitraum. Wir wissen mehr über die Zukunft als zuvor. Wir können verschiedene Arten von Zukunft unterscheiden, die jeweils unterschiedliche Herangehensweisen erfordern: Wissen, fundierte Meinung, Vermutungen, Spekulationen. Und doch meint Szenarienentwicklung eher Vorbereitet-Sein denn selbstbewusste Zukunftsgestaltung. Thema der Postmoderne ist nicht länger die Emanzipation von der Natur, sondern die Selbstgefährdung der Menschen als natürliches und geistiges Wesen innerhalb hybrider, hochkomplexer, technomorpher Systeme. An die Stelle der Zukunftsgesellschaft ist die Risikogesellschaft getreten, die als Handlungsalternative entweder ihr Schicksal akzeptiert (das ist eine mögliche Reaktion für den Einzelnen) oder sich mehr als jemals zuvor um die Zukunft sorgt (das ist die andere mögliche Antwort des Einzelnen und die durchgängige Reaktion von Organisationen und Institutionen). Durch Zusammenführen von argumentativ begründeten Zukunftserwartungen sollen Trends identifiziert, alternative Zukunftswege erkannt und unvermeidliche Risiken antizipiert werden. Wieweit die Szenarien in die Zukunft reichen sollen, hängt ab vom Zeitrhythmus des jeweiligen gesellschaftlichen Subsystems: Für die der ersten industriellen Revolution verhafteten Bürokratien, Unternehmen (Familienunternehmen, chemische, pharmazeutische Industrie) und Entscheidungsträger meint Zukunft eine Zeitdauer von fünfzehn oder dreißig Jahren, für die der zweiten industriellen Revolution verbundenen Industrieunternehmen umfasst der Horizont vielleicht zehn oder fünfzehn Jahre, und für die Online-Ökonomie sind fünf bis zehn Jahre bereits eine lange Zeit. Diese zeitlich unterschiedlich ausgreifenden Antizipationen der Zukunft, so ein weiteres Ergebnis, müssen technologische Logiken ebenso reflektieren wie wirtschaftliche und politische Ausgangsbedingungen, geographische Differenzen und unterschiedliche kulturelle Gegebenheiten. In Hinblick auf die gedankliche

Durchdringung solch raum-zeitlicher Unterschiede kann die Geschichtswissenschaft tatsächlich einen wichtigen Beitrag bei der Antizipation der Zukunft leisten.

Jüngst haben Rüdiger Graf und Benjamin Herzog eine Abkehr „von der Geschichte der Zukunftsvorstellungen“ und eine Hinwendung „zur Geschichte ihrer Generierung“ gefordert. Hintergrund sind ähnliche Beobachtungen, wie wir sie auch gemacht haben: Bedeutungsverlust der Zukunft als „Erwartungshorizont“; geringeres Vertrauen in Zukunft als „geplante Gestaltung“; dagegen deutlich höhere Bewertung der Zukunft als „Risiko“; schließlich, Streben nach Zukunft durch aktive „Erhaltung“.⁴⁸ Da – je nach sozialer Lage, je nach kultureller Weltsicht – Zukunft heute anders definiert wird, trafen und treffen widersprechende Zukunftskonzeptionen aufeinander.

„Die Enttäuschten stritten mit den Enttäuschungsresistenten; diejenigen, welche die Zukunft in Plänen und Programmen festlegten, mit denen, die sie offenhalten wollten; die vorgeblich rational Kalkulierenden befanden sich im Konflikt mit den Angsterfüllten und die, die erhalten wollten, mit denen, die dies für unwichtig hielten. Diese Gruppen waren nicht statisch, sondern veränderten sich beziehungsweise entstanden immer wieder neu, wobei zugleich eine Tendenz zur Individualisierung von Zukunft auszumachen ist.“⁴⁹

Wenn Zukunft demnach nicht mehr vorrangig als Erwartung gedacht wird, dann besteht die Herausforderung darin, die Vielfalt der Zukunftsvorstellungen und der Herangehensweisen an die Zukunft in einer pluralen Gesellschaft produktiv aufeinander zu beziehen.

Im Fazit ist festzuhalten, dass wir heute die Zukunft offensichtlich weder antizipieren noch sicher gestalten können. Wir werden sie aber mit prägen. Und wir müssen sie denken, damit sie uns nicht als Schicksal entgegentritt. Gedachte Zukunft reflektiert die unterschiedlich tragfähigen Brücken, die uns auf dem Wege in die Zukunft erwarten. Sie denkt in Zukünften. Und sie berücksichtigt die vielfältigen Erfahrungen der Geschichte (in Hinblick auf temporale und kulturelle Differenzen, Zukunft als Erwartung, Zukunft als Planung, Zukunft als Risiko und Zukunft als aktive Erhaltung⁵⁰). Nur durch kritikgehärtete Vorstellungen und mit einer angemessenen Mischung aus risikoreicher Antizipation, berechtigtem Selbstvertrauen und handlungsbefähigender Skepsis können wir der Zukunft offen entgentreten.

⁴⁸ Graf (2016), S. 497-515.

⁴⁹ Ebd., S. 514.

⁵⁰ So, wie es Rüdiger Graf und Benjamin Herzog überzeugend vorgeschlagen haben.

Literatur

1. Angster (2012): Julia Angster, Die Bundesrepublik Deutschland, 1963-1982, Darmstadt 2012.
2. Beck (1986): Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M. 1986.
3. Behringer (2007): Wolfgang Behringer, Kulturgeschichte des Klimas. Von der Eiszeit bis zur globalen Erwärmung, Bonn 2007.
4. Bergheim (2009): Stefan Bergheim, In Zukunft besser treffen, Welt am Sonntag vom 19.04.2009, https://www.welt.de/wams_print/article3581267/In-Zukunft-besser-treffen.html (gesehen: 27.10.2017).
5. Burke (1988): Edmund Burke, Reflections on the revolution in France, Harmondsworth 1988.
6. Danos (2004): Michael Danos, Chaostheorie und Geschichte, Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft 30 (2003), S. 325-338.
7. Faridi/Engels (2008): Alexander Faridi, Marc Engels, Diskurse zur Sicherheit in Energietechnik und Energiewirtschaft. Eine Bestandsaufnahme 1935 bis 2005, Stuttgart 2008.
8. Faridi/Engels (2011): Alexander Faridi, Marc Engels, Energieprognosen im 19. und 20. Jahrhundert Szenarien aktiver Bedrohung der Versorgungssicherheit, Euskirchen 2011.
9. Felt (2011): Ulrike Felt, Methodology and Epistemology of Studying the Future, Vortrag anlässlich des internationalen Workshops Framing Futures Studies: Science, Technology and Global Challenges, 19. bis 21. Juli 2011, RWTH Aachen, Aachen 2011.
10. Fried (2001): Johannes Fried, Aufstieg aus dem Untergang. Apokalyptisches Denken und die Entstehung der modernen Naturwissenschaft im Mittelalter, München 2001.
11. Gosewinkel (2011): Dieter Gosewinkel, Zwischen Diktatur und Demokratie. Wirtschaftliches Planungsdenken in Deutschland und Frankreich. Vom Ersten Weltkrieg bis zur Mitte der 1970er Jahre, Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft 34 (2008), S. 327-359.
12. Graf (2016): Rüdiger Graf, Benjamin Herzog, Von der Geschichte der Zukunftsvorstellungen zur Geschichte ihrer Generierung. Probleme und Herausforderungen des Zukunftsbezugs im 20. Jahrhundert, Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft 42 (2016), S. 497-515.
13. Hartmann/Vogel (2010): Heinrich Hartmann, Jakob Vogel (Hrsg.), Zukunftswissen. Prognosen in Wirtschaft Politik und Gesellschaft seit 1900, Frankfurt a.M. 2010.
14. Heinen (2006): Armin Heinen, Technikkulturen der europäischen Moderne: Zeitmessung und soziale Zeit, in: Lotte Kéry (Hrsg.), Eloquentia copiosus. Festschrift für Max Kerner zum 65. Geburtstag, Aachen 2006, S. 335-350.
15. Hölscher (1999): Lucian Hölscher, Die Entdeckung der Zukunft, Frankfurt a.M. 1999.
16. Homburg (2010): Stefan Homburg, Konjunkturprognosen sind absurd, Süddeutsche Zeitung vom 11.05.2010.
17. Kegler (2011): Karl R. Kegler, Zentrale Orte. Geschichte einer „Theorie“ zwischen NS-Staat und Bundesrepublik, 1930-1969 (= Diss. phil. Aachen 2011).
18. König (2009): Wolfgang König, Technikgeschichte. Eine Einführung in ihre Konzepte und Forschungsergebnisse, Stuttgart 2009.

19. Koselleck (2010): Reinhart Koselleck, Die Verzeitlichung der Begriffe, in: Reinhart Koselleck (Hrsg.), Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache, Frankfurt a.M. 2010, S. 77-85.
20. Kraus (1986): Michael Kraus, Zur Problematik von Voraussagen im Energiebereich, in: Manfred Härter (Hrsg.), Energieprognosen für die Bundesrepublik Deutschland, Köln 1986, S. 15-38.
21. Latour (2001a): Bruno Latour, Ein Experiment von und mit uns allen. Tierseuchen und Klimawandel zeigen: Wir müssen unsere repräsentative Demokratie durch eine technische ergänzen, Die Zeit vom 11.04.2001, http://zeit.de/2001/16/Ein_Experiment_von_und_mit_uns_allen (gesehen: 27.10.2017).
22. Latour (2001b): Bruno Latour, Die Hoffnung der Pandora, Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft, Frankfurt a.M. 2001.
23. Mayr (1987): Otto Mayr, Uhrwerk und Waage. Autorität, Freiheit und technische Systeme in der frühen Neuzeit, München 1987.
24. Metzler (2005): Gabriele Metzler, Konzeptionen politischen Handelns von Adenauer bis Brandt. Politische Planung in der pluralistischen Gesellschaft, Paderborn 2005.
25. Minios (1998): Georges Minois, Geschichte der Zukunft. Orakel, Prophezeiungen, Utopien, Prognosen, Düsseldorf, Zürich 1998.
26. Pillkahn (2007): Ulf Pillkahn, Trends und Szenarien als Werkzeuge zur Strategieentwicklung. Wie Sie die unternehmerische und gesellschaftliche Zukunft planen und gestalten, Erlangen 2007.
27. Radkau (1989): Joachim Radkau, Technik in Deutschland. Vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Frankfurt a.M. 1989.
28. Ruck (2011): Michael Ruck, Zur Geschichte der Zukunft. Sozialdemokratische Utopien und ihre gesellschaftliche Relevanz, Bonn 2011.
29. Schmidt-Gernig (1998): Alexander Schmidt-Gernig, Die gesellschaftliche Konstruktion der Zukunft. Westeuropäische Zukunftsforschung und Gesellschaftsplanung zwischen 1950 und 1980, WeltTrends 18 (1998), S. 63-84.
30. Schmidt-Gernig (2002): Alexander Schmidt-Gernig, Ansichten einer „Welt-Zukunft“ – Westliche Zukunftsforschung der 60er und 70er Jahre als Beispiel einer transnationalen Expertenöffentlichkeit, in: Hartmut Kaelble, Martin Kirsch, Alexander Schmidt-Gernig (Hrsg.), Transnationale Öffentlichkeit und Identitäten im 20. Jahrhundert, Berlin 2002, S. 393-421.
31. Seefried (2015): Elke Seefried, Zukünfte. Aufstieg und Krise der Zukunftsforschung, Berlin 2015.
32. Siefert (1982): Rolf Peter Siefert, Der unterirdische Wald. Energiekrise und industrielle Revolution, München 1982.
33. Siefert (1997): Rolf Peter Siefert, Rückblick auf die Natur. Eine Geschichte des Menschen und seiner Umwelt, München 1997.
34. Steiner (2008): Benjamin Steiner, Die Ordnung der Geschichte. Historische Tabellenwerke in der Frühen Neuzeit, Köln 2008.
35. van Laak (2008): Dirk van Laak, Planung, Geschichte und Gegenwart des Vorgriffs auf die Zukunft, Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft 34 (2008), S. 305-326.
36. van Laack (2011): Dirk van Laak, Planung, Planbarkeit und Planungseuphorie, Docupedia-Zeitgeschichte vom 16.02.2010, <http://docupedia.de/zg/Planung> (gesehen 27.10.2017).

Von Umbrüchen und Kontinuitäten: Medien, Zukunft und Bildung

Petra Missomelius

1. Umbrüche und Kontinuitäten

Medienumbrüche und technologischer Wandel sind immer Anlass zur Spekulation über vermeintliche Zukünfte. Üblicherweise werden drei große Umbruchsphasen in der Menschheitsgeschichte konstatiert: zunächst von der oralen Kultur zur Schriftkultur, auf welche die Druckkultur folgte, die derzeit von einer digitalen Kultur abgelöst wird. Diese ist durch Entmaterialisierung gekennzeichnet und lässt das Prinzip der Repräsentation weitergehend hinter sich. Im historischen Rückblick lassen sich generell zwei gegensätzliche Tendenzen in der Reaktion auf diese Veränderungen ausmachen: einerseits die euphorische Vorfreude auf baldige revolutionäre Verbesserungen der menschlichen Lebensgrundlagen, andererseits die Furcht vor dem bevorstehenden (kulturellen) Untergang. Beiden Positionen ist das Bewusstsein gemeinsam, dass mit veränderten Technologien auch grundlegende gesellschaftliche Veränderungen einhergehen – man denke allein an die durch den Buchdruck ausgelösten weitreichenden Transformationen auf gesellschaftlicher, struktureller, politischer, juristischer und vielen anderen Ebenen.

Im Vergleich zum Buchdruck, dessen Verbreitung und Transformationsimpulse, haben in der Gegenwart technologische Entwicklungen deutlich an Dynamik gewonnen, während sich die Extrempositionen der Vergangenheit jedoch nicht bewahrheiteten. Dennoch sind auch gegenwärtige Zukunftsdiskurse von diesen geprägt, reproduzieren sie mit identischen Argumentationsmustern, anstatt auf bisherigen Erfahrungen mit technologisch induzierten Veränderungsprozessen aufzubauen. Es wird deutlich, dass mediengeschichtliche Kenntnisse in diesem Zusammenhang hilfreich sind.

Mediengeschichte ist durchaus nicht als eine kontinuierlich verlaufende Entwicklung zu betrachten, sondern hat einen diskontinuierlichen Verlauf genommen, der von Zäsuren geprägt ist.¹ Nun wird Mediengeschichte als in der eigenen Biografie erlebter Veränderungsprozess durch den Wandel an Produktions-, Distributions- und Rezeptionsmitteln individuell gefärbt wahrgenommen: hat man in der Kindheit noch Hörspielkassetten gehört, so wird das Anhören von Geschichten heute nicht mehr mit einem Trägermedium in Verbindung gebracht. Dies evoziert die Vorstellung einer vollständigen Ablösung des Alten durch das Neue. Wissenschaftlich betrachtet kann dies keineswegs bestätigt werden, denn es handelt sich vielmehr um durch neue Medien veränderte Konfigurationen des Medienensembles. Für eine historische Perspektivierung ist die Klärung des zugrundeliegenden Medienbegriffs hilfreich: er ist nicht nur auf Technologien ausgerichtet, sondern fokussiert Kulturtechniken und impliziert demnach die Sprache, das Visuelle sowie die Akustik. Es ist für die medienwissenschaftliche Herangehensweise kennzeichnend, Medien nicht einfach als technische Erfindungen zu betrachten, sondern sie als komplexe Bestandteile von Kultur wahrzunehmen. Diese Sichtweise findet sich im kulturwissenschaftlichen Diskurs der Medialisierung (oder der kommunikations-wissen-schaftlich und massenmedial geprägten Mediatisierung) wieder. Wie

¹ Schnell (2008), S. 7.

der kanadische Literaturwissenschaftler und Medienwissenschaftler Marshall McLuhan 1962 darstellt, haben verschiedene Medientechniken über eine Exteriorisierung von biologischen Organen und menschlichen Fähigkeiten hinaus kulturprägend gewirkt. Medien bestimmen damit wesentlich die Strukturen von Weltsichten, sowohl auf kultureller wie auch auf individueller Ebene: orale Kulturen, Schrift- und Buchkulturen, visuelle Kulturen und digital vernetzte Kulturen bringen jeweils unterschiedliche Möglichkeiten der Artikulation (des Denkens, der Kommunikation, der Organisation etc.) hervor. Diese Sichtweise eröffnet den Blick auf kulturelle Strukturen und Prozesse – denn jede Kultur ist immer auch Medienkultur, die epochenspezifisch von unterschiedlichen Medien dominiert und demnach geprägt ist. Kulturelle Infrastrukturen entstehen und bringen veränderungsoffene Praktiken des Gebrauchs hervor, welche wiederum Menschen-, Selbst- und Weltbilder affizieren.

Es wird deutlich, dass ein Verständnis von Medien als Werkzeuge unzureichend wäre. Dieser Blickwinkel macht auch transparent, dass es nicht um kurzfristige Veränderungen durch Ereignisse geht, sondern um langsame Prozesse. Die Medienarchäologie als eine Akzentuierung von Mediengeschichte stellt dementsprechend eine problemorientierte Alternative zur linearen Mediengeschichte dar.² Sie geht von der gegenwärtigen Medienkonfiguration aus und befragt die Vergangenheit.³ Vor diesem Hintergrund nun sollen im Folgenden Überlegungen zur Rolle von Medien in Bildungs- und Erziehungsprozessen angestellt werden.

Bildungsprozesse als individuelle Aneignungsprozesse von Kultur sind mehr oder weniger auch als Auseinandersetzung mit der medialen Eigenart kultureller Kommunikation zu betrachten. Doch erst langsam wird die lange vorherrschende Medienvergessenheit der Bildungs- und Erziehungswissenschaften porös, welche sowohl die mediale Verfasstheit von Bildungsprozessen als auch die medialen Bedingungen von Kultur und die Medienvermitteltheit von Enkulturationsprozessen betrifft. Dieser Beitrag widmet sich den mit Zukunftsantizipationen verbundenen Haltungen gegenüber Mediendynamiken und geht der Relevanz medienkultureller Bildung nach, welche über eine instrumentelle Implementierung von Medientechnologien in Bildungsszenarien hinaus insbesondere die Geschichtlichkeit der Mediendynamiken hervor hebt.

2. Pädagogische Medienphobie

Der Blick in die Vergangenheit macht deutlich, dass gerade die Pädagogik der Veränderung von Kultur- und Kommunikationstechniken immer grundsätzlich skeptisch bis ablehnend gegenüber stand. Dies geht zweifellos damit einher, dass der Enkulturationsprozess zunächst immer mit einer Tradierung von Kultur gedacht wurde. So scheint die kulturpessimistische Einschätzung von Mediendynamiken symptomatisch für Reaktionen im Bildungsbereich zu sein. Eine gewisse Medienphobie, die den potenziell irreführenden und manipulativen Charakter derselben betont, findet sich bereits in der Antike. Dies geschieht bei Platon im Dialog Phaidros mit der Schriftkritik ebenso wie im Höhlengleichnis der Politeia. Im Lichte der Erkenntnis wird auch in der darauffolgenden Zeit die sinnenzugewandte Welt als

² Vgl. Ernst (2001).

³ Vgl. Huhtamo (2011).

trügerisch gebrandmarkt. Regelmäßig debattieren Pädagogen über die schlechten Einflüsse, die vom jeweils neuen Medium ausgehen. Dem gegenüber steht die Haltung der Positivisten, welche technologischen Wandel per se als heilsbringend einschätzen.

Die Geschichte der Erziehung und Bildung ist geprägt von der Auseinandersetzung mit Zukunft in Gestalt der „Lebenstauglichkeit“ der „Zöglinge“. Umso auffälliger ist die schon so früh verbreitete und zu einem Reflex pädagogischer Haltung gewordene Medienphobie. Es ist ein gleichbleibender Mechanismus festzustellen: das Altbewährte ist gut, das Neue wird mit apokalyptischen Rhetoriken belegt. So wird etwa den Bildern etwas Schlechtes zugesprochen, der Schrift jedoch nicht. Solche Sortierungen sind schlichte Vereinfachungen, die zunächst helfen, mit Dichotomien Unübersichtliches zu sortieren und sie bewältigbar zu machen. Jedoch sind kulturelle Lebenswelten grundsätzlich im Sinne der ‚techné‘ und des Zeichengebrauches technisch verfasst und an sich weder gut noch schlecht.

Eine bedeutsame Variation stellen die technischen Medien dar, angesichts derer die medienkritische Haltung die Schrift und den Buchdruck nun als die Zivilisation prägend wahrnimmt. Aus diesem Blickwinkel scheinen technische Bildmedien einen Zivilisationsbruch herbeizuführen. Schon in der Frühzeit wurde der Film als junge Menschen schädigend und fehlleitend bezeichnet und die Schule war gefordert, diesen gefährdenden Einflüssen erzieherisch entgegen zu wirken.

Angesichts des Fernsehens wiederholen sich diese Argumente erneut, noch 2008 formuliert der Medienwissenschaftler Bernard Stiegler das Konzept einer „Proletarisierung“ der Massen, ausgelöst durch einen systematischen Rückbau der Errungenschaften der Aufklärung durch das Nicht-Wissen des Fernsehens.⁴ Einschlägig sind hier zunächst vor allem amerikanische Autoren wie der Historiker und ehemalige Librarian of Congress Daniel Boorstin 1961 über Neil Postman, der mit seinem Buch „Das Verschwinden der Kindheit“ breites öffentliches Interesse auslöste. Medien zerstören den Schonraum, den „Kindheit“ früher innehatte, so die zentrale These von Postman. Ohne dabei die kulturelle Verfasstheit des Kindheitsverständnisses (wie Philippe Ariès sie aufgearbeitet hat) in Anschlag zu bringen. Bewahrpädagogische Positionen, längst aus der pädagogischen Praxis verbannt, finden Anklang bis heute. Diese Haltung fand im Journalisten und Historiker Chris Hedges (2009) seinen jüngsten Nachfolger, aber auch französische Denker wie Guy Debord (1996) schließen sich der kulturpessimistischen Einschätzung an.⁵

Indem nun das Fernsehen in die digitalen Netzwerkmedien Eingang findet, flammen die fernsehkritischen Haltungen der 1950er und 1960er Jahre wieder auf. Vermeintliche Opfer dieser Szenarien sind Subjekte, die diesen Medien nicht gewachsen und wehrlos ausgeliefert sind. Sie sind von „Medienverwahrlosung“ bedroht, wie es der Kriminologe und ehemalige niedersächsische Justizminister Christian Pfeiffer heute angesichts digitaler Medien formuliert.⁶ Die vormalig kulturalistisch argumentierenden Mediengegner werden derzeit von einem medizinisch anmutenden Klientel abgelöst, welches auf simplizistischen Wirkungstheorien aufbaut, sich mit neurowissenschaftlichen Erkenntnissen fachkundig zu geben und zugleich populär zu vermarkten weiß. Vor dieser Folie sind Maßnahmen zur Prävention, Gefahrenabwehr und Sozialhygiene notwendig. Schuld an dieser Konstellation

⁴ Stiegler (2008)

⁵ Vgl. dazu genauer Hedges (2009); Debord (1996).

⁶ Vgl. dazu Pfeiffer et al. (2007).

ist mal die reine Existenz dieser Medien, mal verantwortungslose Eltern, mal das grundsätzlich als moralisch korrupt gedachte Subjekt. Ein aktueller Vertreter, der im Kontakt mit Medien einen Verfall von geistigen und kulturellen Werten heraufziehen sieht, ist der Gehirnforscher und Psychiater Manfred Spitzer (2005). Nach seiner Überzeugung mache Fernsehen Kinder nicht nur dumm und krank, sondern stelle auch eine existenzielle Bedrohung für sie dar.⁷ Der Umweltverschmutzung ähnlich verschmutzen Medien die Gehirne junger Menschen. Das Wunschziel dieser Bewahrer ist eine weitgehende Medienabstinenz. Angestrebt werden asketische Perspektiven und Verbote. Der Titel seines 2012 erschienen und immens erfolgreichen Buches lautet (2012) „Digitale Demenz“ und der Klappentext ergänzt „Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen“.⁸ Vor zwei Jahren sorgte die Nachricht für Empörung, dass Finnland die Handschrift zugunsten des Tastaturschreibens abgeschafft habe. Fortan reiste Manfred Spitzer durch Talkshows und Vortragssäle Deutschlands und verkündete: „Wenn also Schulkinder nicht mehr das Schreiben mit der Hand lernen, kommt dies der Beraubung junger Menschen eines wichtigen Werkzeugs zur Steigerung ihrer Merkfähigkeit gleich. Man schadet damit ihrem Bildungsprozess.“⁹ Nur das Schreiben von Hand wurde nie abgeschafft, sondern das Tastaturschreiben dem Schreiben mit der Hand gleichgesetzt. Es ist gibt keine Obligation mehr zur Vermittlung der Schreibschrift. Es besteht jedoch kein Zwang zum Tastaturschreiben. Diese Diskussionen zur Bedeutung der Handschrift sind wichtig und kompliziert. Wenn wir sie sachkundig führen, können sie uns im Umgang mit Technologisierungsprozessen und sich ergebenden erzieherischen sowie ethischen Fragen hilfreich sein.

Euphoriker hingegen sprechen von einem Maximum an positiven Veränderungen für die Menschheit, die im Zeichen der Ablösung auftreten werden. Dieser affirmative Metadiskurs, so Medienwissenschaftler Hartmut Winkler, ermöglicht einen Blick auf Wunschkonstellationen, welche technologische Entwicklungen vorantreiben.¹⁰ Diese finden auch in Metaphern ihren Ausdruck, die es ermöglichen, zusammen mit assertiven Aussagen zu den Fantasien, die mit der jeweiligen Technologie verbunden sind, wie Enthierarchisierung, Konfliktfreiheit, Befreiung und Gerechtigkeit, vorzustoßen.

Interessant ist dies Phänomen besonders, da Bildung selbst schon immer unter medialen Bedingungen des Zeigens, Demonstrierens, Aufzeichnens stattfand: man denke an Höhlenmalereien als Jagdanleitungen, an das Schaubild und die Schriftlichkeit. Früher oder später jedoch werden die jeweils neuen Medien (Film, Fernsehen, digitale Medien) als Lerninstrumente entdeckt. Damit schließt sich die Pädagogik zwar nicht der Euphorie der Technikpositivisten an, setzt aber auf förderliche Wirkung des Medieneinsatzes in Lehr- und Lernszenarien. So wurde der Film schließlich von der Kinoreformbewegung entdeckt, wobei der Film als Lehrfilm eingesetzt werden sollte. Auch der Einsatz des Films für die Volksbildung wurde diskutiert und die Arbeiterbewegung fand in ihm ein anschauliches Mittel der Aufklärung und Massenbildung. Der Nationalsozialismus hingegen entdeckte das Potenzial der neuen Technologien zu Propagandazwecken. Schaut man in diesen

⁷ Vgl. genauer Spitzer (2005).

⁸ Spitzer (2012), o.S.

⁹ Spitzer (2012), S. 247.

¹⁰ Winkler (1997), S. 11.

Bildungsszenarien MIT Medien genauer auf den Medienbegriff, mit dem operiert wurde und wird, so ist festzustellen, dass dieser zwischen dem Verständnis als „reines technisches Werkzeug“ einerseits und „Kulturtechnik“ andererseits oszilliert.

Nach dem Einwirken wirtschaftlicher Vertreter ist mittlerweile deutlich zu erkennen, dass auch die Bildungspolitik an einer zeitgemäßen Beschäftigung mit Medienkulturen nicht vorbei kommen wird, will man auf dem internationalen Wirtschaftsmarkt konkurrenzfähig bleiben. Doch auch diese (aktuelle) öffentliche Bildungsdebatte um Lernmedien scheitert immer wieder daran, dass sie die Komplexität von Lernprozessen zugunsten funktionaler Schwerpunkte, einem monokausalen Erziehungsverständnis und einem eindimensionalen Bildungsbegriff übersieht.¹¹ Betrachtet man den Einsatz von Medien in Bildungsszenarien, so greift es zu kurz, und ist von der falschen Seite her gedacht, allein die schulische Medienausstattung aufzustocken (Whiteboards, Computerräume, Notebook-Klassen, Multimedia-Bibliotheken). Die reine Fokussierung auf technische Qualifizierung scheitert bereits an zwei entscheidenden Hürden:

Erstens an der Generationenkluft in der Mediennutzung und zweitens an den strukturellen Gegebenheiten der staatlichen Bildungsinstitutionen. Auf aktuell diskutierte Lehr- und Lernformate wie „OER“ und „MOOC“ können an dieser Stelle nur mit dem Hinweis auf weiterführende Texte aufgezeigt werden.¹²

3. Zukunft und Bildung

Die zeitliche Dimension von Bildung – „Bildung braucht Geschichte“ – beinhaltet stets auf Zukünftiges hin bezogene Lern- und Bildungsziele.¹³ Besonders die normative Aufladung des Bildungsbegriffes lässt grundsätzlich Diskrepanzen zwischen Zielvorstellung und gesellschaftlicher Realität feststellen. Spätestens ab den 70er Jahren wurden Diskussionen um Relevanz von Wissensformen geführt, der Kompetenzbegriff wird in der Folge immer gebräuchlicher. Im Diskurs um die Zielbestimmung von Bildungsbestrebungen schreibt der Erziehungswissenschaftler Peter Faulstich:

„Wenn also ‚Bildung‘ nicht verkommen soll zu einer abstrakten und wirkungslosen Idee oder zur reinen Legitimationsfloskel, muss sie bezogen werden auf den historischen Kontext, die gegenwärtige Situation und zukünftige Perspektiven. Ein solcher Begriff von Bildung bestimmt sich nicht aus einem zeitlosen Kanon, sondern immer nur historisch konkret angesichts der sich je gegenwärtig stellenden Probleme und der Verwirklichungsvoraussetzungen von Entfaltungsmöglichkeiten.“¹⁴

Eine kursorische diskursanalytische Betrachtung bei einer beliebigen Internet-Suchmaschine bringt zukunftsbezogene Formulierungen in Bezug auf Bildung hervor wie „Bildung ist Zukunft“, „Bildung ist die beste Zukunftsinvestition“ und es wird schnell deutlich, dass es um „Zukunftsfähigkeit“ einer heranwachsenden „zukunftsfit“ zu machenden Generation

¹¹ Vgl. KMK (2016).

¹² Vgl. dazu genauer Missomelius et al. 2014; Missomelius/Hug 2016.

¹³ Langewald (1994), S. 74.

¹⁴ Faulstich (2002), S. 17.

gehen soll. „Im 21. Jahrhundert kommt die Zukunft mit großen Schritten“¹⁵ – dieser Feststellung kann man sich nach einer solchen Recherche kaum entziehen.

Charakteristisch für eine in die Zukunft orientierte Bildung ist – und damit kommen die Technologien ins Spiel – die Fähigkeit, prospektiv neue Situationen antizipieren zu können, um damit in der Lage zu sein, sich in einer dynamischen Welt flexibel und situativ Neuem gegenüber zu verhalten. Gerade die von Medienkulturen geprägte Gesellschaft, in der orientierungsrelevante Informationen durch (Echtzeit-)Medien erfahren werden, ist gefordert, Bildung zu ermöglichen, die es gestattet, flexibel mit Phasen des Umbruchs umgehen zu können. Kompetenzen sind notwendig, welche Menschen befähigen, Komplexität und Transformation zu bewältigen und verantwortlich gestalten zu können.

Bei der Frage, wer in der Lage sein wird, die Zukunft (mit) zu gestalten, geht es darum, sich den Herausforderungen der Zukunft stellen zu können. Dies bedeutet eben nicht die schlichte Addition von Mediendidaktik und Medienkunde, sondern eine Kompetenz im Feld der kommunikativen Wirklichkeitsaneignung. Es handelt sich um das Verstehen medialer Botschaften, um intermediale Austauschprozesse, um die Konstruiertheit von medial geprägten gesellschaftlichen Diskursen sowie um die Fähigkeit zur Medienkritik und ein Verständnis für ökonomische Hintergründe. So geht es bei der Medienkompetenz um die Fähigkeit, Medien in weltaneignender Weise für das Kommunikations- und Handlungsrepertoire einzusetzen. Dies geschieht durch die analytische, reflexive und ethische Auseinandersetzung mit Medien. So ist Medienbildung ein Thema, das alle Altersstufen betrifft und an allen Bildungsorten relevant ist: es reicht von ethischen Fragen im Kontext von technologischen Entwicklungen zum Verhältnis von Mensch und technologischen Umwelten.

4. Erwartungen an die Wissenschaft: Zukunftsprognosen

Seit Mitte der 70er Jahren hat sich die Soziologie von der technikdeterministischen Sichtweise verabschiedet, wie sie noch von William Ogburn 1933 als technischer Fortschritt und Motor für gesellschaftliche Modernisierung sowie sozialen Wandel formuliert wurde. Zwischenzeitlich richteten sich öffentliche Erwartungen, wie sie in Ausschreibungen von Forschungsprogrammen formuliert wurden, auf möglichst weit vorausschauende Technikfolgenabschätzungen, welche von neuen technischen Prinzipien und daraus entstehenden Konsequenzen hervorgebracht würden.¹⁶ In der Folge wurde jedoch deutlich, dass eine Technologie nicht losgelöst von einem multifaktoriellen Kontext betrachtet werden und damit in ihrer Entwicklung und Auswirkung kaum isoliert und wenig eindeutig prognostiziert werden kann.¹⁷ Unter dem Einfluss der Actor Network Theory¹⁸ beziehen aktuelle medienwissenschaftliche (z.B. Erich Hörl) sowie techniksoziologische (etwa Roger Häußling) Zugänge Technik als konstitutive Komponente in ihre Theoriebildung mit ein. Diese fokussiert Medien nicht allein als Mittler von Informationen, sondern als Akteur in komplexen Konfigurationen.

¹⁵ Hamm (1996), S. 51.

¹⁶ Lutz (1986), S. 39.

¹⁷ Ebd., S. 40.

¹⁸ Latour (2007).

Sehr große Datensammlungen in diversen Wissenschaften und Praxisfeldern haben im Rahmen informationstechnologischer Auswertungsverfahren nun unter dem Stichwort „Big Data“ für einen neuen Aufschwung prognostischer Potenziale geführt. In vielen Wissenschaftszweigen ist das Arbeiten mit immens großen Datenmengen selbstverständlich geworden, Archive, Bibliotheken und Sammlungen insgesamt stehen hiermit vor neuen Herausforderungen. Flankiert wird diese Entwicklung von der Vorstellung, allein aus der Informationsauswertung „datengetriebener Forschung“ unter Umgehung abstrakter Theorien Erkenntnisse ziehen zu können, weshalb bereits eine Zäsur in den Wissenschaften durch das „Ende der Theorie“¹⁹ deklariert wurde. Dabei ist es durchaus möglich, unter den neuen informationstechnologischen Bedingungen Muster in den vorhandenen Datenbeständen zu erkennen, welche bislang unbekannte Korrelationen und Interaktionen offenbaren lassen. Auswirkungen von „Big Data“ auf die wissenschaftliche Theoriebildung, Methodologie, Analyse, Reflexion und Fachausrichtungen sind noch nicht absehbar.

5. Bildung braucht Geschichte: Mediengeschichte als Teil von Grundbildung

Die Relevanz der Mediengeschichte und des historischen Wissens um Medienumbrüche für die Bildung ist ebenso evident, wie die Rolle der Medientechnologie in der Geschichtsschreibung. Die Vermittlung von Mediengeschichte in der Bildung fördert das Verständnis der Genese heute aktueller Medienkulturen und bereitet mediale Antizipationen vor. Als Teil der Medienbildung unterstützt sie die Stärkung von Beurteilungskompetenzen, den Umgang mit zukünftigen Entwicklungen im Sinne einer Technikfolgenabschätzung, Prozesse der Verhinderung sozialer Marginalisierung, um nur einige der wichtigsten Aspekte zu nennen. Nur die geschichtliche Perspektive gewährleistet eine informierte Partizipation am gesellschaftlichen Diskurs zur Beurteilung von Fortschritt, aktuell etwa anhand von Themen wie der Mensch-Maschine-Relation, der Implementation von Robotik und intelligenten Systemen sowie mit diesen Prozessen verbundene ethische Fragen im Kontext von Technologieentwicklungen, ohne die immer gleichen Reaktionsmuster von Fortschrittsrausch und Niedergangsgläubigkeit reproduzieren zu müssen.

¹⁹ (Anderson) 2008.

Literatur

1. Anderson (2008): Chris Anderson, The End of Theory. The Data Deluge Makes the Scientific Method Obsolete, Wired Magazine (2008), http://archive.wired.com/science/discoveries/magazine/16-07/pb_theory (gesehen: 27.10.2017).
2. Debord (1996): Guy Debord, Die Gesellschaft des Spektakels, Berlin 2016.
3. Ernst (2001): Wolfgang Ernst, Medien@rchäologie (Provokation der Mediengeschichte), in: Georg Stanitzek, Wilhelm Vosskamp (Hrsg.), Schnittstelle: Medien und Kulturwissenschaften, Köln 2001, S. 250-267.
4. Faulstich (2002) Peter Faulstich, Verteidigung von „Bildung“ gegen die Gebildeten unter ihren Verächtern, in: Ekkehard Nüssli, Christiane Schiersmann, Horst Siebert (Hrsg.), Kompetenzentwicklung statt Bildungsziele?, Deutsches Institut für Erwachsenenbildung (DIE), Bielefeld 2002 (= Literatur und Forschungsreport Weiterbildung, 49), S. 15-25.
5. Hamm (1996): Ingrid Hamm, Medienkompetenz als neue politische Zielkoordinate, in: Antja von Rein (Hrsg.), Medienkompetenz als Schlüsselbegriff, Bad Heilbrunn 1996, S. 51-59.
6. Hedges (2009): Chris Hedges, Empire of Illusion, New York 2009.
7. Huhtamo (2011): Erkki Huhtamo, Media Archaeology. Approaches, Applications, and Implications, Oakland 2011.
8. KMK (2016): Kultusministerkonferenz: Strategie der Kultusministerkonferenz „Bildung in der digitalen Welt“ Version 1.0, 2016, https://www.kmk.org/fileadmin/Dateien/pdf/PresseUndAktuelles/2016/Entwurf_KMK-Strategie_Bildung_in_der_digitalen_Welt.pdf (gesehen: 27.10.2017).
9. Langewald (1994): Alfred Langewald, Bildung, in: Dieter Lenzen (Hrsg.), Erziehungswissenschaft. Ein Grundkurs, Reinbek 1994, S. 69-98.
10. Latour (2007): Bruno Latour, Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network Theory, Oxford 2007.
11. Lutz (1986): Reinhart Koselleck, Das Ende des Technikdeterminismus und die Folgen – soziologische Technikforschung vor neuen Aufgaben und neuen Problemen, in: Reinhart Koselleck (Hrsg.), Technik und sozialer Wandel, Frankfurt a.M./New York 1986, S. 34-52.
12. McLuhan (1962): Marshall McLuhan, The Gutenberg Galaxy: The Making of Typographic Man, Toronto 1962.
13. Missomelius et al. (2014): Petra Missomelius, Wolfgang Sützl, Theo Hug, Petra Grell (Hrsg.): Medien – Wissen – Bildung: Freie Bildungsmedien und digitale Archive, Innsbruck 2014.
14. Missomelius/Hug (2016): Petra Missomelius, Theo Hug: Opening up Education: Opportunities, Obstacles and Future Perspectives, in: Markus Deimann, Michael A. Peters, The Philosophy of Open Learning. Peer Learning and the Intellectual Commons, New York/Bern/Berlin/Brüssel/Frankfurt a.M. 2016, S. 31-50.
15. Ogburn (1933): William Fielding Ogburn, Recent Social Trends in the United States: Report of the President's Research Committee on Social Trends, Band 2, New York 1933.
16. Pfeiffer et al. (2007): Christian Pfeiffer, Thomas Mößl, Matthias Kleinmann, Florian Rehbein, Die PISA-Verlierer – Opfer ihres Medienkonsums: eine Analyse auf der Basis verschiedener empirischer Untersuchungen, Hannover 2007.

17. Schnell (2008): Ralf Schnell (Hrsg.), MedienRevolutione, Beiträge zur Mediengeschichte der Wahrnehmung, Bielefeld 2008 (= Medienumbrüche, 18).
18. Spitzer (2005): Manfred Spitzer, Vorsicht Bildschirm! Elektronische Medien, Gehirnentwicklung, Gesundheit und Gesellschaft, Stuttgart 2005 (= Transfer ins Leben, 1).
19. Spitzer (2012): Manfred Spitzer, Digitale Demenz: Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen, München 2012.

„(...) die Zukunft werde dem Radium ein Zeitalter völliger Krankheitslosigkeit danken“. Radium als medizinisches Wundermittel im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts

Mathias Schmidt

1. Einleitung

„(...) die Zukunft werde dem Radium ein Zeitalter völliger Krankheitslosigkeit danken“,¹ prognostizierte Everard Hustler im Jahr 1910 und rief mit einem als naiv zu bezeichnenden Fortschrittsglauben das „Jahrhundert des Radiums“ aus.² Naiv nicht nur deshalb, weil er die Wirkung des Radiums grandios überschätzte, sondern weil er sich der Tatsache bewusst war, dass man „das Radium viel zu kurze Zeit erst“ kannte und Langzeitstudien fehlten, um verlässliche Prognosen abgeben zu können.³ Insgesamt stand in Hustlers Text weniger die Wissenschaftlichkeit im Vordergrund, sondern vielmehr ein Wunschdenken, das durch verschiedene – teils bewusste – Falschmeldungen über Wunderheilungen und die grenzenlosen Fähigkeiten des Radiums die Runde gemacht hatten.

Die Entdeckung der Röntgenstrahlen sowie der Wirkung radioaktiver Substanzen auf Pflanzen und Lebewesen revolutionierte zwar in vielerlei Hinsicht die Naturwissenschaften und die Medizin, die Wirkung des Radiums jedoch haben die Zeitgenossen nach einigen zuversichtlich stimmenden Experimenten vollkommen über- und die gravierenden Gefahren unterschätzt.

Nachdem sich das Wissen um die anfänglichen Erfolge des Radiums auch in der breiten Bevölkerung auf der ganzen Welt verankert hatte, begannen zahlreiche Unternehmen, radiumhaltige Produkte in allen vorstellbaren Formen und für alle erdenkbaren Zwecke zu produzieren. Der Markt bot zahlreiche frei verkäufliche Waren, die die Gesundheit fördern oder andere vermeintlich positive Wirkungen haben sollten und als „Wundermittel“ gegen fast jede Krankheit vermarktet wurden. Als die Langzeitfolgen der Strahlung bekannt wurden, wurden die Kritiker jedoch vorerst nicht mehr wahrgenommen, da das Versprechen vollkommener Gesundheit und Unsterblichkeit schwerer wog als die Warnungen aufgrund wissenschaftlicher Erkenntnisse.

Besonders für die USA sind die Auswirkungen der Entdeckung der Röntgenstrahlen sowie des Radiums mittlerweile recht gut untersucht und auch aus kultur-, sozial- und medizinhistorischer Perspektive detailliert und kritisch beleuchtet.⁴ Der deutschsprachige

¹ Hustler (1910), S. 258. Hervorhebung vom Autor entfernt.

² Hustler (1910).

³ Hustler (1910), S. 258.

⁴ Z.B. Campos (2015); Clark (1997); Holmes (2010); Lavine (2013); Rentetzi (2008); Slaughter (2013). Zu Großbritannien siehe Hogg (2016), zu Neuseeland Priestley (2012), und zu Kanada Hayter (2005). Eine eher globale Perspektive bieten Meggitt (2008) und Mould (1993).

Raum ist hingegen nur in Ansätzen betrachtet worden,⁵ eine detaillierte Untersuchung steht bisher noch aus.⁶

Im Folgenden kann deshalb lediglich ein Grundstein für zukünftige Forschungen in diesem Bereich gelegt werden, indem einerseits verschiedene medizinische Fachmeinungen zum Einsatz von Radium in der Therapie beleuchtet werden. Eine zentrale Frage ist, welche Zukunftserwartungen die zeitgenössischen Wissenschaftler mit dem Radium verbunden. Dazu sollen hauptsächlich medizinische Lehr- und Fachbücher sowie Beiträge in wissenschaftlichen Zeitschriften herangezogen werden. Es erscheint sinnvoll, sich dabei auf die Aussagen führender Fachvertreter zu stützen, da diesen mutmaßlich das größte Gewicht beizumessen ist. Dennoch bleiben es im Rahmen dieses Beitrags lediglich Einzelmeinungen, die zunächst nicht verallgemeinert werden können. Auch kann nicht ausführlich auf die Entwicklung der Radium- bzw. Strahlentherapie in den einzelnen Fächern eingegangen werden.⁷

Andererseits soll der Versuch unternommen werden, die populärwissenschaftliche Deutung bzw. Rezeption der wissenschaftlichen Erkenntnisse nachzuzeichnen. Da entsprechendes Archivgut der Firmen, die radiumhaltige Produkte fertigten oder vermarkteten, bisher nicht in ausreichender Menge aufgefunden werden konnte, kann dies nur anhand von Zeitungsartikeln und Anzeigenwerbung vorgenommen werden.

2. Die Entdeckung des Radiums und seiner Eigenschaften

Nachdem bereits die Entdeckung der Röntgenstrahlen durch Wilhelm Conrad Röntgen (1845-1923) im Jahr 1895 auf weltweites Interesse gestoßen war,⁸ machte auch die Meldung der Isolation von Polonium und Radium 1898 durch Marie (1867-1934) und Pierre Curie (1859-1906) schnell globale Schlagzeilen. Ausgehend von der Beobachtung, dass die von Uranerz bzw. Pechblende ausgehende Strahlung viel höher war, als dies nach den Beobachtungen von Henri Becquerel (1852-1908) durch Uran- und Thorium allein möglich gewesen wäre, vermutete Marie Curie ein weiteres Element. 1903 wurde den Curies zusammen mit Henri Becquerel der Nobelpreis für die Entdeckung der Radioaktivität verliehen.⁹

Dass die Strahlung des Radiums jedoch auch Gefahren birgt, hatten Becquerel und Pierre Curie 1901 am eigenen Leib im Rahmen eines Selbstversuches festgestellt. Becquerel hatte sich von den Curies eine kleine Menge Radiumderivat geben lassen und dies in einem Reagenzglas einige Stunden in einer Tasche seiner Kleidung getragen, was zu Verbrennungen führte, die

⁵ Dommann (2003); Helmstädter (2005); Ceranski (2008).

⁶ Meurer (2017) ist erst nach Fertigstellung dieses Beitrags erschienen und konnte deshalb nicht mehr berücksichtigt werden.

⁷ Siehe dazu u.a. Weiss (2001); Heilmann (1996); Willers/Heilmann/Beck-Bornholdt (1998); Zum Winkel/Kimmig (1995); Lederman (1981); Schinz (1959). Für die Gynäkologie Frischkorn (1986); Frobenius (2003); Frobenius (2012).

⁸ Glasser (1995); Macherauch/Neff (1995); Priestley (2012), S. 4f.; Rosenbusch/Oudkerk/Ammann (1994).

⁹ Badash (1978); Lavine (2013), S. 10-13; Meggitt (2008), S. 23-26; Harvie (2005), S. 29-48; Mould (1993), S. 1f. und S. 10f.

denjenigen ähnelten, die durch Röntgenstrahlen verursacht wurden. Genauso war es auch Pierre Curie ergangen, der seinen Unterarm mehrere Stunden der Strahlung aussetzte.¹⁰

Neben einigen Forschern, die über Verbrennungen der Haut und Haarausfall nach der Exposition mit Röntgenstrahlen berichteten und vor den Gefahren warnten,¹¹ sorgte besonders der tragische Fall von Clarence Dally (1865-1904) für globale Schlagzeilen. Dally war Glasbläser in der Firma von Thomas Edison und arbeitete seit 1896 an der Verbesserung der Produktion von Röntgenröhren. Bei den Versuchen bediente er in der Regel mit der rechten Hand den Apparat und lichtete seine linke Hand ab, um die Qualität des Ergebnisses zu überprüfen und muss so regelmäßig einer enormen Menge Strahlung ausgesetzt gewesen sein. Im Jahr 1900 zeigten sich mit dem Ausfallen der Haare und Verbrennungen die ersten Strahlenschäden, was schließlich zur Amputation der linken Hand, dann zunächst der Finger und daraufhin der ganzen rechten Hand sowie später beider Arme führte. Edison, der ebenfalls gesundheitliche Schäden davontrug, stoppte deshalb 1901 die Forschungen auf diesem Gebiet.¹²

Dennoch gab es auch Stimmen, die trotz aller wissenschaftlichen Erkenntnisse und Belege andere Ursachen der Verbrennungen vermuteten.¹³ Das tückische an den frühen Röntgenshäden war, dass es sich bei diesen meist um die Reaktion auf viele kleine, über einen längeren Zeitraum auftretende Strahleninsulte handelte. Der Zusammenhang zwischen Strahlung und den dadurch verursachten Schäden war deshalb nicht eindeutig belegt, auch wenn offensichtlich war, dass die Schäden mit den Röntgenapparaten zu tun hatten.¹⁴

Mit den Langzeitfolgen der Strahlung hingegen hatte man sich noch nicht ausführlicher befasst, was einerseits dem Umstand geschuldet war, dass man diese noch nicht in größeren Zahlen hatte beobachten können, andererseits wollten die Röntgenologen sich mit diesem Thema nicht gründlicher auseinandersetzen¹⁵ oder gingen das Risiko aus wissenschaftlichem Ehrgeiz und Erkenntnisstreben bewusst ein.¹⁶ Dabei ist zu berücksichtigen, dass Schäden durch Röntgenstrahlung zu dieser Zeit häufig zuerst auf der Körperoberfläche in Form von Strahlenverbrennungen entstanden bzw. sichtbar wurden

¹⁰ Fuhry/Kern/Kießling (2001), S. 8f.; Meggitt (2008), S. 29; Mould (1998).

¹¹ Battelli (1896); Bowles (1896); Wiener Briefe (1900); Rollins (1901); Thomson (1896); Herzig (2006), S. 86-91. Beispiele finden sich bei Flaskamp (1930), S. 7f., und Goldberg (2011).

¹² Edison fears hidden Perils of the X-Rays (1903); X-Rays injured Edison (1903); Brown (1936), S. 237-239; Goldberg (2011), S. 10f.; Israel (1998), S. 422; Herzig (2006), S. 86-91; Meggitt (2008), S. 12-15; Lavine (2008), S. 69f.

¹³ Frei (1896). Frei war an der Produktion von Röntgenröhren von „Frei and Co.“ in Boston beteiligt und hatte somit wahrscheinlich auch finanzielle Interessen. Weitere Beispiele bei Meggitt (2008), S. 12-15. Siehe auch Heilmann (1996), S. 208; Herzig (2006), S. 86-91.

¹⁴ Cocchi (1961), S. 75; Goldberg (2011); Macklis (1993), S. 94; Mould (1997), S. 34; Herzig (2006), S. 86-91. Ausführlich dazu Fritz-Niggli (1995).

¹⁵ So befassen sich beispielsweise in der Zeitschrift „Strahlentherapie“ zwischen 1912 und 1944 lediglich 213 Artikel hauptsächlich mit Strahlenschäden und deren Behandlung, wobei Erbschädigungen und Schäden der Haut im Vordergrund stehen. Mit Strahlenschutzfragen befassen sich 51 Artikel und indirekt weitere 38. Siehe Herrmann/Müller (2012), S. 347. Die erste Monographie, die sich mit Strahlenschäden befasste, stammt aus dem Jahr 1930 und wurde von einem Nachwuchswissenschaftler verfasst: Flaskamp (1930); vgl. Von Schwerin (2015), S. 122.

¹⁶ Goldberg (2011); Herzig (2006).

und dass sie von einer externen Quelle herrührten. Diese Quelle konnte man zwar leicht identifizieren, jedoch hatte man keinerlei Möglichkeiten, die Schwellenwerte akkurat zu bestimmen bzw. zu messen. Radium hingegen konnte man einnehmen oder injizieren, die dadurch verursachten Schäden aber manifestierten sich nicht auf der Haut und erst nach einem gewissen Zeitraum.¹⁷

Gleichzeitig nahm jedoch die Laienpresse die Themen Strahlung und Radium auf und vermeintliche Erfolgsmeldungen und Wunderberichte der Heilung aller bis dahin schwerwiegenden bzw. unheilbaren Erkrankungen durch Radium verdrängten die warnenden Stimmen der Kritiker. Erschwerend wirkten sich die Statements der unseriösen, aber sehr öffentlichkeitswirksam auftretenden „Forscher“ und Meinungsmacher aus, deren Ergebnisse nicht immer unter Einhaltung wissenschaftlicher Standards gewonnen worden waren und die Zukunftsprognosen abgaben, die nicht nur aus heutiger Sicht vollkommen hanebüchen anmuten, sondern deren Populismus teilweise auch schon von den Zeitgenossen erkannt worden ist.¹⁸ „Würde man [jedoch] bereits um die Jahrhundertwende Furcht oder zumindest eine gewisse Zurückhaltung gegenüber Radium und seinen noch kaum bekannten Eigenschaften erwarten, so geht man fehl.“¹⁹

Im Jahr 1903 beispielsweise wurde die Heilung der blinden Lillie bzw. Tillie Spitznagel von Zeitungen auf der ganzen Welt verbreitet. Das elfjährige Mädchen – in den verschiedenen Artikeln entweder Lillie oder Tillie genannt – hatte in ihrem dritten Lebensjahr das Augenlicht verloren. Nach der Bestrahlung mit Röntgen- und Radiumstrahlen erlangte sie laut Medienberichten ihr Augenlicht zurück. „Radium makes blind girl see“, „She that was in darkness tells how by radium she saw the light“ oder „Blind girl made to see light“ titelten diverse amerikanische Tageszeitungen.²⁰

Tatsächlich jedoch hatte das Mädchen nicht die Sehfähigkeit zurückerlangt, sondern nach der Bestrahlung einen Lichtblitz bzw. Schatten von Objekten wahrnehmen können. Obwohl sie nicht wieder sehen konnte, gelang es dem behandelnden Arzt sowie dem Ingenieur William Joseph Hammer (1858-1934), der den Vorschlag zum Einsatz des Radiums gemacht hatte, der Presse gegenüber ihren Ruf zu wahren und den Fehlschlag als Erfolg darzustellen. Sie argumentierten, die Zeit der Bestrahlung sei noch nicht ausreichend gewesen und man müsse auf die Ergebnisse einer Langzeittherapie warten.²¹ Die bereits erreichten Verbesserungen seien jedoch von Dauer gewesen.²²

Für die Wissenschaft aufbereitet wurde der Fall von dem Arzt Samuel Tracy, der zugleich weitere Fälle erfolgreicher Radiumtherapien überlieferte und in seinem Bericht zu dem Fazit gelangte, dass Radium u.a. die Beleuchtung von Häusern verbessern und verbilligen, echte von falschen Edelsteinen trennen, Bakterien töten sowie Lupus, Krebs und Tuberkulose heilen könne. Auch wenn er einräumte, dass die von ihm vorgetragenen

¹⁷ Walker (2000), S. 4; Lindell (2004), S. 235f. und S. 241; Von Schwerin (2015), S. 123 und S. 125.

¹⁸ Weart (1988), S. 9-13; Walker (2000), S. 4.

¹⁹ Fuhry/Kern/Kießling (2001), S. 7.

²⁰ Radium makes blind girl see, Newark Evening News, 24.08.1903; She that was in darkness tells how by radium she saw the light, New York American, 24.08.1903; Blind girl made to see light, Philadelphia Public Ledger, 24.08.1903. Alle zitiert nach Lavine (2013), S. 213 mit Anm. 31.

²¹ Radium test for eyes not yet conclusive (1903).

²² Tracy (1903); vgl. Slaughter (2013), S. 25f.

Fälle und Beispiele vielleicht „somewhat rosy colored in their expectations“ seien, zeigte er sich doch sicher, dass weitere Versuche den Wert des Radiums als Heilmittel zeigen würden.²³ Bei der Abfassung des Beitrags erhielt Tracy u.a. Hinweise von dem bereits genannten William Hammer, der nicht nur den Heilversuch von Lillie Spitznagel initiiert hatte, sondern 1903 das weltweit erste Sachbuch über Radium²⁴ veröffentlicht hatte und wohl der berühmteste der US-amerikanischen Intellektuellen war, die sich der Öffentlichkeit als Fachmann für Radium präsentierten. Er trat als Redner und mit öffentlichen Shows zum Thema Radium bzw. Strahlung auf und führte darin auch seine Kontakte zu führenden Wissenschaftlern wie den Curies und Becquerel an.²⁵

Zeitgleich berichtete der St. Petersburger Mediziner und Biochemiker Efim Semenovich London (1869-1939) über seine ähnlich gelagerten Versuche sehr viel vorsichtiger und objektiver.²⁶ Er hatte verschiedene Versuche mit Blinden durchgeführt und nahezu dieselben Ergebnisse erlangt wie Hammer bei Lillie Spitznagel. Sein Fazit lautete jedoch lediglich, dass man „lichtempfindlichen Blinden (...) einen großen Vorrat von optischen Vorstellungen zuführen“ könne und „Radiumstrahlen nicht fähig sind, das Sehvermögen des Auges zu erhöhen“. Des Weiteren mahnte er zur Vorsicht, da „Radiumstrahlen (...) entzündliche Zustände hervorrufen“.²⁷

Nicht nur für die Ausführungen Hammers und Tracys lässt sich konstatieren, dass „it is sometimes difficult to know which of its [the radiums] initial palette of attributes had any basis in an actual laboratory examination, and which were pure fantasy“.²⁸ Hinzugefügt werden muss, dass auch die in Versuchen gewonnenen Erkenntnisse keineswegs immer rein wissenschaftlich, sondern häufig sehr weitgehend und teilweise schlichtweg falsch interpretiert wurden. So stellte beispielsweise ein Forscher fest, dass das Larvenwachstum durch die Strahlung von Radium behindert wurde, was für die Presse hieß, dass man durch Radium den Alterungsprozess aufhalten könne.²⁹ John Burke experimentierte im „Cavendish Laboratory“ in Cambridge mit Radiumsalzen und beobachtete ein Wachstum auf sterilen Gelatineplatten, was für ihn bedeutete, dass spontan neue Lebewesen – halb Radium, halb Mikrobe – entstanden waren, die er liebevoll „radiobes“ taufte. Dass es sich lediglich um die Auskristallisation der Radiumsalze handelte, wollte er auch nach Hinweisen seiner Kollegen nicht zur Kenntnis nehmen.³⁰

Um die – vermeintlichen – Erkenntnisse zusammenfassen, die man anhand von Versuchen mit Radium im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts erlangt hatte, soll erneut

²³ Tracy (1903), S. 794; vgl. Slaughter (2013), S. 25f.

²⁴ Hammer (1903); vgl. Slaughter (2013), S. 23-26; Badash (1978), S. 146.

²⁵ Campos (2015), S. 40; Slaughter (2013), S. 23-49, dort auch die Darstellung eines von Hammers Auftritten inklusive Diskussion seiner Statements. Eine kurze detailliertere Biografie Hammers bieten Peña (2003), S. 173-180, und Kahn (2003). Zu Vorträgen und Ausstellungen im deutschen Sprachraum siehe Ceranski (2008) und Schwarz (1999).

²⁶ Auch seine 1911 veröffentlichte Monografie „Das Radium in der Biologie und Medizin“ ist um Objektivität bemüht. Siehe London (1911). Einige biografische Hinweise bei Lange (1977).

²⁷ London (1903); dort auch Verweis auf dieselbe Einschätzung durch Holzknecht/Schwarz (1903).

²⁸ Lavine (2013), S. 36.

²⁹ Old Age may be stayed by radium, Salt Lake City Telegram, 06.11.1903, zitiert nach Holmes (2010), S. 64

³⁰ Burke (1905); Fuhry/Kern/Kießling (2001), S. 8. Ausführlich zu Burkes Versuchen siehe Campos (2015), S. 56-99.

auf die eingangs zitierte Zukunftsprognose von Prof. Dr. Everard Hustler zurückgegriffen werden. Dass Radium ein exponiertes Thema der Zeit war, wird allein schon deutlich, wenn man die einzelnen Kapitel des Sammelbandes „Die Welt in 100 Jahren“ vergleicht, in dem Hustlers Beitrag abgedruckt ist. Neben verschiedenen Kernaspekten des alltäglichen Lebens bzw. der Umwelt wie beispielsweise Kunst, Erziehung, Liebe, Krieg, Maschinen, Religion oder Medizin, ist dem Radium ein eigenes Kapitel gewidmet.³¹

Auch wenn es keine validen Hinweise darauf gibt, wer genau Hustler war und uns noch nicht einmal Lebensdaten überliefert sind, spiegeln Hustlers Ausführungen den Wissensstand der Abfassungszeit wider bzw. zumindest den Stand der Kenntnisse, die man bereit war, zu dieser Zeit zu glauben:

„Wenn wir uns nun fragen, ob diese Heilresultate dauernd sind, so kann die Antwort schon deshalb nicht gegeben werden, weil wir das Radium viel zu kurze Zeit erst kennen. Es besteht aber gar kein Zweifel darüber, daß wir zu der Annahme berechtigt sind, die Zukunft werde dem Radium ein Zeitalter völliger Krankheitslosigkeit danken.“³²

Hustler nennt in seinem Beitrag explizit die Schöpfung neuer Lebewesen, die Hemmung des Wachstums von Pflanzen und zugleich die Förderung des Wachstums von Pflanzen, die Sterilisation von Milch, die Hemmung des menschlichen Alterungsprozesses, die Wiederherstellung der Sehfähigkeit bei Blinden, die Bekämpfung von Krebs und Hautausschlägen sowie die bakterientötende Wirkung. Als Beispiele führt er die Heilung von Lepra und Tuberkulose an.³³ Insgesamt konstatiert er:

„In jedem Falle ist die Kraft und die Wirkung der Radiumstrahlen eine grenzenlose nach jeder Richtung hin, und es kann nahezu mit Sicherheit behauptet werden, daß man im Radium den Wunderstein gefunden hat, durch welchen selbst die Unmöglichkeiten möglich gemacht werden.“³⁴

Ganz entscheidend ist es, dass Hustler sich in allen angeführten Beispielen auf die jeweiligen Wissenschaftler bzw. Autoren bezieht, die über die entsprechenden Forschungsergebnisse berichtet haben, auch wenn er keinen wissenschaftlichen Apparat hat.³⁵ Dadurch verleiht er dem Text eine gewisse Nachprüfbarkeit und somit auch Wahrheitsgehalt und sich selbst Autorität durch seine zur Schau gestellten Fachkenntnisse. Was jedoch nicht vergessen werden darf und nur dem aufmerksamen Leser auffällt, ist, dass der im Jahr 1910 abgefasste Text die Zeit des 21. Jahrhunderts zum Thema hat. Sein Beitrag liest sich aber – zumindest was die medizinischen Aspekte angeht – vielmehr wie eine Zusammenfassung des damaligen Forschungsstandes verbunden mit den daraus resultierenden Erwartungen, also weniger wie eine Zukunftsprognose für die Zeit in 100 Jahren. Hustler selbst ging demnach davon aus, dass die wesentlichen Erkenntnisse, die das „Zeitalter völliger Krankheitslosigkeit“ begründen

³¹ Bremer (1910); siehe auch Seefried (2015), S. 35f.

³² Hustler (1910), S. 258. Hervorhebungen vom Autor entfernt.

³³ Hustler (1910). Hier sind nur die medizinischen Aspekte angeführt. Eine kurze Zusammenfassung bietet Ruppelt (2014), S. XIVf. Die meisten der von Hustler aufgegriffenen Beispiele werden ausführlich diskutiert bei Campos (2015).

³⁴ Hustler (1910), S. 256.

³⁵ Hustler (1910).

würden, zu seiner Zeit schon generiert worden waren bzw. unmittelbar vor der Entdeckung stünden. Um weitere Rückschlüsse aus Hustler Ausführungen ziehen zu können, müsste allerdings mehr über ihn bekannt sein.³⁶

Hustler ist jedoch nicht der einzige Autor des Bandes, der von der Wirkung des Radiums als Allheilmittel überzeugt ist. Auch Prof. Dr. C. Lustig, über den ebenfalls nichts weiter bekannt ist,³⁷ preist in seinem Beitrag über „Die Medizin in 100 Jahren“ das Radium an:

„Die Möglichkeit aber, den Körper in seinen feinsten Gewebeteilen (...) gegen alle möglichen Krankheitskeime immun zu machen, besteht schon jetzt. Die Möglichkeit, dem Körper die Lebensenergie zuzuführen, die jeden Altersprozeß hemmt, haben wir durch die Radium enthaltenden Mittel jetzt auch.“³⁸

Während es im ersten und zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts in Nordamerika zu einem regelrechten „Radium-Boom“ oder „radium craze“ kam,³⁹ ist bisher nicht untersucht, ob und inwieweit das auch für die europäischen Staaten und speziell das Deutsche Reich zu konstatieren ist. Zunächst standen einer breiten Forschung *mit* bzw. Vermarktung *von* Radium jedoch die immensen Kosten im Weg.⁴⁰ Im Jahr 1921 zum Beispiel lag der Preis für Kohle bei 1,5, für Silber bei 6.000, für Gold bei 208.000 und für Radium bei 17 Milliarden Pfund Sterling für jeweils eine Tonne.⁴¹

Radium oder vergleichbares radioaktives Material konnte in der für Forschungszwecke notwendigen Menge nur einige wenige Forscher erhalten, darunter die Curies. Sie extrahierten das Radium aus den Rückständen, die bei der Produktion von Uranfarben in St. Joachimsthal in Böhmen (heute Jáchymov, Tschechien) entstanden. Durch das Bergwerk, die Uranfabrik und die 1909 gegründete Radiumfabrik hatte die k.u.k. Monarchie zunächst nahezu ein Monopol auf den Verkauf von Radium bzw. der Stoffe, die man zur Herstellung von Radium benötigte, bevor zu Beginn des zweiten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts auch in anderen Ländern, beispielsweise England, Portugal und den USA, der Abbau von Uranerz aufgenommen wurde. Es folgten in den 1920er Jahren Mineneröffnungen in Belgisch-Kongo und schließlich Kanada in den 1930er Jahren. Dennoch

³⁶ Es ist durchaus möglich, dass es sich bei dem Namen lediglich um ein Pseudonym handelt. Von Interesse wäre etwa, ob er einen wissenschaftlichen Hintergrund hatte und ob er in anderen Publikationen – sofern es diese gibt – dieselbe Meinung vertreten hat. Bei ersten Recherchen konnten keine weiteren Informationen ermittelt werden. Der einzige weitere Hinweis auf Hustler stammt von dem deutschen Arzt und Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld (1868-1935). Hirschfeld nennt Hustler einen amerikanischen Radiumforscher, der u.a. mit Hilfe eines Pendelversuchs die Sexualität einer Person bestimmen wollte. Hirschfeld (1914), S. 155. Hustler bezieht sich in seiner Abhandlung im Falle der Heilung von Blindheit jedoch auf das Beispiel von Efim London und nicht auf Hammer und die „Wunderheilung“ von Lillie Spitznagel, die in den USA sehr viel mehr Rezeption erfahren hat.

³⁷ Über C. Lustig konnten keinerlei weitere Hinweise gefunden werden. Möglicherweise handelt es sich bei dem Namen um ein Pseudonym.

³⁸ Lustig (1910), S. 271.

³⁹ Lavine (2013); Campos (2015); Badash (1978), S. 147.

⁴⁰ Caufield (1994), S. 41f.; Weiss (2001), S. 66; Harvie (2005), S. 121f.

⁴¹ Angaben aus „The Times“ (London), vom 12. Januar 1921, nach Harvie (2005), S. 122. Eine Auflistung der Preise zu verschiedenen Zeitpunkten in Robison (2015), S. 259, Anhang VII, und Harvie (2005), S. 245, Anhang 1. Dort jeweils auch weitere Literaturhinweise.

stand in den USA beispielsweise in den 1920er und 30er Jahren in der Regel nur jeweils die Hälfte des zu medizinischen Zwecken benötigten Radiums zur Verfügung.⁴²

3. Der therapeutische Einsatz von Radium in der Medizin

Um Aufschluss über die Bewertung des Einsatzes von Radium in der medizinischen Wissenschaft zu Anfang des 20. Jahrhunderts sowie den damit verbundenen Zukunftserwartungen zu gewinnen, sollen im Folgenden die Positionen einiger führender zeitgenössischer Mediziner analysiert werden. Unter Berücksichtigung des historischen Kontextes ist hier nicht von einer übereinstimmenden Meinung der medizinischen Profession auszugehen, da sich im Laufe des 19. bzw. zu Beginn des 20. Jahrhunderts die medizinischen Fächer (weiter) ausdifferenziert und Fachgesellschaften gegründet hatten, die der Vertretung medizinischer sowie fachpolitischer Interessen dienten.⁴³

Da in verschiedenen Ländern Röntgenstrahlen zur Bekämpfung von Hautkrankheiten und Hautausschlägen eingesetzt worden waren und in Schweden 1899 bereits ein Fall eines oberflächlichen Tumors erfolgreich behandelt werden konnte, hielten die Mediziner Radium ebenfalls für ein wirksames Mittel in der Strahlentherapie.⁴⁴ Gleichzeitig gab es Versuche, auch andere Krankheiten mit Radium zu heilen, etwa in der Augenheilkunde und der Inneren Medizin.⁴⁵ Ein großer Vorteil der so genannten Curie- oder Brachytherapie mit Radium gegenüber den Röntgenstrahlen war, dass Radium nicht nur an der Oberfläche angewendet, sondern auch in Körperhöhlen eingeführt werden und so tieferliegende Stellen erreichen konnte, die die frühen Röntgenstrahlen nicht erreichten.⁴⁶

Diesen Vorteil sahen auch die Röntgenologen und Strahlentherapeuten, jedoch scheinen sie die Anwendung von Radium nicht als so bahnbrechend bzw. zumindest nicht als Ersatz der Röntgenstrahlen angesehen zu haben. Die Röntgenologie war zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein noch junges Fach, das sich zunächst mit den Röntgenstrahlen selbst sowie den Anfängen des Strahlenschutzes auseinandersetzte. Röntgenologen waren zu dieser Zeit zunächst Angehörige anderer medizinischer Fächer, die sich entweder hauptsächlich oder – neben anderen fachspezifischen Aspekten – auch mit Strahlen befassten. Einen Facharzt für Röntgenologie und Strahlenheilkunde gab es erst infolge der so genannten „Bremer Richtlinie“ des Jahres 1924.⁴⁷

Robert Kienböck (1871-1953), einer der Pioniere der Röntgenologie im deutschen Sprachraum und bereits 1904 Privatdozent für Medizinische Radiologie an der Universität Wien,⁴⁸ schrieb 1907 in seinem Handbuch über die „Radiotherapie“:

⁴² Robison (2015), S. 83-98; Harvie (2005), S. 15-27; Elsner/Karbe (1999); Braunbeck (1996); Seidlerová/Seidler (2010); Cantor (2008), S. 100f.; Frobenius (2003), S. 57.

⁴³ Riedl (1981); Weisz (2006).

⁴⁴ Beispielsweise Tracy (1903), der dies explizit so formuliert. Siehe auch Pfeifer (1938), S. 3.

⁴⁵ Pfeifer (1938), S. 7; Schinz (1959), S. 148-164 und S. 167f. Eine ausführliche Auflistung der Versuche zur Bekämpfung verschiedener Krankheiten findet sich in Robison (2015), S. 254f., Anhang II.

⁴⁶ Macintyre (1903); Fuhry/Kern/Kießling (2001), S. 9; Meggitt (2008), S. 10; Schinz (1959), S. 148-153; Weiss (2001); Zum Winkel/Kimmig (1995), S. 272f.

⁴⁷ Herrmann/Müller (2012); Heilmann (1996), S. 209; Riedl (1981); Weisz (2006).

⁴⁸ Siehe Fischer (1962), S. 758.

„Die Radiumtherapie ergänzt somit die Radiotherapie, sie wird mit Vorteil für kleine, oberflächliche Hautherde, namentlich in der Nachbarschaft empfindlicher Teile (...) angewendet. Bei großen Herden und massigen Tumoren ist das Röntgenlicht (...) der Radiumkapsel weit überlegen (...).“⁴⁹

Ähnlich äußerte sich 1919 auch der Internist und Direktor der I. Med. Universitätsklinik der Charité Wilhelm His (1863-1934)⁵⁰ im Vorwort des Lehrbuchs eines seiner Assistenten:

„Ebenso wertvoll ist die kritische Vergleichung der Radium- und Röntgenbehandlung, die heute weniger als Konkurrenten denn als einander ergänzende Verfahren erscheinen. (...) Niemand wird heute mehr zweifeln, (...) daß ihre Anwendung wenn auch nicht in der Hand jedes Arztes, so doch in der gewisser Fachärzte, sowie in allen größeren Krankenanstalten unentbehrlich ist (...).“⁵¹

Beiden Aussagen ist gemein, dass sie den Einsatz von Radium als eine Ergänzung in der Strahlentherapie ansehen und sich für eine Nutzung neben den Röntgenstrahlen aussprechen, wenn dies medizinisch indiziert ist.

Kein Zweifel besteht für Kienböck daran, dass die Röntgenstrahlen dem Radium in der Strahlentherapie überlegen sind. Es erscheint nur konsequent, dass die Röntgenologen, die sich von der Chirurgie emanzipieren wollten, die Röntgenstrahlen bevorzugten, da zur damaligen Zeit nur sie die entsprechenden Röntgenapparate zur Verfügung hatten. Des Weiteren konnte man mit etwas Weitsicht hoffen, dass einige der damaligen Probleme bei der Anwendung der Röntgenstrahlen durch technische Fortschritte zu beheben wären. Wäre eine Strahlentherapie mit Radium von jedem Arzt überall und jederzeit wirksam durchführbar gewesen, hätten sie ihr noch nicht gefestigtes Monopol wieder eingebüßt. Die Auseinandersetzungen um die Spezialisierung in der Medizin, die Facharztfrage sowie die Emanzipation verschiedener Fächer schwellten ohnehin bereits seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und keines der entsprechenden etablierten Fächer war bereit, Kompetenzen abzugeben.⁵²

Wilhelm His geht noch weiter und fordert, dass der Einsatz von Radium limitiert werden müsse. Er bezieht sich hier explizit auf Fachärzte und größere Krankenanstalten, denen die Radiumtherapie vorbehalten sein solle. Als Internist, also als Vertreter eines der „großen“ Fächer, die die Röntgenologie noch als eine ihrer „Hilfswissenschaften“ und keineswegs als eigenständige Disziplin ansahen,⁵³ wäre auch für ihn zu befürchten gewesen, einen Teil der Fachkompetenzen im Bereich der Strahlentherapie abgeben zu müssen.

Vielleicht schwingt in der Aussage von His jedoch auch eine gewisse Vorsicht mit, um einen allzu laxen und unbeschränkten Umgang mit Radium durch nicht entsprechend

⁴⁹ Kienböck (1907), S. 181.

⁵⁰ Fischer (1962), S. 637.

⁵¹ His (1919), S. IV.

⁵² Riedl (1981).

⁵³ Heilmann (1996), S. 209.

ausgebildete Mediziner und Quacksalber zu verhindern.⁵⁴ Wie es im nächsten Kapitel zu zeigen gilt, waren diese Befürchtungen nicht unberechtigt.

Ganz anders hingegen bewerteten Vertreter anderer medizinischer Fächer die Radiumtherapie und die damit verbundenen Möglichkeiten. Louis-Frédéric Wickham (1860-1913), ein führender Dermatologe an der Medizinischen Fakultät von Paris, der seit 1905 Forschungen mit Radium betrieb,⁵⁵ und Paul Degrais,⁵⁶ konstatierten 1910:

„Man sieht, wie vollständig die neue Waffe ist, über die wir verfügen, und wie verschiedene Modalitäten sie ermöglicht; man soll sie unter den verschiedenen Formen anzuwenden verstehen und sich wohl hüten, ihre Benutzung auf eine Form beschränken zu wollen. (...) das der Radiumtherapie innerhalb der allgemeinen Therapie eine definitive und schon jetzt bedeutende Sonderstellung zuweist.“⁵⁷

Josef Wetterer, ein Hautarzt aus Mannheim, über den keinerlei weitere Informationen existieren, kommt nach sachlichem Abwägen der bis dahin gemachten Erfahrungen und Forschungsergebnisse zwar zu einem eher ernüchternden Urteil, ist jedoch sehr zuversichtlich, was die Anwendung in der Zukunft angeht. Sein „Handbuch der Röntgentherapie“ leitete er ein:

„Die Radiotherapie ist nicht nur dem Dermatologen, dessen ausschließliche Domäne sie zuerst zu sein schien, sondern auch dem Praktiker auf anderen Gebieten der Medizin ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden.“⁵⁸

Bezüglich des Radiums äußerte er die Hoffnung:

„Um einiger blendender Effekte willen wurde sie [die Radiumtherapie] zuerst als Panacee gegen jedwedes Übel gepriesen. Dann, als sie in manchen Fällen (...) versagte, verlor die Radiumbehandlung plötzlich allgemein an Ansehen. (...) Wir haben gesehen, dass das Radium als Heilmittel bei einigen wenigen Affektionen mehr leistet oder bezüglich der Applikationsart größere Vorteile bietet als irgend eine andere Therapie. (...) Vielleicht wird sich das Anwendungsgebiet des Radium später etwas erweitern, wenn wir mehr aktive Substanz zur Verfügung haben (...).“⁵⁹

Auch die Gynäkologen beschäftigten sich in dieser Zeit ausführlich mit der Radiumtherapie, was anhand der Jahreskongresse der Fachgesellschaft der Jahre 1912 und 1913 deutlich wird. Durch technische Verbesserungen der Röntgenapparate und der steigenden Verfügbarkeit von Radium und Mesothorium hatten sich neue Möglichkeiten der Forschung bzw. Anwendung der Strahlen ergeben.⁶⁰

Besonders der 15. Kongress der „Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe“ in Halle 1913 gilt „als ein bedeutender Wendepunkt für die Geschichte der Gynä-

⁵⁴ Die niedergelassenen Spezialisten waren seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ein Streitthema innerhalb der Ärzteschaft, da es keine verbindlichen Ausbildungsregularien gab. Deutlich wird dies beispielsweise durch das spöttische Schlagwort des „Sechswochenspezialisten“. Siehe Herold-Schmidt (1997), S. 74; Huerkamp (1985), S. 190f.

⁵⁵ Fischer (1962), S. 1697.

⁵⁶ Fischer (1962), S. 299.

⁵⁷ Wickham/Degrais (1910), S. 264.

⁵⁸ Wetterer (1908), S. V.

⁵⁹ Wetterer (1908), S. 799.

⁶⁰ Kleinert (1988), S. 67f.; Frobenius (2003), S. 82; Pfeifer (1938), S. 11.

kologischen Radiologie⁶¹ und ist „historisch bemerkenswert geworden durch den ‚Radium-Jubel‘, den er auslöste und der sich schrankenlos bis zu den ältesten Geheimräten hinauf austobte“,⁶² wie es der Gynäkologe Prof. Walter Stoeckel (1871-1961)⁶³ in seinen Memoiren schilderte:

„Ein Dozent, der hinter mir saß, verkündigte feierlich: ‚Die Krebsgefahr ist gebannt, die Menschheit darf aufatmen!‘ Noch nie hatte uns, so schien es, ein Mittel von so starker Zerstörungskraft auf Karzinomzellen zur Verfügung gestanden.“⁶⁴

Einer der Redner auf diesem Kongress war Albert Döderlein (1860-1941), Ordinarius für Gynäkologie und Geburtshilfe an der Universität München und einer der Vorreiter der Strahlenbehandlung in der Frauenheilkunde. Er soll laut eigenen Angaben als erster in Deutschland bereits 1903 einen Therapieversuch mit Radium unternommen haben.⁶⁵ Döderlein war überzeugt, mit der Strahlentherapie „im Beginn einer neuen Karzinombehandlung“⁶⁶ zu stehen, die eine „tiefgreifende Umwälzung“⁶⁷ in der Gynäkologie auslösen und chirurgische Eingriffe überflüssig machen werde. Und er war keinesfalls der einzige mit dieser Meinung, wie auch die anderen Vorträge der Tagung zeigen.⁶⁸

In der Folge des Jahreskongresses 1913 kam es zunächst zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Befürwortern und Gegnern der Strahlentherapie.⁶⁹

Noch im Jahr 1920 waren die Erinnerungen an diese Tagung und die Hoffnungen, die durch die dort vorgestellten Forschungen geweckt worden waren, so präsent, dass Prof. Ernst Bumm (1858-1925)⁷⁰ in seiner Eröffnungsrede zum 16. Kongress der „Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie“, der zugleich der erste nach dem Weltkrieg war, das Thema Strahlenbehandlung noch einmal aufnahm:

„Wir sind vor 7 Jahren von Halle in einem merkwürdigen Zustand der Begeisterung – man kann fast sagen: der Berauschung – nach Hause gegangen. Ungeahnte Möglichkeiten schienen sich aufzutun. (...) Es schien, als ob durch die Verwendung der Strahlen des Radiums und des Mesothoriums nun auch das (...) heiß umstrittene Problem der operationslosen Heilung der bösartigen Neubildung (...) der Verwirklichung nahe gebracht wäre. Radium war damals die Lösung, wie alle wissen, die auf jenem Kongreß gewesen sind (...).“⁷¹

Nach der Sektion mit den Berichten über die Ergebnisse der Radiumtherapie habe ihm ein Kollege sogar mitgeteilt, dass dessen Manuskript über die gesammelten Resultate der

⁶¹ Frobenius (2003), S. 81. Siehe auch Müller (1929), S. 87; Frischkorn (1986), S. 306.

⁶² Stoeckel (1966), S. 212; vgl. Frobenius (2003), S. 84.

⁶³ Fischer (1962), S. 1518.

⁶⁴ Stoeckel (1966), S. 212; vgl. Frobenius (2003), S. 84.

⁶⁵ Fischer (1962), S. 321; Schmid (1959); Döderlein (1913), S. 579; vgl. Frobenius (2003), S. 80; Frischkorn (1986), S. 304.

⁶⁶ Döderlein (1913), zitiert nach Pfeifer (1938), S. 11.

⁶⁷ Döderlein (1913), S. 553, zitiert nach Frobenius (2012), S. 66.

⁶⁸ Vgl. Frobenius (2003), S. 81-84 und S. 94f.; Kleinert (1988), S. 67f.; Frischkorn (1986), S. 311.

⁶⁹ Frobenius (2003), S. 87-92; Frischkorn (1986), S. 311f.

⁷⁰ Fischer (1962), S. 200.

⁷¹ Eröffnungsansprache des 16. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie von Ernst Bumm in Berlin am 26.05.1920, abgedruckt in Ludwig (1999), S. 94-96, hier S. 95.

Operationen von Uteruskarzinomen nun wertlos sei, weil die Radikaloperation „überholt und unnütz“ sei.⁷²

Besonders die Gynäkologen standen – wie gezeigt – dem Radium positiv gegenüber. Der Einsatz von Radium hätte sie unabhängiger von operativen Eingriffen und Röntgenapparaten gemacht und auch niedergelassene Ärzte hätten die Radiumtherapie anwenden können. Des Weiteren hätten so gleichzeitig die Überlebenschancen der Patientinnen erhöht werden können, da in der damaligen Zeit viele Operationen nicht erfolgreich verliefen. Insgesamt scheint das Radium deshalb besonders bei denjenigen mit großen Zukunftserwartungen verbunden gewesen zu sein, die sich davon fachpolitische Vorteile erhofften.

Bald stellte sich jedoch heraus, dass die Heilungserfolge durch Radium häufig nicht von Dauer waren und nicht besser ausfielen als die durch Operationen erzielten Ergebnisse. Des Weiteren war die Tiefenwirkung der Radiumstrahlen zu gering, um tiefer gelegene Regionen und Metastasen zu erreichen. Deshalb ging man zunächst dazu über, eine Kombination aus Röntgen- und Radiumbestrahlung anzuwenden. Nachdem aber in der Röntgentechnik erhebliche Fortschritte gemacht wurden und es möglich wurde, Apparate zu bauen, die im Dauerbetrieb ohne Leistungsschwankungen eingesetzt werden konnten, wurde das Radium weiter zurückgedrängt und diente nur noch der Unterstützung der Röntgenbestrahlung. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Radium schließlich durch künstliche Radionuklide ersetzt.⁷³

4. Radiumhaltige Produkte als Allheilmittel für den privaten Gebrauch

Nachdem sich, wie im ersten Abschnitt dargestellt, die Presse und vermeintlich seriöse Wissenschaftler sehr lobend und überschwänglich über die Wirkungen des Radiums auf den menschlichen Organismus geäußert hatten, dauerte es nicht lange, bis die Industrie die Vermarktung radiumhaltiger Produkte als lohnendes Geschäftsmodell entdeckte. Ab ca. 1903 waren zahlreiche radiumhaltige Produkte auf dem Markt und im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts war die so genannte Radiumschwachtherapie fest etabliert. In den Industrienationen der damaligen Zeit gab es eine unzählbare Menge an diversen Mitteln für die verschiedensten Zwecke zu erwerben, beispielsweise mit Radium versetzte Lebens- und Genussmittel wie Schokolade, Bier, Zwieback und Trinkwasser, Zigaretten, Brot- und Zigarettenzusatz, außerdem Pastillen und Tabletten, Seifen, Zahn- und Hautcremes sowie radiumhaltige Schminke. Des Weiteren gab es Badewasserzusätze, Kompressen, Zäpfchen, Zahnprothesen, Inhalatoren, Vaginalkugeln und Urethralstäbchen. Hinzu kommen Schmuck

⁷² Eröffnungsansprache des 16. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie von Ernst Bumm in Berlin am 26.05.1920, abgedruckt in Ludwig (1999), S. 94-96, hier S. 95.

⁷³ Schinz (1959), S. 164-167; Glaser (1990); Heilmann (1996); Zum Winkel/Kimmig (1995).

und Accessoires wie Ohrringe, Ringe, Ketten und weitere Skurrilitäten.⁷⁴ Allein die Vielzahl der Produkte lässt schon auf einen erheblichen Absatzmarkt schließen.

Zwar mutet dieser uneingeschränkte und unkritische Umgang mit Radium bzw. radiumhaltigen Produkten unter Berücksichtigung des heutigen Wissensstandes als extrem leichtsinnig an, betrachtet man jedoch den zeitlichen Kontext, erscheint diese Art der Nutzung des Radiums nur konsequent. Ausgehend von der Tradition der Heil- und Kurbäder⁷⁵ und den Ergebnissen der Untersuchungen des Wassers in diesen, die eine gewisse Erdstrahlung gemessen hatten,⁷⁶ sowie den Berichten der vermeintlich seriösen Forschung bzw. der damit verbundenen unkritischen Nachrichtenflut, wie im ersten Abschnitt dargestellt, wird der zeitgenössische Glaube an eine heilende Wirkung von Strahlung durchaus plausibel.⁷⁷ „Die Radiumschwachtherapie (...) erschien mangels unmittelbar ersichtlicher Schädwirkungen und wegen ihres natürlichen Phänomene nachahmenden Charakters primär unverdächtig.“⁷⁸

Dabei ist jedoch anzumerken, dass nicht mehr eindeutig festgestellt werden kann, welche bzw. wie viele der als radiumhaltig vermarkteten Produkte tatsächlich Radium enthielten und überhaupt Strahlung abgaben und wie hoch diese gewesen ist.⁷⁹ Außerdem ist hier zwischen Radium und dem radioaktiven Edelgas Radon, einem Zerfallsprodukt des Radiums, zu unterscheiden. Studien an vorgeblich radiumhaltigen Produkten aus den USA in den 1930er Jahren haben ergeben, dass etwa 95 Prozent dieser Produkte nicht radioaktiv waren⁸⁰ und somit der Zusatz „radiumhaltig“ häufig lediglich als Werbemittel genutzt wurde.⁸¹ „Dabei stand ‚Radium‘ für alles Radioaktive und alles, was als Wunder gelten sollte, auch wenn es nicht strahlte.“⁸²

Untersuchungen von Produkten aus Großbritannien ergaben lediglich teilweise eine Strahlung,⁸³ und auch die chemisch-pharmazeutische Untersuchungsanstalt in Wien hat im Jahr 1912 Versuchsergebnisse publiziert, die ergaben, dass bei 34 getesteten Produkten der Großteil eine Strahlung ähnlich der von natürlichen Wässern aufwies.⁸⁴ Untersuchungen von Radium-Emanatoren – auf die noch detaillierter eingegangen wird – aus den Jahren

⁷⁴ Blaufox (1988); Helmstädter (2005); Moßler (1912); McCoy (2000), S. 96-114; Buchholz/Cervera (2008); Mould (1993), S. 192-195; Schwankner et al. (2006); Von Philipsborn/Geipel (2006); Fuhry/Kern/Kießling (2001). Einige erhaltene Exemplare finden sich heute in Museen. Eine große Anzahl verschiedener Produkte befindet sich in der „Oak Ridge Associated Universities Health Physics Historical Instrumentation Museum Collection“ in Oak Ridge (Tennessee) sowie der „Questionable Medical Devices collection“ des „Science Museum of Minnesota“ in Saint Paul. Einige Beispiele für nicht-medizinische Produkte bei Lavine (2013), S. 95-101; Schwankner et al. (2006); Von Philipsborn/Geipel (2006); Fuhry/Kern/Kießling (2001), S. 15-21.

⁷⁵ Rudolphi (1913); Robison (2015), S. 217-219; Peña (2003), S. 190f.

⁷⁶ Kreuznacher Ärzterein (1910); Aschoff (1910); Radium (1912).

⁷⁷ Helmstädter (2005), S. 348; Fuhry/Kern/Kießling (2001), S. 15; Lavine (2013), S. 102; Peña (2003), S. 190f.; Macklis (1990), S. 615.

⁷⁸ Helmstädter (2005), S. 362.

⁷⁹ Evans (1933), S. 1020; Fuhry/Kern/Kießling (2001), S. 17; Blaufox (1988), S. 55; Lavine (2013), S. 149.

⁸⁰ Evans (1933), S. 1020; McCoy (2000), S. 96.

⁸¹ Colwell/Russ (1932); Fuhry/Kern/Kießling (2001), S. 17.

⁸² Fuhry/Kern/Kießling (2001), S. 12.

⁸³ Colwell/Russ (1932), S. 223.

⁸⁴ Moßler (1912); vgl. Helmstädter (2005), S. 49f.

1933 und 1969 maßen indes eine Strahlung, deren Höhe zwischen den einzelnen Geräten ziemlich stark variierte.⁸⁵ Allerdings ist fraglich, ob die Ergebnisse der Untersuchungen verglichen geschweige denn verallgemeinert werden können, da sie aus verschiedenen Ländern stammen und mit einem zeitlichen Abstand von mehreren Jahrzehnten ermittelt wurden. Belegt ist durch die Versuche jedoch, dass nicht alle der verkauften Produkte auch tatsächlich Radium enthielten, geschweige denn Strahlung abgaben.

So gab es auch eindeutige Betrugsversuche. Beispielsweise wurde die Firma von Dennis Dupuis alias Dr. Rupert Wells in St. Louis geschlossen, weil das als „Radol“ verkaufte Krebsheilmittel anstatt Radium lediglich Wasser, Alkohol und Sulfate enthielt.⁸⁶ Die Aufsichtsbehörden in den USA richteten zu dieser Zeit ihren Fokus ironischerweise vielmehr auf die wahrheitsgemäße Kennzeichnung der Waren und die daraus resultierenden Betrugsfälle als auf die Gefahren, die mit den entsprechenden Produkten verbunden waren.⁸⁷

Aufgrund des Mangels an Quellen und Untersuchungen über die verschiedenen Unternehmen sowie fehlende Untersuchungen der Präparate selbst sollen deshalb im Folgenden hauptsächlich die Vermarktungsstrategien im Vordergrund stehen. Die Produzenten existieren meist nicht mehr bzw. sie fertigen mittlerweile ganz andere Produkte und größere Archivbestände konnten vom Autor bisher nicht ausgemacht werden. Die Unterlagen vieler Unternehmen auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik Deutschland sind nicht erhalten bzw. wurden nach Ablauf der Sperrfristen vernichtet. Aufschlussreich für diesen Abschnitt des Beitrags können deshalb zunächst nur Zeitungs- und Werbeanzeigen bzw. Produktbroschüren sein, wobei sich hier der Umfang der Informationen je nach Produkt und Größe der Anzeige in Grenzen hält.

Die „Sparklets Limited“ beispielsweise bot in Großbritannien den so genannten „Spa-Radium“ an, einen Emanator, der Radiumsalze enthielt, mit denen sich jeder Käufer zu Hause radioaktives Wasser produzieren konnte.⁸⁸ Dies sollte laut der Produktbroschüre die Schmerzen der Gicht lindern, Harnsäure aus dem System spülen und dadurch Ablagerungen an den Gelenken verhindern, den Blutdruck senken, den Appetit anregen, (oft) hartnäckige Neuralgien kurieren und als „general all-round stimulant“ dienen. Des Weiteren konnte es die Zahl der Erythrozyten erhöhen und die Phagozytose der Leukozyten stimulieren. Überdies lindere der Einsatz des Wassers als Nasendusche die Symptome von Heuschnupfen und Erkältungen (zumindest in vielen Fällen).⁸⁹ Zwar sind die Angaben zu Krankheiten und Symptomen recht konkret, werden jedoch eingeschränkt durch die Verwendung von „oft“ oder „in vielen Fällen“ und die Tatsache, dass viele Wirkungsweisen nicht eindeutig überprüft bzw. belegt werden können, da sie individuell unterschiedlich wahrgenommen werden (etwa Schmerz) und zudem auch durch den

⁸⁵ Schlundt/Fulton/Bruner (1933); Jelliffe/Stewart (1969).

⁸⁶ American Medical Association (1911), S. 24-31; vgl. Blaufox (1988), S. 57; Lavine (2013), S. 108f.; Young (1972), S. 38f.; Adams (1912), S. 89 – dort finden sich auch weitere Beispiele.

⁸⁷ Colwell/Russ (1932); Macklis (1990), S. 615; Macklis (1993), S. 94; Blaufox (1988), S. 55.

⁸⁸ Mit den Radium-Emanatoren beschäftigen sich ausführlich Fuhry/Kern/Kießling (2001). Für Untersuchungsergebnisse über die Höhe der Strahlung siehe Schlundt/Fulton/Bruner (1933) und Jelliffe/Stewart (1969).

⁸⁹ Werbebroschüre „Spa-Radium“ von „Sparklets Limited“ von 1912, abgedruckt in Blaufox (1988), S. 57.

Placeboeffekt⁹⁰ ausgelöst werden können. Des Weiteren war eine therapeutische Wirkung von Radioaktivität im Bereich der Inneren Medizin niemals im Rahmen wissenschaftlicher Experimente oder Untersuchungen belegt worden.⁹¹ Die Broschüre informiert außerdem darüber, dass die Anwendung nicht vergleichbar mit der Einnahme einer Droge oder eines Arzneimittels sei, da es weder die reguläre Nahrungsaufnahme bzw. Diäten noch den alltäglichen Tagesablauf störe und dass niemals schädliche Auswirkungen durch die Anwendung von radioaktivem Wasser vorgekommen seien. Hier wird einerseits noch einmal unterstrichen, dass es sich bei Radium um ein natürliches Element handelt, das schon deshalb wirksamer sei als chemisch erzeugte Medikamente, andererseits wird die aufputschende Wirkung einer Droge suggeriert, jedoch ohne jegliche Nebenwirkungen.⁹² Deshalb sei „Spa-Radium“ ein „Elixier für das System, welches durch Unbehagen und Krankheit geschwächt ist“. Als letzte Angabe auf dieser Seite der Broschüre findet sich der Hinweis, dass die Bergleute der Erzgruben von Colorado gegen die Grippe immun geworden seien, da sie radiumhaltiges Wasser aus den Minen getrunken haben, was durch Untersuchungen bestätigt worden sei.⁹³ Damit wird dem potentiellen Käufer quasi das Versprechen gegeben, dass das Wasser, das mit „Spa-Radium“ behandelt wurde, auf verschiedene Arten angewandt werden könne, gegen nahezu alle Krankheiten helfe und zudem auch noch eine vorbeugende Wirkung habe.

Eine gedruckte Werbeanzeige für den Emanator einer anderen Firma wurde diesbezüglich noch etwas deutlicher:

„Drink your way to Health and Happiness with a Health Spring in your Home. A truly remarkable invention. (...) This water gives such health and vigor that science calls it ‚the vitamin element of water‘. You have never tasted water so soft and palatable except at genuine radio-active health springs.“⁹⁴

Somit suggeriert die Anzeige, dass man durch den Genuss des Wassers nicht nur gesund und glücklich werden könne, sofern man krank und unglücklich war, sondern auch noch „gesünder“ und noch glücklicher. Dabei wird das radioaktive Wasser mit den Vitaminen verglichen, von deren Existenz man zu dieser Zeit zwar bereits wusste, deren genaue Wirkungsweise bzw. Funktion im Körper jedoch noch nicht bekannt war.⁹⁵

So oder ähnlich sind nahezu alle bekannten Werbeanzeigen gestaltet. Die Häufigkeit der Begriffe „Gesundheit“, „Brunnen“, „Quelle“ oder „Fontäne“, „Vitalität“ und „Lebenskraft“ sowie „unbegrenzt“, „ewig“ oder „lebenslang“ – in jeweils unterschiedlichen Sprachen – ist sehr auffällig. Diese Begriffe sind teilweise sogar in die Produktbezeichnung, wie z.B. im Falle

⁹⁰ Enck/Zipfel/Klosterhalfen (2009); Oeltjenbruns/Schäfer (2008).

⁹¹ Evans (1933), S. 1019. Dort mit Verweis auf zeitgenössische Literatur.

⁹² Des Weiteren wurde so auch einem Eingreifen von Behörden Vorschub geleistet, da man nicht in Konflikt mit etwaigen Drogen- oder Arzneimittelgesetzen geriet. Vgl. Macklis (1990), S. 615.

⁹³ Werbebroschüre „Spa-Radium“ von „Sparklets Limited“ von 1912, abgedruckt in Blaufox (1988), S. 57.

⁹⁴ Werbeanzeige „Radium Ore Revigator“ der „Radium Ore Revigator Co.“, veröffentlicht zwischen 1924 und ca. 1930, abgedruckt in McCoy (2000), S. 99. Hervorhebungen und Zeilenumbrüche vom Autor entfernt.

⁹⁵ Bächli (2009), S. 104.

der Emanatoren „Radium Vitalizer“ und „Health Fountain“, oder auch den Firmennamen eingeflossen, wie bei der „Vigoradium Corporation“ und der „Radium-Health Company“.⁹⁶

Interessanterweise tauchen einige dieser Begriffe auch dann in der Werbung auf, wenn es sich nicht direkt um Produkte zur Förderung bzw. Wiederherstellung der Gesundheit handelt, sondern um Pflege- und Schönheitsprodukte wie Zahncreme und Haarkuren. „Caradium Registered“ etwa bewarb ihre Haarkur „Caradium Hair Restorer“ mit der Kopfzeile „Radium vs. Grey Hair. 65 – and never a Grey Hair!“ und dem Informationstext:

„(...) ‚Caradium‘ will quickly restore, right from the hair roots, the natural colour, health and beauty to your hair. You will look 10 to 20 years younger.“⁹⁷

Die radioaktive Zahncreme „Doramad“ wurde propagiert von der Auergesellschaft in Berlin mit dem Slogan „Das ist die radioaktive biologisch wirksame Zahncreme“ und der anschließenden Frage „Was ist ‚biologische‘ Wirkung?“, der die folgende Erläuterung angeschlossen ist:

„(...) Biologisch nennt man eine Wirkung dann, wenn sie lebensfördernd ist, bei ‚Doramad‘ also die Wirkung, die durch den Zusatz von radioaktiver Substanz erzielt wird (...): Steigerung der Blutzirkulation in den Geweben des Zahnfleisches und der Zähne, dadurch bessere Ernährung der natürlichen Abwehrkräfte gegen schädliche Einflüsse, Vernichtung angreifender Krankheitskeime, Erhöhung der gesamten Lebenskräfte in den Geweben des Mundbereiches.“⁹⁸

Die Botschaft war also eindeutig: Der Gebrauch radioaktiver Produkte konnte die Zukunft der Anwender – und besonders die Gesundheit sowie die damit verbundenen Aspekte – positiv beeinflussen. Das sagt selbstverständlich nur indirekt etwas über die Zukunftserwartungen der Anwender bzw. Nutzer aus, da wir nicht eruieren können, inwieweit diese den Werbeversprechen tatsächlich Glauben schenkten oder warum genau sie ein bestimmtes Produkt kauften. Anzumerken ist jedoch, dass es sich bei vielen der frei verkäuflichen radioaktiven Produkte um Massenprodukte handelte, die sich auch der Normalbürger leisten konnte, da die Menge des verarbeiteten Radiums sehr gering war, es sich lediglich um Ersatzstoffe handelte oder der Käufer getäuscht wurde. Des Weiteren wirkte nicht nur die Werbung auf die potentiellen Käufer ein, sondern auch mancher – echte – Arzt, dessen Glauben an die heilende Wirkung des Radiums grenzenlos war bzw. der dies seinen Patienten suggerierte. Neben Betrügnern und Geschäftsleuten gab es auch diejenigen, die von der Wirkung der Strahlung überzeugt waren, was man daran festmachen kann, dass sie selber auch radiumhaltige Mittel zu sich nahmen.⁹⁹

⁹⁶ Siehe die diversen Anzeigen in McCoy (2000), S. 99-113; Mould (1993), S. 192-195; sowie die verschiedenen Produkte bzw. Produktbezeichnungen in Buchholz/Cervera (2008).

⁹⁷ Werbeanzeige „Caradium Hair Restorer“ der „Caradium Regd.“, veröffentlicht in „Nash's Pall Mall Magazine“ im August 1934, abgedruckt in Hogg (2016), S. 30. Hervorhebungen und Zeilenumbrüche vom Autor entfernt.

⁹⁸ Werbebroschüre „Doramad“ der „Auergesellschaft A.G., Berlin“, zwischen 1940 und 1945, online abrufbar unter: <https://www.orau.org/ptp/collection/quackcures/toothpaste.htm>. Hervorhebungen und Zeilenumbrüche vom Autor entfernt (gesehen: 27.10.2017).

⁹⁹ Rowland (1994), S. 5-7; Macklis (1993); Boyle (2013), S. 39-45.

Nur so ist es zu erklären, dass der amerikanische Stahlunternehmer Eben Byers Ende der 1920er Jahre von seinem Arzt das radioaktive Heilwasser „Radithor“ empfohlen bekam, obwohl bereits ein Zusammenhang zwischen radioaktiven Substanzen und Strahlenschäden hergestellt worden war. Bereits 1922 war die erste der später so genannten „Radium Girls“ erkrankt, die in Orange (New Jersey) die Zeiger und Zifferblätter von Uhren mit radiumhaltiger Farbe bemalten, damit diese im Dunkeln leuchteten. Dabei spitzten sie in der Regel die Pinselborsten mit den Lippen an, um detaillierter arbeiten zu können.¹⁰⁰ Zwar war den untersuchenden Ärzten der Zusammenhang anfangs nicht bewusst, jedoch wurde dieser durch die ähnlichen Symptome und dieselbe Arbeit der Erkrankten offensichtlich, so dass spätestens 1925 jeder um die Gefahren der Einnahme von radioaktiven Substanzen hätte wissen können. Und dies besonders, da die neuesten medizinischen Ergebnisse der Untersuchungen der „Radium Girls“ regelmäßig publiziert wurden¹⁰¹ und zudem die Presse den Fall medial aufbereitete. Bereits 1921 waren erste Strahlenschutzhinweise für den Umgang mit Radium veröffentlicht und 1928 war auf dem internationalen Radiologenkongress außerdem das „International X-Ray and Radium Protection Committee“ gegründet worden.¹⁰²

Dennoch empfahl ein Arzt seinem Patienten Eben McBurney Byers (1880-1932), ein großer Stahlproduzent der USA, im Jahr 1928 „Radithor“, ein radioaktives Heilwasser, das tatsächlich erhebliche Mengen Radium enthielt. Nach einer Armverletzung begann Byers, das Mittel zu sich zu nehmen und war von der leistungssteigernden Wirkung so beeindruckt, dass er die Tagesdosis von einer empfohlenen auf mehrere Flaschen erhöhte. „Radithor“ warb mit ähnlichen Versprechen wie die oben bereits dargelegten, übertraf diese jedoch noch bei weitem. Es wurde als therapeutisches Mittel angepriesen, das bereits bei über 100.000 Patienten zum Einsatz gekommen sei,¹⁰³ über 150 Krankheiten kurieren könne und einige wirkungslose Medikamente verdrängt habe, was gleichzeitig als Beleg für die Wirksamkeit ausgelegt wurde.¹⁰⁴ Zudem erhielten Ärzte einen Preisnachlass beim Kauf von „Radithor“, so dass sie beim Weiterverkauf an ihre Patienten ein zusätzliches Geschäft machten. Innerhalb von zwei Jahren hat Byers vermutlich mehr als 1.400 Flaschen getrunken und starb 1932 an den Folgen der Radiumvergiftung. Die Obduktion seiner Leiche ergab, dass sein gesamter Körper erhebliche Mengen Strahlung abgab. Nur am

¹⁰⁰ Martland (1931); Rentetzi (2004); Clark (1997); Sharpe (1978); Mullner (1999), S. 47-53.

¹⁰¹ Siehe beispielsweise Blum (1924); Hoffman (1925); Martland/Conlon/Knef (1925); Martland (1926); Martland (1929); vgl. Gettler/Norris (1933); Evans (1933); Sharpe (1978); Harvie (2005), S. 165-183; Walker (2000), S. 5. Ausführlich dazu Clark (1997), S. 87-111; Mullner (1999).

¹⁰² Gettler/Norris (1933); Evans (1933); Meggitt (2008), S. 31-34; Lambert (2001); Walker (2000), S. 4f.; Rowland (1994), S. 19-28; Stannard (1988), S. 23-26.

¹⁰³ Je nachdem, von wann die Broschüre stammt, ist dies durchaus möglich, da zwischen 1925 und 1930 über 400.000 Flaschen hergestellt worden sein sollen. Siehe Macklis (1990); Lavine (2013), S. 149; Harvie (2005), S. 158.

¹⁰⁴ Werbebroschüre „Radithor“ der „Bailey Radium Laboratories (Inc.)“, zwischen 1925 und 1930, abgedruckt in Blaufox (1988), S. 58f.; „Radithor Guarantee“ der „Bailey Radium Laboratories (Inc.)“, zwischen 1925 und 1930, abgedruckt in Macklis (1990), S. 616.

Rande sei erwähnt, dass weder Byers Arzt noch der Produzent von „Radithor“ dadurch in ihrem Glauben an die Wirksamkeit des Mittels erschüttert wurden.¹⁰⁵

Erst durch die bei Byers auftretenden Symptome, die man bereits bei den „Radium Girls“ festgestellt hatte, sowie die mediale Aufmerksamkeit, die ein solch prominenter Fall auf sich zog,¹⁰⁶ sahen sich Ärzteverbände und US-amerikanische Behörden zum Handeln genötigt. Die Zahl der Forschungen zu den Auswirkungen der Strahlung nahm zu, der Einsatz von Radium in den USA wurde beschränkt und man legte Strahlenschutzrichtlinien fest. Zunächst äußerte sich dies jedoch lediglich in Höchstwerten für die Strahlenexposition, so wie auch das Internationale Strahlenschutzkomitee vorgegangen war, in der Hoffnung, Strahlenschäden begrenzen und kontrollieren zu können. Dies wohl auch unter dem Eindruck, dass die beiden ausschlaggebenden und eindeutigen Fälle durch einen unsachgemäßen oder ungeschützten Umgang mit radiumhaltigen Produkten entstanden waren.¹⁰⁷ „There seemed to be no realisation that cancer would follow after a long lag, or latent, period.“¹⁰⁸

Auch in Europa wurden die Schicksale der „Radium Girls“ sowie von Byers bekannt, was eine ähnliche Diskussion um die Gefahr von Radium entfachte. In der Folge kam es auch hier – in manchen Ländern früher, in anderen später – zur Beschränkung des Verkaufs bzw. des Umgangs mit Radium und radiumhaltigen Produkten. In Deutschland dauerte dies noch bis Anfang der 1960er Jahre.¹⁰⁹

Ein nachhaltiges Umdenken im Umgang mit der Radioaktivität wurde jedoch erst durch die Atombombenabwürfe in Japan 1945 und die Möglichkeiten der Nutzung von Atomenergie ausgelöst.¹¹⁰

5. Fazit

Nach den Erfolg versprechenden Versuchen der frühen Jahre der Radiumforschung, verbunden mit überschwänglichen und übertriebenen Mitteilungen in der Presse, scheint es verständlich, dass mit dem Radium und seinem Einsatz in der Medizin erhebliche Erwartungen verbunden waren. Diese waren, wie gezeigt wurde, nicht nur rein medizinisch bzw. patientenorientiert, sondern mit weiteren Faktoren verknüpft. Im Bereich der Medizin waren dies fachpolitische Aspekte der sich ausdifferenzierenden Fächer, die um Kompetenzen und auch damit verbundene finanzielle Ressourcen rangen. Deshalb gab es bezüglich des Einsatzes von Radium sehr unterschiedliche Meinungen, je nach Fach und Protagonist.

Ein weiterer wichtiger Faktor ist sicherlich das Problem, das man speziell mit der Radiumtherapie zu lösen erhoffte: der Krebs. Krebs gilt noch heute als „unsterblich“¹¹¹

¹⁰⁵ Leschke (1932); Evans (1933), S. 1019; vgl. Lavine (2013), S. 148-151; Harvie (2005), S. 157-163; Helmstädter (2005), S. 356f.; Fuhry/Kern/Kießling (2001), S. 15. Ausführlich zu Beyers und „Radithor“ siehe Macklis (1990) und Macklis (1993).

¹⁰⁶ Siehe Macklis (1990), S. 618 mit Anm. 16, und Harvie (2005), S. 272 mit Anm. 27 für eine umfangreiche Liste verschiedener Zeitungsartikel.

¹⁰⁷ Evans (1933), S. 1017; Lambert (2001), S. 32f.; Walker (2000), S. 7f.; Hacker (1987), S. 10-29.

¹⁰⁸ Lambert (2001), S. 33.

¹⁰⁹ Leschke (1932); Colwell/Russ (1932); vgl. Fuhry/Kern/Kießling (2001), S. 41-45; Helmstädter (2005), S. 365.

¹¹⁰ Lambert (2001); Rowland (1994), S. 28-30; Weart (1988); Walker (2000); Hacker (1987); Meggitt (2008); Helmstädter (2005), S. 365.

und als „König aller Krankheiten“.¹¹² Speziell unter dem Eindruck der Erfolge, die die Medizin und insbesondere die Bakteriologie im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts erzielt hatten, schienen weitere zeitnahe Erfolge durchaus realistisch bzw. im Bereich des Möglichen zu liegen.¹¹³

Im Falle der frei erhältlichen und teilweise sogar patentierten Radiumprodukte standen hingegen rein ökonomische Faktoren der Industrie sowie der jeweiligen Profiteure – darunter auch Mediziner – im Vordergrund. Besonders im Falle des Produzenten von „Radithor“ und des Arztes, der Byers zur Einnahme geraten hat, zeigt sich jedoch ein weiteres Motiv, nämlich der Glaube an die Wirksamkeit und Harmlosigkeit des Mittels gepaart mit der Hoffnung auf eine vorbeugende gesundheitliche Wirkung. Unter Berücksichtigung der Tatsache, dass Produzenten und Händler eben dies versprochen, scheint es nicht verwunderlich, dass zahlreiche Käufer sich darauf einließen.

Dies verdeutlicht einerseits, und das ist keineswegs neu, dass auch in Zukunft bei derlei „Heilsversprechen“ eine gewisse Vorsicht walten und zuerst eine kritische und sachlich abgewogene Meinung eingeholt werden sollte. Gleichzeitig wird deutlich, dass sich Zukunftshoffnungen und -erwartungen je nach Situation und Perspektive des Betrachters unterscheiden und z.T. interessengesteuert sind.

¹¹¹ Bleif (2015).

¹¹² Mukherjee (2012).

¹¹³ Vgl. Fuhry/Kern/Kießling (2001), S. 9.

Literatur

1. Adams (1912): Samuel H. Adams (Hrsg.), *The Great American Fraud. Articles on the Nostrum Evil and Quackery*, Reprinted from *Collier's*, 5. Aufl., Chicago 1912.
2. American Medical Association (1911): American Medical Association (Hrsg.), *Nostrums and Quackery. Articles on the Nostrum Evil and Quackery*, Reprinted from *Journal of the American Medical Association*, Chicago 1911.
3. Aschoff (1910): Karl Aschoff, *Die radioaktiven Heilmittel des Radium-Solbades Kreuznach*, Kreuznach 1910.
4. Badash (1978): Lawrence Badash, Radium, radioactivity, and the popularity of scientific discovery, *Proceedings of the American Philosophical Society* 122 (1978), S. 145-154.
5. Bächli (2009): Beat Bächli, *Mikrochemie der Macht. Vitamin C und der Wandel von Körpermetaphern*, in: Nicholas von Eschenbruch, Viola Balz, Ulrike Klöppel, Marion Hulverscheidt (Hrsg.), *Arzneimittel des 20. Jahrhunderts. Historische Skizzen von Lebertran bis Contergan*, Bielefeld 2009, S. 103-121.
6. Battelli (1896): F. Battelli, *The Transmission and Effect of Roentgen-Rays upon the Eye*, *Archives Italiennes de Biologie* 25 (1896), S. 202.
7. Blaufox (1988): Donald Blaufox, *Radioactive Artifacts: Historical Sources of Modern Radium Contamination*, *Seminars in Nuclear medicine* 18 (1988), S. 46-64.
8. Bleif (2015): Martin Bleif, *Krebs. Die unsterbliche Krankheit*, Stuttgart 2015.
9. Blum (1924): Theodor Blum, *Osteomyelitis of the Mandible and Maxilla*, *The Journal of the American Dental Association* 11 (1924), S. 802-805.
10. Bowles (1896): Robert L. Bowles, *Pathological and therapeutic value of the roentgen rays*, *Lancet* 147 (1896), S. 655-656.
11. Boyle (2013): Eruc W. Boyle, *Quack medicine: A history of combating health fraud in twentieth-century America*, Santa Barbara/Denver/Oxford 2013 (= *Healing Society: Disease, Medicine, and History*).
12. Braunbeck (1996): Joseph Braunbeck, *Der strahlende Doppeladler. Nukleares aus Österreich-Ungarn*, Graz 1996.
13. Bremer (1910): Arthur Bremer (Hrsg.), *Die Welt in 100 Jahren*, Berlin 1910.
14. Brown (1936): Percy Brown, *American Martyrs to Science through the Roentgen Rays*, Springfield/Baltimore 1936.
15. Buchholz/Cervera (2008): Matt Buchholz, M. Cervera, *Radium Historical Items Catalog. Final Report 2008 prepared for the U.S. Nuclear Regulatory Commission*, Oak Ridge 2008.
16. Burke (1905): John B. Burke, *On the Spontaneous Action of Radium on Gelatin Media*, *Nature* 72 (1905), S. 294.
17. Campos (2015): Luis A. Campos, *Radium and the Secret of Life*, Chicago/London 2015.
18. Cantor (2008): David Cantor, *Radium and the Origins of the National Cancer Institute*, in: Caroline Hannaway (Hrsg.), *Biomedicine in the Twentieth Century: Practices, Policies, and Politics*, Amsterdam/Lancaster/Fairfax 2008, S. 95-146.
19. Caufield (1994): Catherine Caufield, *Das strahlende Zeitalter. Von der Entdeckung der Röntgenstrahlen bis Tschernobyl*, München 1994 (= *Beck'sche Reihe*, 1025).
20. Ceranski (2008): Beate Ceranski, *Das authentische Radium. Die Zurichtung der frühen Radioaktivitätsforschung zum kulturellen Konsumgut*, *Historische Anthropologie. Kultur – Gesellschaft – Alltag* 16 (2008), S. 92-117.

21. Clark (1997): Claudia Clark, Radium girls. Women and industrial health reform, 1910-1935, Chapel Hill/London 1997.
22. Cocchi (1961): Umberto Cocchi, Über berufliche Strahlenschäden beim Menschen, in: Strahlenschutz in Forschung Praxis, Band 1, Freiburg im Breisgau 1991 (= Jahrbuch der Vereinigung Deutscher Strahlenschutzärzte, 1), S. 63-81.
23. Colwell/Russ (1932): Hector A. Colwell, Sidney Russ, Radium as a Pharmaceutical Poison, *The Lancet* 219 (1932), S. 221-223.
24. Döderlein (1913): Albert Döderlein, Röntgenstrahlen und Mesothorium in der gynäkologischen Therapie, insbesondere bei Uteruskarzinom, *Monatsschrift für Geburtshilfe und Gynäkologie* 37 (1913), S. 553-593.
25. Dommann (2003): Monika Dommann, Durchsicht, Einsicht, Vorsicht. Eine Geschichte der Röntgenstrahlen 1896-1963, Zürich 2003 (= Interferenzen. Studien zur Geschichte der Technik, 5).
26. Edison fears hidden Perils of the X-Rays (1903): o.A., Edison fears hidden Perils of the X-Rays, *New York World* vom 03.08.1903.
27. Elsner/Karbe 1999: Gine Elsner, Karl-Heinz Karbe, Von Jachimov nach Haigerloch. Der Weg des Urans für die Bombe: zugleich eine Geschichte des Joachimsthaler Lungenkrebses, Hamburg 1999.
28. Enck/Zipfel/Klosterhalfen (2009): Paul Enck, Stephan Zipfel, Sibylle Klosterhalfen, Der Placeboeffekt in der Medizin, *Bundesgesundheitsblatt* 52 (2009), S. 635-642.
29. Evans (1933): Robley D. Evans, Radium Poisoning. A Review of Present Knowledge, *American Journal of Public Health and The Nation's Health* 23 (1933), S. 1017-1023.
30. Fischer (1962): Isidor Fischer (Hrsg.), Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte der letzten fünfzig Jahre. Zugleich Fortsetzung des Biographischen Lexikons der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker, 3. Aufl., 2 Bände, München/Berlin 1962.
31. Flaskamp (1930): Wilhelm Flaskamp, Über Röntgenshäden und Schäden durch radioaktive Substanzen. Ihre Symptome, Ursachen, Vermeidung und Behandlung, Berlin/Wien 1930 (= Sonderbände zur Strahlentherapie, XII).
32. Frei (1896): G. A. Frei, X-rays harmless with the static machine, *Electrical Engineer* 22 (1896), S. 95.
33. Frischkorn (1986): Rolf Frischkorn, Die Geschichte der gynäkologischen Radiologie, in: Lutwin Beck (Hrsg.), Zur Geschichte der Gynäkologie und Geburtshilfe. Aus Anlaß des 100jährigen Bestehens der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe, Berlin/Heidelberg/New York 1986, S. 299-331.
34. Fritz-Niggli (1995): Hedi Fritz-Niggli, Strahlenbiologie. Von den Anfängen bis zur heutigen Forschung, in: Friedrich H. W. Heuck, Eckard Macherauch (Hrsg.), Forschung mit Röntgenstrahlen. Bilanz eines Jahrhunderts (1895-1995), Berlin/Heidelberg/New York 1995, S. 299-315.
35. Frobenius (2003): Wolfgang Frobenius, Röntgenstrahlen statt Skalpell. Die Frauenklinik Erlangen und die Geschichte der gynäkologischen Radiologie von 1914-1945, Erlangen 2003 (= Erlanger Forschungen, Reihe B: Naturwissenschaften und Medizin, 26).
36. Frobenius (2012): Wolfgang Frobenius, „Gestern habe ich zum letzten Mal ein Messer angefasst!“ Die Strahlentherapie auf den BGGF-Tagungen von 1912 bis 1939, in: Christoph Anthuber, Matthias W. Beckmann, Johannes Dietl, Fritz Dross, Wolfgang Frobenius (Hrsg.), Herausforderungen. 100 Jahre Bayerische Gesellschaft für Geburtshilfe und Frauenheilkunde, Stuttgart 2012, S. 60-86.

37. Fuhry/Kern/Kießling (2001): Eva Fuhry, Ulrich Kern, Bernd Kießling, Ein Strahler hat Konjunktur. Zur Geschichte des Radiums, Mannheim 2001 (= Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim, Reihe Forschung, 37).
38. Gettler/Norris (1933): Alexander O. Gettler, Charles Norris, Poisoning from drinking Radium Water, *Journal of the American Medical Association* 100 (1933), S. 400-402.
39. Glaser (1990): Felix H. Glaser, Zur historischen Entwicklung der Brachytherapie, *Deutsches Ärzteblatt* 87 (1990), S. A2982-A2990.
40. Glasser (1995): Otto Glasser, Wilhelm Conrad Röntgen und die Geschichte der Röntgenstrahlen, 3. erweiterte Aufl., Berlin/Heidelberg/New York 1995 [Berlin 1931].
41. Goldberg (2011): Daniel S. Goldberg, Suffering and Death among Early American Roentgenologists: The Power of Remotely Anatomizing the Living Body in Fin de Siècle America, *Bulletin of the History of Medicine* 85 (2011), S. 1-28.
42. Hacker (1987): Barton C. Hacker, The Dragon's Tail. Radiation Safety in the Manhattan Project, 1942-1946, Berkeley/Los Angeles/London 1987.
43. Hammer (1903): William J. Hammer, Radium, and other radio-active substances; Polonium, Actinium, and Thorium, with a consideration of phosphorescent and fluorescent substances the properties and applications of Selenium and the treatment of disease by the ultra-violet light, New York/London 1903.
44. Harvie (2005): David I. Harvie, Deadly Sunshine, The History of fatal Legacy of Radium, Stroud 2005.
45. Hayter (2005): Charles Hayter, An element of hope. Radium and the response to cancer in Canada, 1900-1940, Ithaca 2005 (= McGill-Queen's/ Associated Medical Services Studies in the History of Medicine, 22).
46. Heilmann (1996): Hans-Peter Heilmann, Radiation Oncology: Historical Development in Germany, *International Journal of Radiation Oncology, Biology, Physics* 35 (1996), S. 207-217.
47. Helmstädter (2005): Axel Helmstädter, Die Radiumschwachtherapie: Strahlende Arznei-, Lebens- und Körperpflegemittel in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, *Medizinhistorisches Journal* 40 (2005), S. 347-368.
48. Hermann/Müller (2012): Thomas Hermann, R. Müller, Strahlenschutz in der Radioonkologie. Gestern, heute und morgen, *Strahlentherapie und Onkologie* 3 (2012), S. 341-349.
49. Herold-Schmidt (1997): Hedwig Herold-Schmidt, Ärztliche Interessenvertretung im Kaiserreich 1871-1914, in: Robert Jütte (Hrsg.), *Geschichte der deutschen Ärzteschaft. Organisierte Berufs- und Gesundheitspolitik im 19. und 20. Jahrhundert*, Köln 1997, S. 43-95.
50. Herzig (2006): Rebecca M. Herzig, Suffering for Science. Reason and Sacrifice in Modern America, New Brunswick/New Jersey/London 2006.
51. Hirschfeld (1914): Magnus Hirschfeld, Die Homosexualität des Mannes und des Weibes, Berlin 1914 (= *Handbuch der gesamten Sexualwissenschaft in Einzeldarstellungen*, III).
52. His (1919): Wilhelm His, Vorwort, in: Fritz Gudzent (Hrsg.), *Grundriß zum Studium der Radiumtherapie*, Berlin/Wien 1919, S. III-IV.
53. Hoffman (1925): Frederick L. Hoffman, Radium (Mesothorium) Necrosis, *Journal of the American Medical Association* 85 (1925), S. 961-965.
54. Hogg (2016): Jonathan Hogg, British Nuclear Culture: Official and Unofficial Narratives in the Long 20th Century, London/New York 2016.

55. Holmes (2010): Robert W. Holmes III., *Substance of the Sun: The Cultural History of Radium Medicines in America* (= Diss. phil. Austin 2010).
56. Holthusen (1947): Hermann Holthusen, *Allgemeines*, in: Hermann Holthusen (Hrsg.), *Radiologie, Diagnostik und Therapie*, Wiesbaden 1947 (= *Naturforschung und Medizin in Deutschland, 1939-1946. Für Deutschland bestimmte Ausgabe der FIAT Review of German Science*, 84), S. 1-27.
57. Holzknecht/Schwarz (1903): Guido Holzknecht, Gottwald Schwarz, *Über Radiumstrahlen*, *Münchener Medizinische Wochenschrift* 28 (1903), S. 1189.
58. Huerkamp (1985): Claudia Huerkamp, *Der Aufstieg der Ärzte im 19. Jahrhundert. Vom gelehrten Stand zum professionellen Experten: Das Beispiel Preußens*, Göttingen 1985 (= *Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft*, 68).
59. Hustler (1910): Everard Hustler, *Das Jahrhundert des Radiums*, in: Arthur Bremer (Hrsg.), *Die Welt in 100 Jahren*, Berlin 1910, S. 245-266.
60. Israel (1998): Paul Israel, *Edison. A life of invention*, New York u.a. 1998.
61. Jelliffe/Stewart (1969): Anthony M. Jelliffe, F. S. Stewart, *Radium Vita Emanator – an Unusual Potential Radiation Hazard*, *British Medical Journal* (1969), 2, S. 305-306.
62. Kahn (2003): Mark Kahn, *National Air and Space Archives: William J. Hammer Collection*, Washington 2003.
63. Kienböck (1907): Robert Kienböck, *Radiotherapie, Ihre biologischen Grundlagen, Anwendungsmethoden und Indikationen. Mit einem Anhang: Radiumtherapie*, Stuttgart 1907 (= *Physikalische Therapie in Einzeldarstellungen*, 6).
64. Kleinert (1988): Ulrike Kleinert, *Radium-Jubel und Röntgen-Wertheim: Gynäkologische Radiologie an der Frankfurter Universitäts-Frauenklinik von den Anfängen bis 1938*, Hildesheim 1988 (= *Frankfurter Beiträge zur Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin*, 8).
65. Kreuznacher Ärzteverein (1910): Kreuznacher Ärzteverein (Hrsg.), *Ärztliche Mitteilungen über Radium und Radiumtherapie in Bad Kreuznach*, Kreuznach 1910.
66. Lambert (2001): Barrie Lambert, *Radiation: early warnings; late effects*, in: European Environment Agency (Hrsg.), *Late lessons from early warnings: the precautionary principle 1896-2000*, Kopenhagen 2001 (= *Environmental issue report*, 22), S. 31-37.
67. Lange (1977): K. A. Lange, Art. London, Efim Semenovich, in: *Great Soviet Encyclopedia*, (Translation of the third Edition), Band 15, New York/London 1977, Sp. 128.
68. Lavine (2008): Matthew Lavine, *A Cultural History of Radiation and Radioactivity in the United States, 1895-1945*, Ann Arbor 2008 (= Diss. phil. Wisconsin 2008).
69. Lavine (2013): Matthew Lavine, *The first atomic age: Scientists, radiations, and the American public, 1895-1945*, New York 2013.
70. Lederman (1981): Manuel Lederman, *The Early Years of Radiotherapy: 1895-1939*, *International Journal of Radiation Oncology*Biophysics* 7 (1981), S. 639-648.
71. Leschke (1932): Erich Leschke, *Tödliche Radiumvergiftung durch Trinkkur mit Radiumwasser*, *Münchener Medizinische Wochenschrift* 79 (1932), S. 819.
72. Lindell (2004): Bo Lindell, *Über Strahlung, Radioaktivität und Strahlenschutz. Geschichte der Strahlenforschung, Teil 1: Pandoras Büchse. Die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg*, Oldenburg 2004.
73. London (1903): Efim S. London, *Über das Verhalten der Radiumstrahlen auf dem Gebiete des Sehens*, *Albrecht von Graefes Archiv für Ophthalmologie* 57 (1903), S. 342-362.

74. London (1911): Efim S. London, Das Radium in der Biologie und Medizin, Leipzig 1911.
75. Ludwig (1999): Hans Ludwig (Hrsg.), Die Reden. Eröffnungsansprachen zu den Kongressen der Gesellschaft 1886-1998 [Deutsche Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe], zusammengestellt und mit kurzen Einleitungen versehen von Hans Ludwig, Basel/Heidelberg/Berlin 1998.
76. Lustig (1910): C. Lustig, Die Medizin in 100 Jahren, in: Arthur Bremer (Hrsg.), Die Welt in 100 Jahren, Berlin 1910, S. 269-272.
77. Macherauch/Neff (1995): Eckard Macherauch, Hans Neff, Röntgens erste Mitteilungen über eine neue Art von Strahlen, in: Friedrich H. W. Heuck, Eckard Macherauch (Hrsg.), Forschung mit Röntgenstrahlen. Bilanz eines Jahrhunderts (1895-1995), Berlin/Heidelberg/New York 1995, S. 3-5.
78. Macintyre (1903): John Macintyre, Radium and its therapeutic effects, British Medical Journal (1903), 2, S. 1524-1526.
79. Macklis (1990): Roger B. Macklis, Radithor and the Era of Mild Radium Therapy, Journal of the American Medical Association 265 (1990), S. 614-618.
80. Macklis (1993): Roger B. Macklis, The Great Radium Scandal, Scientific American 269 (1993), S. 94-99.
81. Martland (1926): Harrison S. Martland, Microscopic Changes of Certain Anemias due to Radioactivity, Archives of Pathology and Laboratory Medicine 2 (1926), S. 465-472.
82. Martland (1929): Harrison S. Martland, Occupational Poisoning in Manufacture of Luminous Watch Dials, Journal of the American Medical Association 92 (1929), S. 466-473.
83. Martland (1931): Harrison S. Martland, The Occurrence of Malignancy in Radioactive Persons, The American Journal of Cancer 15 (1931), S. 2435-2516.
84. Martland/Conlon/Knef (1925): Harrison S. Martland, Philip Conlon, Joseph P. Knef, Some unrecognized Dangers in the Use and Handling of Radioactive Substances, Journal of the American Medical Association 85 (1925), S. 1769-1776.
85. McCoy (2000): Bob McCoy, Quack! Tales of medical fraud from the Museum of Questionable Medical Devices, Santa Monica 2000.
86. Meggitt (2008): Geoff Meggitt, Taming the Rays. A history of radiation and protection, o.O. [Raleigh (NC)] 2008.
87. Meurer (2017): Alfred Meurer, Das Allheilmittel des 20. Jahrhunderts – eine kleine Kulturgeschichte des Radiums, Kromsdorf/Weimar 2017.
88. Moßler (1912): Gustav Moßler, Die im Handel befindlichen radioaktiven Bade- und Trinkpräparate, sowie pharmazeutische Zubereitungen, Österreichische Jahreshefte für Pharmazie und verwandte Wissenszweige 13 (1912), S. 1-60.
89. Mould (1993): Richard F. Mould, A Century of X-rays and Radioactivity in Medicine: With Emphasis on Photographic Records of the Early Years, Bristol/Philadelphia 1993.
90. Mould (1997): Richard F. Mould, The Early History of X-Rays in Medicine for Therapy and Diagnosis, in: Alan Michette, Slawka Pfauntsch (Hrsg.), X-Rays: The First Hundred Years, Chichester 1996, S. 21-41.
91. Mould (1998): Richard F. Mould, The discovery of radium in 1898 by Maria Skłodowska-Curie (1867-1934) and Pierre Curie (1859-1906), British Journal of Radiology 71 (1998), S. 1229-1254.

92. Müller (1929): Erich H. Müller, Die Strahlentherapie in der Gynäkologie im Jahre 1927, Monatsschrift für Geburtshilfe und Gynäkologie 81 (1929), S. 87-108.
93. Mukherjee (2012): Siddhartha Mukherjee, Der König aller Krankheiten, Krebs – eine Biografie, Köln 2012.
94. Mullner (1999): Ross Mullner, Deadly Glow. The Radium Dial Painters Tragedy, Washington, D.C. 1999.
95. Oeltjenbruns/Schäfer (2008): Jochen Oeltjenbruns, Micha Schäfer, Klinische Bedeutung des Placeboeffekts, Der Anaesthetist 57 (2008), S. 447-463.
96. Peña (2003): Carolyn Thomas de la Peña, The Body Electric: How Strange Machines Built the Modern America, New York/London 2003 (= American History and Culture).
97. Pfeifer (1938): Adolf Pfeifer, Über die geschichtliche Entwicklung der Radiumtherapie in Deutschland und Frankreich, einschließlich Belgien (= Diss. med. München 1938).
98. Priestley (2012): Rebecca Priestley, Mad on radium. New Zealand in the atomic age, Auckland 2012.
99. Radium (1912): o.A., Radium Emanation (Niton) in the Bath Waters, British Medical Journal (1912), 1, S. 617-618.
100. Radium test for eyes not yet conclusive (1903): o.A., Radium test for eyes not yet conclusive, The New York Times vom 24.08.1903.
101. Rentetzi (2004): Maria Rentetzi, The Women Radium Dial Painters as experimental Subjects (1920-1990), or: What counts as human Experimentation?, in: Volker Roelcke, Giovanni Maio (Hrsg.), Twentieth Century Ethics of Human Research: Historical Perspectives on Values, Practices, and Regulation, Stuttgart 2004, S. 275-291.
102. Rentetzi (2008): Maria Rentetzi, Trafficking Materials and Gendered Experimental Practices: Radium Research in early 20th Century Vienna, New York/Chichester 2008.
103. Riedl (1981): Heinrich Riedl, Die Auseinandersetzungen um die Spezialisierung in der Medizin von 1862-1925 (= Diss. med. München 1981).
104. Robison (2015): Roger F. Robison, Mining and Selling Radium and Uranium, Cham 2015
105. Rollins (1901): William Rollins, X-light kills, Boston Medical Surgery Journal 144 (1901), S. 173.
106. Rosenbusch/Oudkerk/Ammann (1994): Gerd Rosenbusch, Matthijs Oudkerk, Ernst Ammann, Eine neue Art von Strahlen, in: Gerd Rosenbusch, Matthijs Oudkerk, Ernst Ammann (Hrsg.), Radiologie in der medizinischen Diagnostik – Evolution der Röntgenstrahlenanwendung 1895-1995, Berlin 1994, S. 6-22.
107. Rowland (1994): R. E. Rowland, Radium in Humans, A Review of U.S. Studies, Argonne 1994.
108. Rudolphi (1913): Ernst Rudolphi, Die Heilwirkung des Radiums und Mesothoriums, Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt 37 (1913), S. 785-786.
109. Ruppelt (2014): Georg Ruppelt, Zukunft von Gestern (Einführung), in: Arthur Bremer (Hrsg.), Die Welt in 100 Jahren, 10. Nachdruck der Ausgabe Berlin 1910, Hildesheim 2014, S. V-XX.
110. Schinz (1959): Hans R. Schinz, Sechzig Jahre Medizinische Radiologie – Probleme und Empirie, Stuttgart 1959.
111. Schlundt/Fulton/Bruner (1933): Herman Schlundt, Ralph G. Fulton, Frank Bruner, Radium-Water Generators, Journal of Chemical Education 10 (1933), S. 185-187.
112. Schmid (1959): Magnus Schmid, Art. Albert Siegmund Gustav Döderlein, in: Neue Deutsche Biographie, Band 4, Berlin 1959, S. 14-15.

113. Schwankner et al. (2006): Robert J. Schwankner, Rudolf Laubinger, Joachim Dörner, Bernadett Gmeiner, Gregor Patzer, Michael Schmidt, Aus der Frühgeschichte der Radiochemie – Ausgewählte Objekte konservatorischer Radiometrie, in: Eckhard Ettenhuber, Reinhart Giessing, Evelin Beier, Anton Bayer (Hrsg.), Strahlenschutz-Aspekte bei natürlicher Radioaktivität. 38. Jahrestagung des Fachverbandes für Strahlenschutz e. V., Köln 2006 (= Fortschritte im Strahlenschutz), S. 52-83.
114. Schwarz (1999): Angela Schwarz, Der Schlüssel zur modernen Welt: Wissenschaftspopularisierung in Großbritannien und Deutschland im Übergang zur Moderne (ca. 1870-1914), Stuttgart 1999 (= Beihefte der Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 153).
115. Seefried (2015): Elke Seefried, Zukünfte: Aufstieg und Krise der Zukunftsforschung, 1945-1980, Berlin/Boston 2015 (= Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, 106).
116. Seidlerová/Seidler (2010): Irena Seidlerová, Jan Seidler, Jáchimover Uranerz und Radioaktivitätsforschung um die Wende des 19./20. Jahrhunderts, Chemnitz 2010.
117. Sharpe (1978): William D. Sharpe, The New Jersey Radium Dial Painters: A Classic in Occupational Carcinogenesis, Bulletin of the History of Medicine 52 (1978), S. 560-570
118. Slaughter (2013): Aimee C. E. Slaughter, Harnessing the Modern Miracle: Physicists, Physicians, and the Making of American Radium Therapy (= Diss. phil. Minnesota 2013).
119. Stannard (1988): James N. Stannard, Radioactivity and Health: A History, Richland (WA) 1988.
120. Stoeckel (1966): Walter Stoeckel, Erinnerungen eines Frauenarztes, herausgegeben und bearbeitet von Hans Borgelt, München 1966.
121. Thomson (1896): Elihu Thomson, Roentgen Rays Act Strongly on the Tissues, Electrical Engineer 22 (1896), S. 534.
122. Tracy (1903): Samuel G. Tracy, Radium in Medicine, New York Medical Journal and Philadelphia Medical Journal 2 (1903), S. 792-794.
123. Von Philipsborn/Geipel (2006): Henning von Philipsborn, Rudolf Geipel, Radioaktive Gebrauchsgegenstände im Unterricht, in: Eckhard Ettenhuber, Reinhart Giessing, Evelin Beier, Anton Bayer (Hrsg.), Strahlenschutz-Aspekte bei natürlicher Radioaktivität. 38. Jahrestagung des Fachverbandes für Strahlenschutz e. V., Köln 2006 (= Fortschritte im Strahlenschutz), S. 84-97.
124. Von Schwerin (2015): Alexander von Schwerin, Strahlenforschung: Bio- und Risikopolitik der DFG, 1920-1970, Stuttgart 2015 (= Studien zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 10).
125. Walker (2000): J. Samuel Walker, Permissible Dose. A History of Radiation Protection in the Twentieth Century, Berkeley/Los Angeles/London 2000.
126. Weart (1988): Spencer R. Weart, Nuclear Fear. A History of Images, Cambridge (MA)/London 1988.
127. Weiss (2001): Burghard Weiss, „A Million Volts or Bust“. Die Entstehung der Strahlentherapie im Spannungsfeld von Wissenschaft, Industrie und Gesellschaft, in: Giovanni Maio, Volker Roelcke (Hrsg.), Medizin und Kultur: Ärztliches Denken und Handeln im Dialog zwischen Natur- und Geisteswissenschaften. Festschrift für Dietrich von Engelhardt, Stuttgart/New York 2011, S. 64-76.
128. Weisz (2006): George Weisz, Divide and Conquer. A Comparative History of Medical Specialization, New York/Oxford 2006.

129. Wetterer (1908): Josef Wetterer, Handbuch der Röntgentherapie, nebst Anhang. Die Radiumtherapie. Ein Lehrbuch für Aerzte und Studierende, Leipzig 1908.
130. Wickham/Degrais (1910): Louis Wickham, Paul Degrais, Radiumtherapie, Instrumentarium, Technik, Behandlung von Krebsen, Keloiden, Naevi, Lupus, Pruritus, Neurodermitiden, Ekzemen, Verwendung in der Gynäkologie, Berlin 1910.
131. Wiener Briefe (1900): o.A., Wiener Briefe (Eigener Bericht), Münchener Medicinische Wochenschrift 47 (1900), S. 1581-1582.
132. Willers/Heilmann/Beck-Bornholdt (1998): Henning Willer, Hans-Peter Heilmann, Hans-Peter Beck-Bornholdt, Ein Jahrhundert Strahlentherapie. Geschichtliche Ursprünge und Entwicklung der fraktionierten Bestrahlung im deutschsprachigen Raum, Strahlentherapie und Onkologie 174 (1998), S. 53-63.
133. X-Rays injured Edison (1903): o.A., X-Rays injured Edison, The New York Times vom 03.08.1903.
134. Young (1972): James H. Young, Quacksalber. Geschichte des Kurpfuschertums in den USA im 20. Jahrhundert, Schwäbisch Gmünd 1972.
135. Zum Winkel/Kimmig (1995): Karl zum Winkel, Bernhard N. Kimmig, Strahlenbehandlung, in: Friedrich H. W. Heuck, Eckard Macherauch (Hrsg.), Forschung mit Röntgenstrahlen. Bilanz eines Jahrhunderts (1895-1995), Berlin/Heidelberg/New York 1995, S. 272-291.

Kurzbiographien der Autorinnen und Autoren

Sven Brajer, M.A., gelernter Einzelhandelskaufmann, Studium der Geschichte, Soziologie und Politikwissenschaft an der Technischen Universität Dresden 2008-2013. 2014-2016 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Mitteleuropazentrum in Dresden. 2015 Preisträger des Hermann Knothe-Preises der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz. Seit 2015 Dissertationsprojekt bei Prof. Dr. Josef Matzerath an der TU Dresden zum Thema „Am Rande Dresdens? Das völkisch nationale Spektrum einer ‚konservativen Kulturstadt‘ 1879-1933“. Seit 2017 Promotionsstipendiat der Rosa-Luxemburg-Stiftung. *Forschungsschwerpunkte:* Wissenschaftliche Veröffentlichungen und Vorträge zur Kultur-, (sächsischen) Regional- und politischen Geschichte sowie zur Museumsgestaltung liegen vor.

Univ.-Prof. Dr. phil. Klaus Freitag, promovierte nach seinem Studium der Alten Geschichte, Politikwissenschaft sowie Neuere und Neueste Geschichte an den Universitäten Siegen und Münster im 1997 in Alter Geschichte zum Thema „Der Korinthische Golf als antiker Lebensbereich“. Zwischen 1996 und 1998 war er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für Alte Geschichte der Universität Münster beschäftigt. Im Anschluss daran wirkte er dort bis 2004 als wissenschaftlicher Assistent von Peter Funke. Im Jahr 2004 habilitierte er über das Thema „Studien zum Verhältnis von Kult, Heiligtum und Politik in den griechischen Bundesstaaten der hellenistisch-römischen Zeit“. Ebenfalls 2004 erfolgte die Ernennung zum Hochschuldozenten am Seminar für Alte Geschichte an der Universität Münster. 2009 erfolgte der Ruf auf den Lehrstuhl für Alte Geschichte an der RWTH Aachen. *Forschungsschwerpunkte:* U.a. griechische Geschichte von den Anfängen bis in die römische Kaiserzeit, insbesondere die griechischen Bundesstaaten und die historische Landeskunde des antiken Griechenlands, Ethnogenese und die griechischen Bundesstaaten, historische Landeskunde des antiken Griechenland, Antike Religionsgeschichte, Griechische Epigraphik, Rom und der griechische Osten.

Univ.-Prof. Dr. med., med. dent. et phil. Dominik Groß, habilitierte sich nach Abschluss der Studiengänge Zahnheilkunde (Dr. med. dent. 1990), Geschichte, Klassische Archäologie und Philosophie (Dr. phil. 1994) 1998 mit einem medizinhistorischen Thema. Im Jahr 2000 schloss er zudem das Studium der Humanmedizin ab (Dr. med. 2001). Seit 2005 ist er Direktor des Instituts für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin und Inhaber des gleichnamigen Lehrstuhls an der RWTH Aachen; seit 2008 fungiert er zudem als Vorsitzender des Klinischen Ethik-Komitees des Universitätsklinikums Aachen. *Forschungsschwerpunkte:* Wissenschaftsgeschichte, Technikakzeptanz und Technikentwicklung, Technisierung der Leiche, Technische Visualisierung(ssstrategien) in der Biomedizin, Forschungsethik, Medizin im Nationalsozialismus, Geschichte und Ethik der Zahnheilkunde.

Univ.-Prof. Dr. phil. Drs. h.c. Armin Heinen, ist Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der RWTH Aachen. Er wirkte als Prorektor für Lehre und als Prodekan für Forschung. Ferner war er Mitglied des Wissenschaftlichen Beirates des ZEI (Bonn) sowie Mitinitiator der Reinhart-Koselleck-Graduiertenschule für Begriffsgeschichte (Universität Temeswar, Rumänien). *Forschungsschwerpunkte*: Neuere und Neueste Geschichte, Europastudien, Geschichte Rumäniens, Geschichte der Technikkulturen, Nationalismusgeschichte, Wissenschaftsgeschichte und Raumkonzepte.

Marcus Hellwing, M.A., absolvierte das Studium der Geschichte und Philosophie an der Universität Erfurt. Derzeit promoviert er zum Thema „Sit non doctissima coniunx – Diskurse über Frauen und Bildung in der späten römischen Republik und Kaiserzeit“ an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. *Forschungsschwerpunkte*: Genderstudies in den Altertumswissenschaften, Geschichte der untergehenden römischen Republik und des frühen Principats, Bildungs- und Philosophiegeschichte, Public History

Ass.-Prof. Dr. phil. Petra Missomelius, promovierte nach ihrem Studium der Neueren deutschen Literatur und Medien, der Europäischen Ethnologie und Kulturforschung sowie Grafik und Malerei an der Philipps-Universität Marburg 2006 zum Thema „Digitale Medienkultur. Mediale Konfigurationen und Wahrnehmung“. Gegenwärtig ist sie Assistenzprofessorin am Institut für Medien, Gesellschaft und Kommunikation an der Fakultät für Soziale und Politische Wissenschaften der Leopold-Franzens Universität Innsbruck und habilitiert zum Projekt „Bildung im Kontext transformativer Medienkulturen“. *Forschungsschwerpunkte*: Bild- und Techniktheorie, Mediale Räume, Digitale Medien in Prozessen der Wissensgenerierung, Störung und subversive Nutzung von Netzwerktechnologien, Postbiologische Körperkonzepte.

Univ.-Prof. Dr. theol. Simone Paganini, hat nach dem Studium der Theologie und Philosophie an der Universität Gregoriana in Florenz und in Rom sein Doktorandenstudium an der Universität Innsbruck mit Auszeichnung absolviert. Dort habilitierte er 2008 im Fach „Alttestamentliche Bibelwissenschaft“. Er war als Privatdozent in Wien, Innsbruck, Bozen und München tätig, bevor er 2013 Ordentlicher Professor für Bibeltheologie (AT und NT) an der RWTH Aachen wurde. *Forschungsschwerpunkte*: Er forscht vor allem zu altorientalischen und biblischen Rechtstexten sowie zu den Büchern der Prophetie der hebräischen Bibel und zu den Dead Sea Scrolls.

Dr. phil. Anne D. Peiter, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie in Münster, Rom, Paris und Berlin. Von 2001-2007 war sie DAAD-Lektorin an der Sorbonne IV. 2006 Promotion zum Thema „Komik und Gewalt. Zur literarischen Verarbeitung der beiden Weltkriege und der Shoah“. Seit 2007 ist sie Germanistikdozentin an der Université de La Réunion (Frankreich). Derzeit beendet sie ihre Habilitation zum Thema „Träume der Unverhältnismässigkeit. Kolonialismus, Nationalsozialismus, Kalter Krieg“. *Forschungsschwerpunkte*: Shoah- und Exilliteratur, Geschichte des kolonialen Trägerwesens, Reiseliteratur.

Dr. phil. Hans Jörg Schmidt, studierte Germanistik, Politikwissenschaft, evangelische Theologie, Erziehungswissenschaft sowie Neuere und Neueste Geschichte an den Universitäten Heidelberg, Groningen und Dresden. An der Rijksuniversität Groningen promovierte er 2007 mit einer kulturwissenschaftlichen Arbeit zur „Historischen Semantik des Freiheitsbegriffs in Deutschland“. Danach fungierte er als Leiter eines Stadtarchivs und in der Wirtschaftsförderung, bis er von 2009 bis März 2017 die Geschäftsführung des John Stuart Mill Instituts für Freiheitsforschung e.V. übernahm. Seither ist er an der TU Dresden im Wissenschaftsmanagement tätig. *Forschungsschwerpunkte*: U.a. Freiheits- und Liberalismusforschung, Kulturwissenschaft der Ökonomie, soziale und kulturelle Implikationen medialer Umbrüche sowie Harriet Taylor und John Stuart Mill.

Dr. rer. medic. Mathias Schmidt, studierte Geschichte und Theologie an der Ruhr-Universität Bochum. Seit 2012 ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin an der RWTH Aachen. Dort promovierte er 2015 zum Thema „Der Radiologe Hans Holfelder (1891-1944), der SS-Röntgensturmbann und die Radiologie im Dritten Reich“. *Forschungsschwerpunkte*: Medizin in der NS-Zeit, Geschichte der Radiologie, Medizin in der NS-Zeit, Aussatz und Lepra in Europa, Akzeptanz und ethische Probleme neuer Medizintechnologien, insb. Telemedizin.

Gottfried Schnödl, M.A., arbeitete nach seinem Studium der Geschichte, Germanistik und Philosophie an der Universität Wien als ÖAD-Lektor am germanistischen Lehrstuhl der West-Universität Timisoara (Rumänien) und als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Universität Wien. Seit 2011 ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kultur und Ästhetik Digitaler Medien der Leuphana Universität Lüneburg. *Forschungsschwerpunkte*: Denkfiguren des Übergangs um 1900, Textedition der Kritischen Schriften Hermann Bahrs, Technikphilosophie und die Schnittstelle zwischen Ästhetik und Medientheorie.

Dr. phil. Dirk Schuster, absolvierte das Studium der Mittleren/ Neueren Geschichte sowie Religionswissenschaft an der Universität Leipzig. Von 2011 bis 2014 war er Promotionsstipendiat der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit. Zwischen 2012 und 2014 fungierte er als Lehrbeauftragter am Religionswissenschaftlichen Institut der Universität Leipzig als auch der Freien Universität Berlin. Seit 2014 ist er akademischer Mitarbeiter am Institut für Jüdische Studien und Religionswissenschaft, Schwerpunkt Christentum, der Universität Potsdam. In seiner Promotion am Institut für Religionswissenschaft der Freien Universität Berlin widmete er sich dem Thema „Die Lehre vom ‚arischen‘ Christentum. Das wissenschaftliche Selbstverständnis im Eisenacher ‚Entjudungsinstitut‘“. *Forschungsschwerpunkte*: Interdependenzen von Religion und Politik, Religion im Nationalsozialismus, Geschichte der Evangelischen Landeskirche A.B. in Rumänien, Neue Religiöse Bewegungen, Atheismus in der Moderne.

Dr. phil. Tobias Winnerling, studierte Geschichte, Philosophie und Modernes Japan an der Fernuniversität Hagen und der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Seine Promotion schloss er im Jahr 2013 zum Thema „Vernunft und Imperium. Die Gesellschaft Jesu in Indien und Japan, 1542-1547“ ab. Seit 2008 ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Dort wirkt er derzeit an einem Projekt zum Thema „Vergessen-Werden unter Gelehrten vom 18. bis 20. Jahrhundert“. *Forschungsschwerpunkte*: Kulturgeschichte des Wissens, Interaktion Europa-Außereuropa in der Frühen Neuzeit, Geschichte digitaler Spiele, Geschichtstheorie.

Korrespondenzadressen der Autorinnen und Autoren

Sven Brajer, M.A.

Mitteuropazentrum für Staats-, Wirtschafts- und Kulturwissenschaften
Technische Universität Dresden
Strehleener Straße 22-24
D-01069 Dresden

Univ.-Prof. Dr. phil. Klaus Freitag

Historisches Institut
Alte Geschichte
RWTH Aachen University
Theaterplatz 14
D-52062 Aachen

Univ.-Prof. Dr. med. Dr. med. dent. Dr. phil. Dominik Groß

Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin
RWTH Aachen University
Universitätsklinikum Aachen
Wendlingweg 2
D-52074 Aachen

Univ.-Prof. Dr. phil. Drs. h.c. Armin Heinen

Historisches Institut
Neuere und Neueste Geschichte
RWTH Aachen University
Theaterplatz 14
D-52062 Aachen

Marcus Hellwing, M.A.

Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
Institut für Altertumswissenschaften
Lehrstuhl für Alte Geschichte
D-06099 Halle/Saale

Korrespondenzadressen

Ass.-Prof. Dr. phil. Petra Missomelius

Institut für Medien, Gesellschaft und Kommunikation
Universität Innsbruck
Maximilianstraße 3
A-6020 Innsbruck

Univ.-Prof. Dr. theol. Simone Paganini

Institut für Katholische Theologie
Biblische Theologie
RWTH Aachen University
Theaterplatz 14
D-52062 Aachen

Dr. phil. Anne D. Peiter

Université de la Réunion
Département d'études germaniques
35 Avenue Renée Cassin
RE-97490 Saint-Denis

Dr. phil. Hans Jörg Schmidt

John Stuart Mill Institut für Freiheitsforschung e.V.
Kaiser-Friedrich-Promenade 85
D-61348 Bad Homburg

Dr. rer. medic. Mathias Schmidt

Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin
RWTH Aachen University
Universitätsklinikum Aachen
Wendlingweg 2
D-52074 Aachen

Gottfried Schnödl, M.A.

Institut für Kultur und Ästhetik Digitaler Medien
Leuphana Universität Lüneburg
Scharnhorststr. 1, C5 320
D-21335 Lüneburg

Dr. phil. Dirk Schuster

Institut für Jüdische Studien und Religionswissenschaft
Philosophische Fakultät
Universität Potsdam
Am Neuen Palais 10
D-14469 Potsdam

Dr. phil. Tobias Winnerling

Institut für Geschichtswissenschaften
Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
Universitätsstr. 1
D-40225 Düsseldorf

Im vorliegenden Tagungsband wird „Zukunft“ nicht als anthropologische Konstante, sondern vielmehr als eine mit dem soziokulturellen Umfeld eng verknüpfte, dynamische Denkweise verstanden. Folglich liegt der Fokus der Beiträge nicht allein auf der Frage, ob und wie Wissenschaften und Gesellschaften mit Zukunftskonzepten und Zukunftsvorstellungen umgegangen sind, sondern auch darauf, die unterschiedlichen Schnittstellen ausfindig zu machen, die „Zukunft“ als Denkkategorie mit Gesellschaft und Wissenschaft verbinden.

ISBN 978-3-86219-888-7



9 783862 198887 >